UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Jesuiten

vollständige Geschichte ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit von der Stiftung des Ordens bis jetzt

Griesinger, Carl Theodor

Stuttgart, 1866

urn:nbn:de:hbz:466:1-11947

Visual Library

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

92.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Jesuiten.

Vollständige Geschichte

ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit

von der Stiftung des Ordens bis jetzt.

Dem deutschen Volke erzählt

von

Theodor Griesinger.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1866.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn
03
M
46389
13/6942

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Vorrede.

Einen Bau gibt es in der Welt, zu dessen Vollendung nach Kräften beizutragen jeder denkende Mensch verpflichtet ist, ich meine den Bau der Aufklärung und geistigen Freiheit, ohne welche die materielle und reale Freiheit keinen Aufschwung nehmen kann. Einigen Wenigen wurde von der Vorsehung die Kraft gegeben, einen ganzen Eckstein oder gar eine ganze Säule zu diesem Bau beizutragen und diese Wenigen sind „die Ritter des Geistes", von denen Heine singt. Allein wenn auch den Uebrigen eine solche Stärke abmangelt, dürfen sie deßhalb die Hände gänzlich in den Schooß legen? Haben sie ein Recht total zu feiern, weil sie vielleicht nur im Stande sind, Mörtel und kleine Steine zum Baue herbeizuschleppen? Ich sage „Nein," und von diesem „Nein" ausgehend habe ich mich an die „Geschichte der Jesuiten" gemacht. Möge das Buch wenigstens etwas Weniges dazu beitragen, die Bande des Aberglaubens und der geistigen Beschränktheit, in welchen noch so viele Hunderttausende gefesselt sind, wenn nicht abzustreifen, so doch zu lockern und zum Abstreifen vorzubereiten! Ein Weiteres verlange ich nicht.

Stuttgart im Oktober 1865.

Theodor Griesinger.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Erstes Buch.

Der Anfang der Jesuiten oder der heilige Ignaz von Loyala.

1. Kap. Ignaz von Loyala wird ein Heiliger 3
2. „ Die Kreuz- und Querzüge des neuen Heiligen und die sieben ersten Jesuiten 16
3. „ Loyola in Rom 32
4. „ Die Einrichtung und das Gesetzbuch des neuen Ordens . . . 50
5. „ Ignaz von Loyola als Ordensgeneral 59

Zweites Buch.

Die Klugheit der Jesuiten und das Riesenmäßige ihres Wachsthums.

1. Kap. Die jesuitischen Missionen in fernen Welttheilen 93
   - I. Die jesuitischen Missionen in Asien 93
   - II. Die jesuitische Mission in Afrika 131
   - III. Die jesuitischen Missionen in Amerika 138
2. „ Die Machtstellung der Jesuiten in Europa 158
   - I. Die Machtstellung der Jesuiten in Italien 168
   - II. Die Machtstellung der Jesuiten in Portugal 181
   - III. Die Machtstellung der Jesuiten in Spanien 202
   - IV. Die Machtstellung der Jesuiten in Frankreich 211
   - V. Die Machtstellung der Jesuiten in Deutschland und den angrenzenden Ländern 226
   - VI. Die Machtstellung der Jesuiten in England und den nordischen Reichen 288

Drittes Buch.

Die Sittlichkeit der Jesuiten oder das Gelübde der Keuschheit.

1. Kap. Der alte Adam in der Larve der Heiligkeit 301
2. „ Die Liebhaberei zu Knaben und Jünglingen 327
3. „ Die geistlichen Exercitien oder die Raffinirtheit im Genuß . . 333

Erstes Buch.

Der Anfang der Jesuiten

oder

Der heilige Ignaz von Loyola.

Motto: Der Teufel saß in der Höll' und krümmt' sich vor Schmerz,
Weil der Mönch Luther sich gefasset das Herz,
Einzugreifen in der Welten Ring,
Und zu stürzen die alte Ordnung der Ding.
„Ist's nicht genug", so heult er, daß es weithin schallt,
„Daß der Arge sich wagt an die geistlich' Gewalt?
„Muß er auch noch mein eigen Reich und Dominium
„Sich erkühnen zu stürzen um und um?
„Bei meiner Großmutter, er ist im Stand und erobert die Höll',
„Wenn ich ihm nicht eine größere Macht entgegenstell'!
„Doch wer hilft mir in dieser schweren Noth,
„Wo die Welt aus den Fugen zu gehen droht?"
So heult' der Satan und schlug sich vor's Hirn,
Daß blutgefärbt war bald die schwarze Stirn.
Da trat die Schlang' zu ihm, das alt' giftig' Thier,
Welcher von Bosheit, Trug und List der Bauch berstet schier,
Und flüstert' ihm leis ein paar Wort' in's Ohr,
Der Teufel in seinem Innern nicht eins davon verlor.
Aufsprang er und erleichtert schwoll ihm die Brust,
Und sein Auge leuchtet' vor Wonn' und Lust.
Neun Monat drauf ein Weib einen Jungen gebar,
Deß Name Don Innigo von Loyola war.

Aus der alten Reimchronik des Pater Cyprian.

Erstes Kapitel.

Ignaz von Loyola wird ein Heiliger.

Es ist eine Thatsache, auf welche nach der Ansicht aller Aufgeklärten die Deutschen Ursache haben, nicht wenig stolz zu sein, daß fast sämmtliche Mönchsorden von Solchen, die zur romanisch redenden Race gehören, also von Franzosen, Italienern und Spaniern gegründet wurden, ohne daß die Deutschen nur den geringsten Antheil daran gehabt hätten. So verdankte der ehemals so außerordentlich verbreitete Orden der Benediktiner seinen Ursprung dem heiligen Benedikt von Nursia in Umbrien, einer Provinz Italiens, und alle aus diesem Orden hervorgegangenen Bruderschaften sind sämmtlich von Welschen gegründet worden. So die Camaldulenser, deren Stifter der heilige Romuald aus dem Geschlechte der Herzoge von Ravenna war, während sie ihren Namen von der Abtei Camaldoli bei Arezzo in den Appeninen haben. So die Grauen Mönche von Vallombrosa, gestiftet von Johannes Gualbert, Abt von Vallombrosa bei Fiesole im Florentinischen; ferner die Karthäuser, so genannt von der Einöde La Chartreuse unweit von Grenoble, wo der heilige Bruno anno 1086 die ersten Klausen für seine Gesinnungsgenossen baute; weiter die Cölestiner, in's Leben gerufen von dem Einsiedler Peter de Murrhone, der anno 1294 unter dem Namen Cölestins V. den päbstlichen Thron bestieg; dann die Cisterzienser, in's Leben gerufen von Robert, Abt von Citeaux oder Cistercium; endlich die Grandimontaner, die Sylvestriner und wie sie alle heißen.

In gleicher Weise verhält es sich mit den Augustinern, so

wie überhaupt mit allen jenen Kongregationen, welche nach der Regel des heiligen Augustinus ihre Klöster einrichteten, als da sind: die Prämonstratenser*), die Serviten, die Hieronymiten, die Jesuaden und die Karmeliter; daß aber die Dominikaner, Franziskaner und Kapuziner nebst den Minimen, Minoriten und dem sämmtlichen Bettelordenapparat ebenfalls ein welsches Gewächs sind, dürfte ohnehin dem Leser längst bekannt sein. Mit einem Worte also, die Thatsache steht fest, daß die Kloster- und Ordensinstitute ihre ursprüngliche Heimath durchaus nur in Italien, Frankreich und Spanien zu suchen haben und der Grund hievon dürfte wohl nicht allzuschwer aufzufinden sein. Der Geist der Deutschen ist nämlich keineswegs sehr schwärmerischer Natur und läßt sich deßhalb, besonders auch in Beziehung auf die Religion, nicht allzuviel von der Phantasie beherrschen. Mit andern Worten, der Germane hat eine allzu kaltblütige, berechnende und überlegende Natur, als daß er sich so leicht gedankenlos enthusiasmiren ließe, und neigt sich viel eher dem Grübeln und Forschen hin, weßwegen auch, wie uns von Rom aus in so bitterem Tone vorgeworfen wird, die Hauptketzerei nirgends anders woher als von Deutschland ausgegangen ist.

Doch wenn man nun alle diese vielen Orden des Nähern betrachtet oder auch nur oberflächlich ihre Namen liest, muß da nicht fast nothwendiger Weise die Frage entstehen, welcher von denselben etwa der beste, der vorzüglichste und angesehenste gewesen sei? Diese Frage ist auch in früheren Zeiten vielfach erörtert worden, besonders unter den Ordensleuten selbst, und es gab deßhalb bekanntlich

---

*) Es ist mir sehr wohl bekannt, daß dieser Orden von einem gebornen Deutschen, dem Chorherrn Norbert aus Xanthen im Cleve'schen, der nachher wegen seines kirchlichen Eifers zum Erzbischof von Magdeburg und noch später sogar unter die Heiligen versetzt wurde, gestiftet worden ist; allein zum ersten sind die Prämonstratenser nur eine neue Auflage der „Canonici regulares Sancti Augustini", welche bekanntlich im Welschland das Licht der Welt erblickten; zum zweiten lebte Norbert so lange in Frankreich, daß er nicht mehr deutsch, sondern rein französisch dachte und handelte; zum dritten endlich geschah die Stiftung in Frankreich, nämlich im Sprengel des Bisthums Laon, im Walde von Coucy, auf einer vom Himmel selbst gezeigten Wiese (Pré montré, daher der Name Prämonstratenser) und die Einwanderung der Ordensbrüder nach Deutschland erfolgte erst verschiedene Jahre später. Der Verfasser.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine Masse von Streit, Eifersucht, Zwietracht und gegenseitiger Herabsetzung. Ja sogar förmliche Kriege entstanden zwischen einzelnen Orden, und ich brauche nur die Namen der „Thomisten und Scotisten" (Dominikaner und Franziskaner, erstere Anhänger des Thomas von Aquino, letztere des Duns Scotus) zu nennen, um jede weitere Auseinandersetzung überflüssig zu machen. Lagen aber die Ordensmitglieder sich selber in den Haaren, wie viel weniger wird sich das Publikum, die Laienwelt, über ihren mehr oder minder hohen Werth, ihre mehr oder minder große Trefflichkeit haben einigen können, besonders da auch noch die nationale Eifersucht der Franzosen, Italiener und Spanier unter einander dazu kam? Da traten aber mit dem sechzehnten Jahrhundert zwei Ereignisse ein, welche dem Streit auf einmal ein Ende machten, nämlich einmal die Reformation und zum andern die Entstehung des Jesuitenordens. Vor den aufklärenden Blitzen nämlich, welche die Reformatoren schleuderten, konnte das bisherige Mönchthum nicht mehr bestehen, sondern es sank vielmehr wie ein morscher Bau in sich selbst zusammen und alle seine früheren Verehrer verwandelten sich auf einmal in Spötter und Verächter, wenn nicht gar in Hasser und Verfolger. Umgekehrt dagegen ward durch eben diese Reformation, das ist durch die Einsicht, die man bekam, daß die katholische Welt und das Papstthum ihre furchtbaren Schläge mit den bisherigen Mitteln unmöglich mehr abwehren könne, ein neuer Orden, ich meine den Jesuitenorden, in's Dasein gerufen, welcher alsbald nicht bloß alle früheren mönchischen Verbrüderungen total in Schatten stellte, sondern der auch in einem einzigen Jahrhundert für sich allein mehr leistete, als sie alle zusammen während der langen Zeit ihres Bestehens gethan haben. Alle Welt staunte den neuen Orden an und alle Welt, also Freund wie Feind, wurde darüber einig, daß die Jesuiten in Beziehung auf Macht, Einfluß, Ausbreitung, Reichthum und Herrschaft selbst das Unmögliche möglich gemacht hätten. Alle Welt wurde aber auch darüber einig, daß es nie, so lange die Erde mit Menschen bewohnt ist, eine Gesellschaft gab, welcher man mehr Niederträchtigkeit und Schlechtigkeit aufbürdete, als eben den Jesuiten; ja daß man ihnen Verbrechen und Schandthaten in die Schuhe schob, welche, wenn auch nur der zehnte Theil davon sich als wahr erwies, sie des Bestandes

unter Menschen ganz unwürdig machten. Kurz, Jedermann bewunderte den außerordentlichen Verstand, die außerordentliche Thätigkeit und den außerordentlichen Organismus des Jesuitenordens; aber nur zu Viele gab es auch, die förmlich, wie vor dem Gottseibeiuns zusammenschauderten, wenn man nur seinen Namen nannte, während umgekehrt Andere in Lobeserhebungen über ihn ausbrachen, die in der That mehr als überschwenglich genannt werden müssen.

So wurde im vorigen Jahrhundert über den Jesuitenorden geurtheilt und ganz dasselbe entgegengesetzte Urtheil kann man auch heut zu Tage, da jener Orden in all seiner früheren Glorie wieder auferstanden ist, hören. Muß es nun aber unter solchen Umständen nicht vom höchsten Interesse für Jeden sein, etwas Näheres über diese Gesellschaft zu hören? Ist es nicht sogar Pflicht des Geschichtschreibers, das Volk mit der Wahrheit dessen, was an jenem Hasse, so wie an jener Bewunderung ist, bekannt zu machen und in all die Heimlichkeiten einzudringen, mit welchen sich die Jesuiten von jeher zu umgeben wußten? Ich glaube hierauf unbedingt mit Ja antworten zu müssen, und so will ich denn damit beginnen, daß ich dem Leser den Stifter des Ordens vorführe.

Auch sein Vaterland ist, wie bei allen andern Ordensstiftern, Welschland, und zwar hat Spanien, das allerkatholischste sämmtlicher katholischen Länder, das Glück, ihn zur Welt gebracht zu haben. In der baskischen Provinz Guipuzcoa nämlich, zwischen den zwei kleinen Städten Azcoitia und Azpeitia erhob sich in früheren Zeiten ein stolzes Ritterschloß, das von der hochadeligen Familie, welcher es seit dem dreizehnten Jahrhundert angehörte, den Namen Loyola führte, und auf diesem Schlosse, dem Stammsitz seiner Ahnen, residirte am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts der Ritter Bertram, des Perez Sohn, Herr von Loyola und Ogne oder wie man es auch schreibt: Onate. Zur Gemahlin hatte er die Donna Mariana Saez de Licona und Balda, so geheißen, weil ihr Vater, der Ritter Martin Garcia de Licona und ihre Mutter eine Marquise de Balda war; allein trotz dieses sehr erhaben klingenden Titels scheint ihre Mitgift keine allzugroße gewesen zu sein, und somit befand sich Ritter Bertram, der von Haus aus außer den genannten beiden Schlössern Loyola und Ogne nebst den sie umgebenden Gütern ebenfalls nichts besaß,

in keineswegs sehr glänzenden Vermögensverhältnissen. Um so fruchtbarer war es um den Acker der Liebe bestellt, denn das zärtliche Ehepaar bekam nach und nach eilf Kinder*), sieben Söhne und vier Töchter, und der jüngste der Söhne, welcher anno 1491, also acht Jahre nach der Geburt Luthers, zur Welt kam, erhielt in der Taufe — diese wurde in der Kirche des heiligen Sebastian de Soreasu im Städtchen Azpeitia vorgenommen — den Namen Don Innigo (oder Ignatius) Lopez de Ricalde. Diesem Don Innigo aber war es bestimmt, der Stifter des berühmtesten und zugleich berüchtigsten Ordens, den es je gegeben hat, zu werden.

Don Innigo zeigte schon als Knabe ausgezeichnete Anlagen; allein sie wurden leider nicht weiter ausgebildet, denn man hielt es nicht für nöthig, ihm in den Wissenschaften mehr beizubringen, als die Kenntniß des Lesens und Schreibens seiner Muttersprache. Um so mehr verwandte ein in Arevalo in Altcastilien ansäßiger Oheim, bei dem er den größten Theil seiner Knabenjahre verlebte, darauf, ihn im Fechten und Reiten, so wie im Tanzen und Mandolinespielen unterrichten zu lassen, und hierin brachte es der junge Innigo in der That sehr weit. Mit vierzehn Jahren schaffte ihm Don Antonio Mariquez, Herzog von Najera und Grand von Spanien, ein weitläufiger Verwandter der Familie Loyola, eine Stelle als Page an dem Hofe Ferdinands und Isabellens und hier, in dieser eben so glänzenden als wollüstigen Luft erhielt er seine letzte Cavaliersausbildung, das heißt er lernte den Damen Liebeserklärungen machen — wohlverstanden aber in Verse gedrechselte

---

*) Einige Biographen nehmen an, es seien vierzehn Kinder, neun Söhne und fünf Töchter, gewesen; aber aufbewahrt wurden uns nur die Namen von eilfen, und diese waren folgende: 1) Don Joannes, der im neapolitanischen Kriege sein Leben ließ; 2) Don Martinus, der nach Joannes' Tod Loyola erbte; 3) Don Bertram, der ebenfalls jung auf dem Felde der Ehre starb; 4) Don Ochoa, der schon in seiner Jugend dahingerafft wurde; 5) Don Hernandus, der in Indien seinen Tod fand; 6) Don Petrus, der in den geistlichen Stand trat und an der Hauptkirche von Azpeitia, das ist in der des heiligen Sebastian, fungirte; 7) Don Innigo, dessen Leben ich jetzt beschreiben werde; 8) Donna Magdalena, vermählt mit Don Joannes Lopez de Gallay Itaqui; 9) Donna Mariana, vermählt mit Don Stephano de Arqueza; 10) Donna Katharina, vermählt mit Don Joannes Martinez de Lasuo; 11) Donna Maria, welche ledigen Standes verstarb.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und zur Mandoline gesungene Liebeserklärungen — und wenn ein Ehemann, Bruder oder Bräutigam eifersüchtig wurde, so war er gleich bereit, seine nächtlichen Serenaden mit dem Schwert in der Hand zu vertheidigen. Kurz er trieb's, wie es Andere seines Alters und Standes auch trieben und galt für einen zwar sehr eiteln, hochmüthigen, heftigen und sogar excentrischen, aber auch zugleich für einen sehr artigen, wortgetreuen, muthigen und aufopferungsfähigen Kameraden. Dazuhin war er von Person sehr wohlgebildet — er hatte eine breite, offene Stirne, feurige Augen, eine schöne, römische, etwas gebogene Nase, eine frische Gesichtsfarbe und einen ebenmäßigen, kräftigen, obwohl nicht über mittlere Größe hinausgehenden Wuchs — und was Wunder also, wenn er bei dem weiblichen Geschlechte viel Glück machte, ohne deßwegen bei den Männern unbeliebt zu sein?

Nachdem er nun übrigens verschiedene Jahre mit solchen Tändeleien zugebracht und sich den Ruf eines äußerst feinen Caballeros verschafft hatte, kam er doch endlich zu der Einsicht, daß ein solches Leben ein planloses sei, und vom heftigsten Ehrgeiz erfaßt, beschloß er sofort Kriegsdienste zu nehmen, um sich die Stirne mit Lorbeerkränzen umwinden zu lassen. Auch dießmal wieder nahm sich der Herzog von Najera seiner an und er rückte deßhalb bald zum Offizier vor. Dieser Auszeichnung aber wußte er sich in jeglicher Beziehung würdig zu machen, denn er gab nicht bloß immer, so bald es zum Kampfe kam, die glorreichsten Beweise eines muthigen Herzens und einer streitbaren Hand, sondern er suchte sich auch in seinen Musestunden theoretisch in der Kriegskunst auszubilden und deren Regeln systematisch zu studiren. Doch darf ich dabei auch nicht verhehlen, daß er nach ächter Ritterart in den Winterquartieren der Galanterie ganze Tage widmete und sich in den Armen der Liebe für die Beschwerlichkeiten der Sommerfeldzüge schadlos zu halten suchte. So verlebte er abermals verschiedene Jahre und da er es schon ziemlich bald zum Kapitän brachte, so durfte er kühnlich hoffen, daß seine anerkannte Bravour ihm mit der Zeit den Rang eines Generals verschaffen müsse, um so mehr, als es damals viel Kampf und Streit gab, da der Nachfolger Ferdinands und Isabellens, Karl V., zugleich Kaiser von Deutschland, mit Franz I. von Frankreich um die Oberherrschaft von Europa rang; allein nun

sollte ein plötzliches Ungefähr allen diesen glänzenden Aussichten mit einem Male ein Ende machen.

Im Jahr 1521 belagerten die Franzosen, angeführt von Andreas von Foix, Herrn von Esparre, die Stadt Pampeluna und am 20. Mai kam es, nachdem Bresche geschossen war, zum Sturme. Die Vertheidigung der Citatelle war aber einem Manne — nämlich gerade dem Don Innigo von Loyola — anvertraut, der entschlossen war, sich eher unter den Ruinen zu begraben, als seinen Heldenruhm durch eine feige Uebergabe zu beflecken, und so konnten die Franzosen keinen Fuß breit Boden gewinnen, ohne ihn mit einem Strom von Blut zu bezahlen. Da ward der tapfere Loyola mitten im hitzigsten Gefecht durch ein losgerissenes Mauerstück am linken Fuße verwundet, während im selben Momente eine Kanonenkugel sein rechtes Bein zerschmetterte, und nun hatte auf einmal aller Widerstand ein Ende, denn die Spanier verloren, als sie ihren Anführer fallen sahen, den Muth und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Der französische Befehlshaber erwies sich sehr artig und ließ den verwundeten Don Innigo durch seine eigenen Wundärzte verpflegen. Ja nicht genug an dem, er entließ ihn sogar nach vierzehn Tagen ohne Lösegeld aus der Kriegsgefangenschaft und gestattete ihm, sich zur Vollendung seiner Kur nach dem väterlichen Stammschloß transportiren zu lassen. Letzteres geschah sofort, allein so sorgfältig man auch zu Werke ging — man trug den Verwundeten in einer Sänfte — so hatte diese Reise doch einen fast mehr als schlimmen Erfolg. Wie es scheint nämlich, verschob sich der Verband, und die schnellstens herbeigerufenen Aerzte erklärten, daß man den Knochen von Neuem brechen, respektive die große, bereits halb verharschte Wunde von Neuem aufreißen müsse, wenn Loyola richtig geheilt werden wolle. Es war dieß eine gräßlich schmerzhafte Operation, indem eine Menge von Knochensplittern herausgenommen werden mußten; allein der muthvolle Loyola gab deßwegen doch sogleich seine Einwilligung dazu und hielt dieselbe auch wie ein Held aus. Nicht ein einziger Schrei entfuhr ihm, während die Doktoren ihn aufs gräßlichste marterten, und als seine Schwestern vor Mitleid in Thränen ausbrachen, zwang er sich sogar zu einem freundlichen Lächeln. Der Blutverlust und das Wundfieber brachten ihn aber doch so weit herunter, daß man für gut fand, ihn mit den Sterb-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sakramenten zu versehen, und zuletzt erklärten ihn selbst die Aerzte für unrettbar verloren. Trotzdem kam es nicht so weit, sondern seine gute Natur siegte über die Schwäche und er fing an zu gesunden, obwohl freilich nur sehr langsam und im Verlauf verschiedener Monate.*) Allein wehe, wie er nun endlich das Bett verlassen und wieder im Zimmer auf und ab gehen durfte, da zeigte es sich, daß sein Bein um einen Zoll zu kurz geworden war und überdem ragte unter dem Knie ein häßlicher Knochen hervor, der es ihm unmöglich machte, hohe eng anliegende Stiefeln, wie sie damals Mode waren, zu tragen. Das war ein Unglück, welches seine Eitelkeit nicht verschmerzen konnte und somit entschloß er sich vor Allem, den verwünschten Knochen wegsägen zu lassen. Die Aerzte erklärten dieß für ein großes Wagniß und zudem für eine unendlich schmerzhafte Operation; allein er bestand darauf und der Knochen ward abgesägt. Kaum hatte er dieß überstanden, so ging er daran, sein zu kurz gewordenes Bein zu strecken, und ließ sich zu diesem Behufe eine eigene eiserne Maschine fertigen, in welche sofort das Bein eingeschnallt wurde. Nun drehte man, bis die Muskeln sich länger und länger dehnten, und trotzdem dieß ein Schmerz war zum wahnsinnig werden, so ertrug doch Loyola, zum besten Beweis der grandiosen Energie, die er besaß, alles standhaft; allein leider blieb das gehoffte Resultat weit hinter den Erwartungen zurück und Ignaz durfte sich's nicht länger verhehlen, daß er für sein ganzes Leben ein Hinkender sein werde. Ueberdem sagte ihm der Spiegel nur zu deutlich, daß seine Züge in Folge des langen Krankenlagers und der tollen Schmerzen alt und verzerrt, so wie daß sein Haar dünn geworden und auf seiner Stirne Runzeln entstanden seien.

Es war zum Verzweifeln! Er, der bisherige Liebling der Damen, der durch seine Liebenswürdigkeit alle seine Nebenbuhler ausgestochen und wo er hinkam, Neid und Bewunderung zugleich erweckt hatte — er sollte von nun an hintanstehen, vielleicht gar

*) Seine Geschichtschreiber leiten diese Wiedergenesung von einem Wunderwerk des Apostels Petrus her, indem letzterem ungeheuer viel daran gelegen sein mußte, den Ignaz von Loyola wenigstens so lange am Leben zu erhalten, bis er den Jesuitenorden gestiftet hatte. Gr.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ein Gegenstand des Mitleids und des Achselzuckens werden? Nein, diese Qual hätte er nicht ausgehalten und somit mußte auf die eine oder die andere Weise ein Ausweg getroffen werden! Schon während des langen Krankenlagers hatte er sich, um der tödtlichen Langeweile zu entgehen, auf Lektüre geworfen und zwar, da sich zufälliger Weise weder der Amadis, noch ein anderer Ritterroman auf dem Schlosse vorfand, nothgedrungen auf eine Lektüre ganz absonderlicher Art, nämlich auf verschiedene Legendenbücher und insbesondere auf die Flores Sanctorum, das ist „die Blumen der Heiligen." Dieses Buch aber strotzte von den außerordentlichsten Abenteuern, welche die Heiligen zu bestehen hatten, ehe sie wirkliche Heilige wurden, und man kann sich nun denken, welchen Eindruck derlei blüthenreiche Bilder auf einen so reizbaren, phantasiereichen und excentrischen Menschen, wie Loyola, machen mußten. Mit unwiderstehlicher Macht prägte sich's in ihm fest: „Das hat der heilige Franziskus gethan und gerade so will ich es auch machen; also handelte der heilige Dominikus und also will auch ich handeln!" Ja er vertiefte sich zu Zeiten ganz in die Bedrängnisse, Büßungen, Leiden, Todesqualen und sonstige Heldenstücklein der Heiligen und dann kamen ihm die Erlebnisse eines Florissando von Gallien oder Lisuarde von Griechenland, mit jenen verglichen, ganz gering und kleinlich vor. Freilich bleibend waren diese Eindrücke im Anfang nicht, sondern nur vorübergehend, und das Bild der schönen Donna Isabella Rosella, für welche er damals die feurigste Liebe fühlte, verdrängte sie immer wieder. Aber wie nun, als er sich überzeugte, daß es mit seiner Schönheit vorbei, daß er ein hinkender Krüppel geworden sei? Jetzt verschwand die Donna Isabella Rosella, und an ihrer Statt erschien ihm in den erhitzten Phantasiegemälden die er sich entwarf, eine in viel unaussprechlicherer Schönheit strahlende Jungfrau, nämlich die Gotteskönigin selbst, welcher er sich sofort aus vollstem Herzen zu eigen gab! Ja, es war beschlossen, sie, die Himmelskönigin, wollte er von nun an zur Königin seines Herzens machen; um ihre Huld wollte er werben, und wenn sie ihn begünstigte, so mußte er ganz gewiß ein so vortrefflicher Heiliger werden, als ein Januarius oder Eustachius. Welche Seligkeit aber dann, wenn er, wie sie, Blinde sehend, Stumme redend, Taube hörend und Kranke aller Art gesund machen konnte! Wenn er die Kraft bekam, wie ein

Vogel durch die Luft zu fliegen, trockenen Fußes durch tiefe Meere zu gehen und unbeschädigt durch die loderndsten Flammen zu marschiren! Wenn er gleichsam spielend Todte erweckte, Teufel austrieb, die Hölle besiegte und lebendig den Himmel erwarb!

Auf diese Art ging nach und nach eine totale Sinnesänderung mit Don Inigo von Loyola vor sich und der frühere galante Cavalier verwandelte sich, um die Huld Maria's zu gewinnen, in einen strengen Nachahmer eines Antonius oder Pachomius. Er kleidete sich sofort, wie seine Biographen berichten, nur noch in grobes schmutziges Zeug und über sein abgemagertes und ungewaschenes Gesicht fielen die sonst von köstlichen Salben duftenden Haare ungekämmt herab. Auch befleißigte er sich der größten Enthaltsamkeit und fastete oft so lange, daß er vor Kraftlosigkeit ohnmächtig wurde; während dieser Ohnmachten aber hatte er, seiner eigenen Aussage nach, nicht blos vielfache Erscheinungen von Heiligen und besonders auch von der Jungfrau Maria, sondern er sah sich sogar einmal geradezu in den Himmel versetzt, wo ihn Gott Vater allerhöchst eigenhändig hart neben seinen Sohn Jesum Christum plazirte. Man sieht, daß der früher so wackere Kriegsheld auf dem besten Wege war, ein completer Narr zu werden, und selbst seinem Bruder Don Martin Garcias, dem damaligen Senior und Oberhaupt der Familie, muß dieß so vorgekommen sein, denn er bedeutete ihm sehr ernsthaft, sofort das verrückte Zeug aufzugeben und wieder zu werden wie andere Menschen. Der Entschluß, ein Heiliger zu werden, stand jedoch bei Ignatius bereits allzufest, als daß er Vernunftgründen hätte Gehör schenken können und somit beschloß er, Schloß Loyola unter irgend einem Vorwande zu verlassen, um sich in dem durch sein wunderthätiges Marienbild weltberühmten Kloster und Wallfahrtsort Montferrat in Katalonien dem Dienste der Mutter förmlich und für's Leben zu weihen. Der Vorwand war bald gefunden, das heißt, er gab vor, zu dem damals in Navarrete verweilenden Herzog von Najera reiten zu wollen, entließ aber daselbst angekommen seine Dienerschaft und machte sich eiligst nach Montferrat auf den Weg. Dort — im März 1522 — angekommen, vertauschte er vor Allem seine reiche ritterliche Kleidung, die er auf Befehl seines Bruders wieder hatte anlegen müssen, gegen ein bettelhaftes Pilgergewand — es bestand aus einem langen Rock

von grobem Segeltuch, einem Strick um den Leib, woran ein ausgehöhlter Kürbis statt einer Flasche hing, einem langen Stabe und ein Paar Sandalen —, geißelte dann, um sich für die bisherige Weltlust gehörig zu strafen, seinen Leib bis aufs Blut, legte sofort dem wegen seiner exemplarischen Frömmigkeit hochgefeierten Einsiedler Clanon eine drei Tage andauernde Generalbeichte ab und hielt schließlich nach dem Beispiele des Amadis und anderer Romanhelden vor der Kapelle der Himmelskönigin, deren gnadenreichem Bildniß er Schwert und Dolch weihte, eine feierliche Nachtwache, zum Zeichen, daß er sich ihr nunmehr als geistigen Ritter gänzlich zu eigen gegeben habe. Auch nannte er sich von jetzt an nur noch den Ritter der Jungfrau, hie und da auch zur Abwechslung den Streiter Jesu, und faßte, von Clanon dazu aufgefordert, den Entschluß, seinem Streben nach dem Heiligthum durch eine Wallfahrt nach Jerusalem die Krone aufzusetzen. Doch wollte er sich hiezu vorher noch würdig vorbereiten und zwar durch Bußwerke von solch außerordentlicher Art, daß alle Welt zugeben sollte, es sei noch niemals die Selbstpein von einem Menschen weiter getrieben worden.

Zum Schauplatz dieser Buße wählte er sich die auf dem Wege nach dem Seehafen Barcellona, von wo er sich später nach Jerusalem einschiffen wollte, gelegene kleine Stadt Manresa und begab sich sofort nach dem dortigen Hospitale zum heiligen Lucas, um von nun an mitten unter Bettlern und Kranken zu leben. Auch schlief er in keinem Bett und nicht einmal auf Stroh, sondern auf dem bloßen nackten Erdboden und nährte sich die ganze Woche hindurch von nichts als Wasser und Brod, welch letzteres er auf der Straße erbettelte. Dazuhin gürtete er sich eine eiserne Kette um den Leib, mit der er sich täglich dreimal öffentlich peitschte, und bediente sich nie mehr eines Kamms oder Scheermessers, so daß sein Aussehen bald ein wahrhaft grauenhaftes wurde. Eben deßwegen sprangen ihm auch die Gassenjungen, so wie sie seiner ansichtig wurden, mit großem Geschrei nach und bewarfen ihn mit faulen Eiern oder Koth; er aber trug alles ohne Murren und freute sich sogar noch darüber, weil es ihm ein Beweis war, daß sein Leib nunmehr unrein genug sei, um ein der Zertrümmerung würdiges Gefäß der Sünde darzustellen. So trieb ers mehrere Monate lang, da entdeckte ein Zufall seine vornehme Geburt und nun drängten sich nicht mehr blos die

Gassenjungen, sondern auch die Erwachsenen, welche ihn bisher unbeachtet gelassen hatten, weil sie ihn für einen bettelhaften und halb verrückten Vagabunden hielten, herzu, um den Mann zu sehen, der, statt seinen Platz unter den Glücklichen und Bevorzugten dieser Erde einzunehmen wie ihm gebührte, sich freiwillig zum Elendesten der Menschen machte. Das war aber gar nicht nach seinem Sinn, sondern die arge Zudringlichkeit der Manresen, welche ihren Spott und Hohn unter der Maske der Theilnahme verbargen, genirte ihn gar sehr und so entfloh er nach einer in der Nähe befindlichen Felsenhöhle, zu der er sich mitten durch Dornen und sonstiges stachlichtes Gesträuch einen Weg bahnte.

Hier in dieser Höhle nun trieb ers mit den Bußübungen wo möglich noch ärger als zuvor, und er nahm oft mehrere Tage lang auch nicht das Geringste von Speise und Trank zu sich; wenn er aber dann das Fasten brach, um nicht die Sünde des Selbstmords durch Hunger auf sich zu laden, so begnügte er sich mit einigen Wurzeln, die vor seiner Höhle wuchsen, oder auch mit altem verschimmeltem Brode, das er sich vom Spitale mitgenommen hatte. Ueberdem peitschte er sich mit seiner Kette jetzt statt dreimal sechsmal, betete täglich sieben Stunden lang auf den bloßen Knieen liegend, und entzog sich, um das Maß der Kasteiung voll zu machen, den Schlaf, so lange er nur konnte. In Folge dessen bekam er, wie man sich wohl denken kann, bald das Ansehen eines Marterbildes und zudem wurde er so schwach, daß er von einer Ohnmacht in die andere fiel; dennoch aber peinigte ihn unaufhörlich die schrecklichste Gewissensangst, indem er glaubte, immer noch nicht streng genug zu büßen, und seine verwirrt gewordene Einbildungskraft malte ihm deßhalb die allertollsten Visionen aus. Da sah er den Teufel mehr als ein Dutzendmal mit Hörnern, Klauen, Klumpfuß und schwarzem Gesichte; er sah aber auch den Heiland, der umgeben von den Heerschaaren der Heiligen und Seligen auszog, den Satan und seine Untergebenen zu bekämpfen. Ein ander Mal sah er die heilige Dreieinigkeit in der Form von drei auf's engste mit einander verbundenen und an einem Stiel hängenden Klaviertasten, und nicht minder stellte sich seinem geistigen Auge die sich in den wirklichen Gottmenschen verwandelnde Hostie dar. Kurz, er hatte während dieser Periode seines Lebens die allermerkwürdigsten Er-

scheinungen, und wer dieselben näher kennen lernen will, der lese das Buch der „geistlichen Uebungen", in welchem sie mit noch vielem andern Wunderbaren später von ihm aufgezeichnet wurden. Diesen ekstatischen Seelenzustand mußte er übrigens gar theuer erkaufen, denn er kam dem Hungertode so nahe, daß er einmal volle acht Tage vor Schwäche besinnungslos da lag, und er wäre damals auch ganz sicher gestorben, wenn ihn nicht zufällig Vorübergehende aufgefunden und alsbald in den Spital der Stadt geschafft hätten. Hier erholte er sich unter der guten Pflege, die man ihm angedeihen ließ, bald wieder, und zwar nicht blos körperlich, sondern auch geistig. Verschiedene Unterredungen nämlich, die er mit dem Geistlichen, welchem er beichtete, hatte, brachten ihn zur Einsicht, daß er die Heiligwerdung nicht sowohl oder wenigstens nicht einzig und allein durch strenge Bußübung und Selbstpeinigung erstreben könne, sondern daß die Bekehrung Anderer zur Bußfertigkeit, besonders die Bekehrung der Heiden, ihn viel schneller und sicherer seinem Ziele entgegen führe. „Pönitenz sei wohl von großem Werth," sagte ihm jener Beichtvater, „aber noch werthvoller sei die Predigt, welche zum Herzen dringe, und jeder dem Christenthum gewonnene Heide könne als eine Staffel der großen Leiter, auf der man in den Himmel steige, betrachtet werden." Dieß leuchtete dem Ritter der Jungfrau ein, und überdem begriff er, daß man, um das Geschäft der Heidenbekehrung übernehmen zu können, Gesundheit und Kräfte besitzen müsse. Deßwegen fastete er auch von jetzt an nicht mehr so streng, geißelte sich nicht mehr so oft, beschnitt sich Haare, Bart und Nägel, warf seinen groben Kittel weg und wurde wieder ein manierlicher Mensch, vor dem man keinen Abscheu und Eckel mehr zu haben brauchte; zugleich aber sprach er sich entschieden dahin aus, daß er nun die Wallfahrt nach Jerusalem nicht mehr länger verschieben könne, denn seine Bestimmung sei, alle Türken und Muhammedaner zu bekehren.

Solche Wandlungen gingen in der Seele des Don Innigo Lopez von Loyola und Ricalde in der Zeit eines kurzen Jahres vor und man ersieht hieraus, welche ungeheuerliche Folgen ein fehlerhaft geheiltes Bein nach sich ziehen kann.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zweites Kapitel.

Die Kreuz- und Querzüge des neuen Heiligen und die sieben ersten Jesuiten.

„Auf nach Jerusalem und Palästina zur Türkenbekehrung!" war jetzt die Losung des bekehrten Ignatius und er machte sich auch in der That gleich zu Anfang des Jahres 1523 auf den Weg nach Barcellona, um sich von da zunächst nach Italien einzuschiffen. Geld hatte er keines, aber das kümmerte ihn wenig, denn er war ja schon an's Betteln gewöhnt und brachte auch richtig so viel zusammen, daß er nicht nur bis Barcellona nicht verhungerte, sondern sich auch noch im Stande sah, den Ueberfahrtspreis nach Gaeta im Neapolitanischen zu bezahlen. Dort angekommen, marschirte er sofort, natürlich abermals bettelnd, gen Rom weiter, traf daselbst am Palmsonntag ein und ließ nun natürlicher Weise seine erste Sorge sein, in sämmtlichen Stationen und Kirchen, welche Pilgrimme zu besuchen pflegen, seine Andacht zu verrichten. Auch hatte er das unaussprechliche Glück, am Charfreitag den 5. April mit andern Wallfahrern den Segen Seiner Heiligkeit des Pabstes Hadrian VI. zu empfangen und einige Biographen wollen sogar wissen, daß ihn der Pabst zum Fußkuß zugelassen habe. Doch lasse ich dieses dahin gestellt und bemerke dagegen, daß Innigo auch in Rom sein Leben mit Betteln fristete und die Nächte meist in einem elenden Schuppen zubrachte. Am 12. April trat er die Weiterreise nach Venedig an und zwar, wie sich von selbst versteht, abermals bettelnd und zu Fuß. Allein so gewohnt er diese Art zu reisen auch war, so wäre er derselben dießmal doch fast erlegen, denn man hielt ihn seines er-

bärmlichen Aussehens halber überall für einen Pestkranken (damals wüthete diese Seuche auf eine wirklich unbarmherzige Weise in Oberitalien) und ließ ihn daher in keine Stadt ein. So war er nicht nur genöthigt, stets unter offenem Himmel zu schlafen, was sich als sehr nachtheilig für seine Gesundheit erwies, sondern er fand auch nur selten Gelegenheit, Almosen zu erbetteln und mußte deßhalb oft entsetzlich Hunger leiden. Endlich gelang es ihm doch, Venedig zu erreichen, und was noch mehr werth war, er verstand es, sich durch das Thor einzuschmuggeln, ohne von den Wächtern angehalten zu werden. An Nahrung fehlte es ihm nun nicht mehr, denn es gab allda viel mildthätige Herzen, und das Glück wollte ihm sogar so wohl, daß ihm ein vornehmer Spanier, den er darum ansprach, der Herzog Andrea Gritti, auf einer venetianischen Staatsgaleere eine unentgeldliche Schiffsgelegenheit nach Jaffa in Palästina verschaffte. Auf diesem Schiffe jedoch, auf das er sich am 14. Juli begab, wäre es ihm beinahe schlecht ergangen. Er benützte nämlich seine viele freie Zeit während der Fahrt dazu, den unflätig redenden Matrosen mit großem Eifer bessere Sitten zu predigen, und diese, darüber erbost, hätten ihn deßhalb um ein Kleines in's Wasser geworfen. Allein Gott und der Schiffskapitän nahmen sich seiner an und so erreichte er am 1. September das vorgesteckte Ziel ganz ungefährdet.

Jetzt befand er sich also in Palästina, wohin er sich schon so lange gesehnt, und nunmehr ging's auf Jerusalem zu, das er mit einer Pilgerkarawane am 4. September wohlbehalten erreichte. Kaum aber hatte er die heiligen Orte daselbst besucht, und überall, wo Christus vor anderthalb tausend Jahren gewandelt, seine Andacht verrichtet, so beeilte er sich, diejenigen Schritte zu thun, welche ihn seinem Hauptziel, der Bekehrung der Türken, näher bringen sollten. Mit andern Worten, er meldete sich sofort beim Paterprovincial der Franciskaner in Jerusalem und erbat sich von ihm die Erlaubniß, mit seinen Bekehrungspredigten beginnen zu dürfen. Der Provincial ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, fand aber zu seinem großen Erstaunen, daß der Bekehrungseiferer nicht bloß von der türkischen Sprache und Religion gar nichts, auch nicht das Geringste wisse, sondern daß derselbe sogar im Christenthum selbst, das ist, was man sagt, „in theologicis“

(in der wissenschaftlichen Kenntniß dessen, was Christus gelehrt) ein totaler Laie sei. Und ein solch durch und durch unwissender Mensch, der noch dazu ein ganz bettler- und vagabundenmäßiges Aussehen hatte, glaubte sich fähig, ein so hochwichtiges Werk, wie die Erziehung Andersgläubiger zu Christen doch war, unternehmen zu können? Ein solches Unterfangen mußte dem Provincial wie der barste Unsinn vorkommen und er sagte dieß auch dem Ignaz in's Gesicht. Letzterer meinte nun zwar, Gott könnte vielleicht mit einem Wunder in's Mittel treten und durch einen Machtspruch bewirken, daß die Türken seine spanischen Predigten verständen, allein über diese Ansicht schüttelte der Provincial noch heftiger als vorhin den Kopf und befahl dem Ignaz, alsobald wieder nach Europa zurückzukehren. Ja, als dieser sich nicht gleich fügen wollte, nannte er ihn einen Bettlermissionär und ließ ihn kraft seiner vom Pabst erhaltenen Vollmacht, alle Pilgrime die ihm nicht anstünden, auszuweisen, auf ein kleines nach Venedig bestimmtes Schiff bringen, auf welchem derselbe nach einer Fahrt von einigen Monaten Ende Januar 1524 glücklich an Ort und Stelle anlangte.

So endigte die Pilgrimfahrt nach Palästina auf eine fast lächerliche Weise; allein sie hatte doch das Gute, daß Ignaz nunmehr zur Einsicht seiner Unwissenheit gelangte und sich zugleich überzeugte, wie er unmöglich je als Prediger und Bekehrer wirken könne, wenn er nicht vorher die Wissenschaft vom Christenthum, das ist die heilige Theologia, studirt habe. Aber wie dieß möglich machen? Er zählte damals bereits seine dreiunddreißig Jahre und hatte noch nicht einmal die geringste Grundlage des Lateinischen! Ueberdem bestand sein ganzer Reichthum aus dem Gewande, das er auf dem Leibe trug: elenden Beinkleidern von Segeltuch, die kaum bis an die Kniee reichten, einer schwarzen zerrissenen Weste und einem langen Zwilchrocke voller Löcher. Doch setzte er sich über dieß Alles hinweg und beschloß sofort nach Barcellona zurückzukehren, um dort seine Studien zu beginnen. „Gott und die heilige Maria, deren Ritter ich bin," dachte er, „wird mir schon weiter helfen und ich hoffe mit Leichtigkeit so viel zusammen zu betteln, daß ich meine Studien vollenden kann." In der That machte er sich auch sofort von Venedig nach Genua auf den Weg, mußte aber wegen des Kriegs, der damals zwischen Franz I. von Frankreich und Kaiser

Karl V. von Deutschland und Spanien geführt wurde, manche Fährlichkeit erdulden, ehe er dahin kam (unter Anderem wurde er von den Spaniern aufgefangen und als der Spionirerei verdächtig mit dem Staupbesen traktirt); wie er jedoch Genua erreicht hatte, wurde ihm das Glück zu Theil, von dem Befehlshaber der spanischen Galeeren, Rodriguez Portundo, einem früheren Bekannten, mit einem Freiplatz auf einem Schiffe bedacht zu werden, und mit dieser Gelegenheit langte er ohne weitere Abenteuer wohlbehalten in Barcellona an.

Nun begann eine neue Periode in dem Leben Don Innigo's, nämlich die Periode des Studirens, denn seinem Vorsatze getreu suchte derselbe sogleich den Lehrer der Grammatik, Hieronymus Ardabale, auf und meldete sich bei ihm als Schüler an. Der Professor betrachtete sich „den Knaben von dreiunddreißig Jahren" mit etwas sonderbaren Augen, nahm ihn aber doch gratis auf und von nun an saß Ignatius zwei Jahre lang perpetuirlich in der lateinischen Schule; allein wie unendlich schwer es in seinem Alter mit dem Dekliniren und Conjugiren ging, welch sonderbare Gedanken ihm oft kamen, wenn er „amo, amas, amat" hersagte, wie sehr er von seinen um fünfundzwanzig Jahre jüngeren Mitschülern ausgespottet wurde und wie hart er nebenbei bei seiner großen Armuth mit des Lebens Nothdurft zu kämpfen hatte, kann man sich denken. Oft und viel war er daher im Begriff davon zu laufen, und es wäre dieß auch sicherlich geschehen, wenn ihn zwei Freundinnen, die er sich in dieser Zeit gewann, die Jungfrau Isabella Roselli und die Dame Agnes Pasquali, nicht in seinen Bestrebungen auf alle Weise, besonders auch mit Geld und guten Rathschlägen auf's außerordentlichste unterstützt haben würden. Somit hielt er wirklich aus, und um ja nicht mehr rückfällig zu werden, bat er seinen Lehrer, ihm doch ganz gewiß die Ruthe eben so gut zu geben, als den andern Schulbuben. Kurz er studirte das Lateinische mit einem in der That staunenswerthen Eifer, vergaß aber dabei auch nicht, sich in dem zu üben, was er sich zu seinem Lebenszweck gesetzt hatte, nämlich im Bekehren derer, die der Bekehrung bedürftig waren. Auch erzielte er hie und da gute Erfolge, denn er besaß eine äußerst hinreißende Beredtsamkeit und genirte sich nicht, dieselbe auf öffentlichen Plätzen oder gar in Kneipen geltend zu machen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Einmal jedoch, als er es versuchte, die Nonnen eines gewissen Klosters, wo es sehr unzüchtig zuging, in fromme Gottesfrauen umzuschaffen, erhielt er von deren Liebhabern eine solch furchtbare Tracht Prügel, daß er für todt auf dem Platze liegen blieb und nur erst nach einer Kur von verschiedenen Wochen wieder gesundete. Trotzdem setzte er das Predigen sogleich nach seiner Genesung wieder fort, indem er die feste Ueberzeugung hegte, daß jene Mißhandlung nur eine Prüfung gewesen sei, welche ihm Gott auferlegt habe.

Nach zweijährigem Studium der lateinischen Grammatik glaubte Ignatius weit genug zu sein, um nunmehr zum Studium der Philosophie und Theologie überzugehen, und er siedelte daher sofort anno 1526 nach der Stadt Alkala über, in welcher der Cardinal Ximenes erst kurz zuvor eine hohe Schule gestiftet hatte. Mit diesem Studium aber hielt's noch viel schwerer, als mit dem der lateinischen Sprache, und da er zu gleicher Zeit Collegien über Logik, Metaphysik und Theologie hörte — von jedem Fach täglich drei Stunden — so machte ihn dieses Durcheinander so wirr im Kopfe, daß er eigentlich gar nichts lernte. Um so weiter brachte er es im Predigen, Betteln und Bekehren, welche drei Funktionen er mit großem Geschick zu verbinden wußte, und es gelang ihm sogar, drei Studenten dahin zu gewinnen, daß sie gerade so thaten, wie er. Mit ihnen zog er nun tagtäglich theils bettelnd, theils predigend in den Straßen Alkala's herum, und um desto mehr Aufsehen zu machen, kleideten sie sich gleichmäßig in lange graue Frießröcke vom gröbsten Zeuge, welche sie um die Lenden mit einem Strick umgürteten. Auch trugen sie weder Stiefeln noch Schuhe, sondern gingen barfuß, und auf dem Kopfe saß ihnen ein glockenförmig gestalteter Hut, so daß Gott und die Welt hinstand, wenn sie erschienen. Kurz ganz Alkala wurde auf sie aufmerksam — man nannte sie allgemein nur „Ensayaladas", das ist die Männer in den Frießröcken — und es gab bald alte Jungfern genug, die in Gewissensangelegenheiten ihren Rath in Anspruch nahmen. Was Wunder also, wenn sie, obwohl sie nicht im Geringsten berechtigt waren, irgend eine gottesdienstliche Handlung zu verrichten, anfingen, die Beichtväter zu spielen und auch denen Pönitenz zu predigen, welche nichts von ihnen wollten? Da wurden denn die Geistlichen und Mönche Alkala's eifersüchtig und verklagten den Ignatius mit seinen Genossen

bei der heiligen Inquisition. Natürlich wurde letzterer sofort gefänglich eingezogen und ganz genau examinirt, denn die Inquisitoren hielten dafür, er könnte etwa zu jener verrufenen Ketzersekte gehören, welche man „los Alumbrados," das ist „die Erleuchteten" (Illuminaten) nannte; allein nach kurzem fand der Generalvikar von Toledo, der die Untersuchung leitete, aus, daß durchaus nichts „Erleuchtetes" in Ignatius stecke, sondern daß derselbe vielmehr zwar ein sehr gut katholischer, aber auch ein noch unendlich tief in der Unwissenheit steckender Christ sei, der keineswegs die Fähigkeit besitze, als Gewissensrath zu fungiren. Somit entband er den fälschlich Angeklagten des Verdachts der Ketzerei und entließ ihn nach sechs Tagen aus dem Gefängniß; dagegen aber verbot er ihm das fernere Predigen bei Strafe der Excommunikation auf so lange, bis derselbe die Theologie vollständig absolvirt habe, und zugleich wurde der Frießrockgesellschaft strengstens anbefohlen, ihre auffallende, an einen Orden, der doch gar nicht existirte, erinnernde Kleidung abzulegen und sich zu benehmen wie andere Studenten. Das war für unseren Ignaz ein sehr leidiger Spruch; etwas Schlimmeres jedoch sollte erst noch kommen. Durch die zur Buße auffordernden Predigten Ignatii nämlich waren zwei vornehme Damen Alkala's zu dem Entschluß gebracht worden, all' ihr Hab und Gut den Armen zu geben, sich wie Bettlerinnen zu kleiden und nichts mehr zu thun, als betend und bettelnd von einem Gnadenort zum andern herumzuziehen. Diesen Entschluß führten sie auch wirklich aus und verschwanden plötzlich über Nacht heimlich aus Alkala, ohne daß ihre betrübten Verwandten hätten herausbringen können, wohin sie sich gewendet; das aber war Jedermann fest überzeugt, daß kein anderer als Ignatius der Verführer gewesen sein könne. Somit ward er alsbald bei den Behörden verklagt und diese zogen ihn nicht nur sogleich gefänglich ein, sondern behielten ihn auch so lange im Verbrecherstübchen, bis die beiden Damen — sie hießen Donna Maria de Vado und Donna Ludovica Velasquez — von ihrem abenteuerlichen Bettlerinnen-Wallfahrts-Auszug wohlbehalten und zum Glück auch ziemlich curirt zurückkamen.

Unter solchen Umständen konnte es dem frommen Ignaz natürlich in Alkala nicht mehr recht behaglich vorkommen und er be-

schloß also, nach Salamanka, einer andern berühmten Universität Spaniens, zu ziehen, um dort seine Studien weiter fortzusetzen. Zu demselben Entschlusse brachte er auch seine bisherige Frießrock-compagnie und nachdem sie, ihrer Viere, das nöthige Geld zusammengebettelt hatten, gingen sie in der That im Sommer 1527 dahin ab. Aus dem Studieren übrigens wurde auch hier nicht viel, sondern sie beschäftigten sich vielmehr den ganzen Tag damit, in den Spitälern die Kranken zu verpflegen und zugleich an öffentlichen Plätzen die Leute in feuriger Rede zum Bußethun aufzufordern. Der Aufenthalt in Salamanka wurde also nur dazu benützt, um eine neue Auflage der in Alkala verbotenen Scenen aufzuführen, und so konnte es nicht anders kommen, als daß sich die Geistlichkeit abermals auf's gröblichste verletzt fühlte. Der Bischof ließ den Ignatius sofort verhaften, behielt ihn zweiundzwanzig Tage lang in sehr harter Clausur*) und gab ihn nur gegen das bündigste Versprechen, nie mehr ein geistliches Amt verrichten zu wollen, bis er vier Jahre lang hinter einander Theologie studirt habe, wieder frei. Dieser Entscheid machte natürlich unserem Ignatius den Aufenthalt in Salamanka ebenso entleidet, wie den in Alkala, und er bedachte sich daher nicht lange, sondern faßte vielmehr ohne Weiteres den kühnen Entschluß, nach der damals berühmtesten Universität der Welt, nämlich nach Paris überzusiedeln. Hier, in dieser Weltstadt, durfte er hoffen, sein Wesen ungestört treiben zu können, denn hier gab es weder eine Inquisition noch auch nur eine determinirte Geistlichkeit! Hier herrschte wirkliche akademische Freiheit selbst für die tollsten geistigen Produkte, und Franz I., einer der freisinnigsten Monarchen, die es je gab, wußte diese Freiheit zu schützen. Er theilte also seinen Plan den bisherigen Genossen mit, sie auffordernd, seine Begleiter zu werden; allein da dieselben des ewigen Eingesperrtwerdens müde geworden waren und sich wohl

---

*) Ignatius wurde mit einem seiner Gefährten Namens Calisto an einer langen schweren eisernen Kette zusammengefesselt, und dieser Calisto muß eine sehr eigenthümliche Figur gespielt haben, denn er war ein großer, hagerer, mit einem mächtigen Bart ausgestatteter Mensch, der in einem alten kurzen Wamse, einer noch kürzeren, zerrissenen Hose, einem Paar erbettelter Halbstiefel, einem mächtigen Knotenstocke und einem ungeheuren Hute einherstolzirte. Die übrigen Ignatianer trugen den langen Frießrock und giengen barfuß, wie weiter oben beschrieben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auch vor der langen, beschwerlichen Reise ins Ausland fürchteten, so weigerten sie sich dessen und versuchten es, auch ihn in Salamanka zurückzubehalten. Dazu war er aber nicht zu bewegen, sondern er machte sich vielmehr mitten im Winter zu Fuß und einen Esel, dem er seine Bücher, Manuskripte und sonstigen Habseligkeiten aufgeladen hatte, vor sich hintreibend, auf den Weg und kam richtig in den ersten Tagen des Februar 1528 wohlbehalten in der Hauptstadt Frankreichs an.

Don Innigo zählte jetzt siebenunddreißig Jahre; allein wie ihn nun die Professoren, bei denen er sich zu melden hatte, prüften, fanden sie sogleich, daß er es in den Wissenschaften noch nicht über die ersten Anfangsgründe hinüber gebracht habe, und somit wurde ihm bedeutet, daß er vor allem die lateinische Sprache studieren müsse. Er besuchte also das Collegium Montaigu und saß da achtzehn Monate lang mitten unter kleinen Schulbuben, die den alten Knaben oft bitter verspotteten. Das Lernen ging ihm jedoch immer noch eben so schwer ein, wie zu Barcellona, Alkala und Salamanka, und überdem mußte er einen großen Theil seiner Zeit auf's Betteln verwenden, da die Franzosen sich gegen ihn als einen Ausländer nicht sehr freigebig bezeigten. Dessen ungeachtet ging er nach Ablauf seines anderthalbjährigen Cursus im Collegium Montaigu zum Studium der Philosophie im Collegium St. Barbe (zur heiligen Barbara) über und brachte es da so weit, daß er im Jahr 1532 das Baccalaureat, sowie abermals ein Jahr später die Magisterwürde erhielt. Die erste Stufe der Gelehrsamkeit war also nunmehr errungen und selbstverständlich hätte jetzt auch noch die heilige Theologie absolvirt werden sollen; allein so weit reichte die Geduld Ignatii doch nicht aus, sondern es blieb vielmehr bei einigen wenigen Collegien, die er bei den Jakobinern hörte.*)

Das Studium und die Wissenschaft waren nämlich, wie wir wissen, nie der Zweck Loyolas, sondern sie sollten ihm nur zum Mittel dienen, seinen Zweck zu erreichen. Er wollte nie glänzen

---

*) Die meisten jesuitenfreundlichen Biographen des Ignaz von Loyola behaupten zwar, derselbe habe in Paris auch den Grad eines Doktors der Theologie errungen, allein die genaueste Durchsicht der Universitätsregister von 1520 bis 1537 hat das Gegentheil erwiesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

durch seine Kenntnisse, sondern er wollte nur so viel lernen, daß man ihn in seinem Bekehrungsgeschäfte nicht mehr hindern durfte. Das Bekehrungsgeschäft war und blieb sein Ziel, und zwar sowohl die Bekehrung der Heiden zum Christenthum als die der getauften Christen zu büßenden, sich selbst kasteienden, alle Weltlichkeit verachtenden Ebenbildern seiner selbst. Auch verlor er dieses Ziel nie aus den Augen, weder in Montaigu noch in St. Barbe, und in letzterer Anstalt ging er in seinem Bekehrungseifer sogar so weit, daß er einen Theil seiner Studiengenossen überredete, Sonntags, statt nach dem Gottesdienste den vorgeschriebenen Disputationen beizuwohnen, lieber mit ihm „exercitia spiritualia" zu treiben, das heißt, mit ihm zu beten, zu fasten und sich zu geißeln.*) Dafür wäre er jedoch um ein kleines öffentlich vor allen Schülern ausgepeitscht worden und nur der Umstand, daß er bereits seine vierzig Jahre zählte, rettete ihn von der Schande. Natürlich übrigens begnügte er sich nicht damit, das Bekehrungsgeschäft für sich allein zu treiben, sondern er suchte wie früher zu Alkala und Salamanka Gehülfen anzuwerben, mit denen er zusammen und in Gemeinschaft wirken, mit denen er seine Studien und seine Andacht, seine Leiden und seine Freuden theilen könnte. In der Auswahl dieser seiner Genossen aber erwies er sich diesmal viel wählerischer und zwar aus einem Grunde, der von nun an einen großen, ja fast einen allmächtigen Einfluß auf seine ganze Thätigkeit gewann.

Um jene Zeit war ein ganz neuer Geist über die Menschheit gekommen, ein Geist, der das Pabstthum in seinen Grundvesten erschütterte und den ganzen bisherigen katholischen Glauben über den Haufen zu werfen drohte. Luther, Zwingli und andere Reformatoren erhoben ihre gewaltigen Stimmen und „luden" — wie sich ein katholischer Schriftsteller ausdrückt — „Völker und Fürsten zur großen Jagd auf die römische Kirche ein." Fast ganz Deutschland folgte dem Ruf und dasselbe thaten nebst England und der

*) Diese geistigen Uebungen (exercitia spiritualia) sind in seinem schon weiter oben erwähnten Buche, das den Titel „liber exercitiorum spiritualium" (d. h. das Buch von den geistigen Uebungen) führte, des Näheren beschrieben, und Ignatius legte ein Hauptgewicht darauf, daß man diese Uebungen gründlich studierte.

Schweiz die skandinavischen Länder. Selbst Italien lauschte der verführerischen Stimme und in Frankreich jauchzten ihr ohnehin Tausende und Abertausende Beifall. Kurz, ein großer, sogar ein sehr großer Theil der bisherigen katholischen Welt drohte der Reformation anheimzufallen und der Sturz Roms schien ein unvermeidlicher zu sein. Von allen diesem nun hatte Ignatius, so lange er in Spanien weilte, nichts erfahren, denn wenn auch gleich der neue Geist vor den Pyrenäen nicht stille stand, so wehte er doch blos unter den höheren Regionen, und das eigentliche Volk, unter dem Loyola lebte, wurde von ihm nicht angesteckt. Ueberdieß sorgte die Inquisition schon dafür, daß er bald ausgetrieben wurde, und es konnte also die Reformation unter dem Scepter des allerchristlichsten Königs nie festen Fuß fassen. Wie ganz anders aber verhielt sich dieß in dem nun nur allzusehr angesteckten Frankreich, und besonders in Paris, wo sogar verschiedene angesehene Universitätsprofessoren das Unterfangen Luthers begünstigten. Da mußten natürlich dem durch und durch ächt römisch-katholischen Ignatius die Augen aufgehen, und ein Schrecken ohne gleichen erfaßte ihn ob der gräßlichen Verkehrtheit, die sich der Menschheit bemächtigte. Mit dem Schrecken und Abscheu durfte er sich jedoch natürlich nicht begnügen, sondern er, der Ritter Mariä und ihres Sohnes Jesus Christus, mußte auf alle Weise für sie kämpfen, und der aus Deutschland herübergekommenen Pest einen Damm entgegenzusetzen versuchen. Er kam also auf den Gedanken, alle Ketzer, die heimlichen wie die offenen, bei den Behörden anzugeben und machte den Spion in allen Kreisen und Gesellschaften, in welche er kam; allein, so viele Mühe er sich auch gab und so erfolgreich sich seine Spionierei erwies, so war doch die Wirkung eine verhältnißmäßig nur geringe, und er sah ein, daß hier viel großartigere Mittel angewendet werden müßten.

„Doch" — so fragte er sich nun, — „welche?" So viel war sicher: das unzählige Heer der Benedictiner, Dominikaner, Franziskaner, Minoriten und wie sie sonst alle hießen, durch welche Rom bis jetzt die Herzen der Menschheit beherrschte, hatte seinen Einfluß bei den Nationen verloren und ihre Bettelsäcke hingen alle leer; die übrige Geistlichkeit aber wurde wegen ihrer Unwissenheit, Liederlichkeit und Unverschämtheit wo möglich noch tiefer verachtet,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

als die barfuß gehenden Kuttenträger, und der Glaube an sie konnte unmöglich mehr aus dem Grabe erweckt werden. Es mußten also neue Rüstzeuge erstehen, wenn geholfen werden sollte, Rüstzeuge ganz anderer Art, ganz anderen Ansehens, ganz anderen Geistes, ganz anderer Kraft, als die bisherigen Seelenberather, und er selbst wollte diese Rüstzeuge stellen, er selbst als ihr Obergeneral fungiren! Ganz klar wurde ihm der Gedanke, wie man natürlich finden wird, im Anfang nicht, aber er bildete denselben mehr und mehr aus, je mehr er über die um sich greifende Ketzerei nachsann, und bald stand so viel in ihm fest, daß nicht bloß die Bekehrung der Heiden, sowie die Pönitenzerweckung unter den Christen selbst sein und seiner zu erwählenden Genossen Lebenszweck sein müsse, sondern daß damit auch die Bekämpfung des Ketzerthums nothwendig zu verbinden sei. Er dachte sich Jesum Christum (man lese nur das Buch von den geistigen Uebungen, so wird man sich dessen bald klar werden und überdies bezeugt es auch der Pater Juvency, der den Ignatius genau kannte, ausdrücklich) als den Generalissimus des Himmels, welcher mit den Engeln und Heiligen gegen den Teufel zu Felde zieht und schließlich das Reich der Hölle niederdonnert, und so wollte er denn nach diesem Vorbilde auf Erden ein Heer von geistlichen Rittern bilden, das die Teufel dieser Welt, die Ketzer, siegreich zu bekämpfen hätte und dessen kaiserliches Oberhaupt Jesus Christus im Himmel oben sein sollte. Wenn aber dies sein Zweck war, durfte er sich, wie früher in Alkala und Salamanka, „die Nächsten-Besten", die ihm zu folgen bereit waren, zu Genossen wählen? Damals genügten solche, die sich bereit erklärten, als Schafe Christi mit ihm den Leib zu kasteien und die übrige Welt zum gleichen Leben einzuladen; jetzt handelte es sich um Streiter Christi und zwar um solche Streiter, welche Geist und Kraft genug hätten, um damit den über und über geharnischten Reformatoren nebst ihren Gehülfen und Anhängern entgegenzutreten. Er hatte also alle Ursache, in seiner Auslese von Genossen wählerisch zu sein und er war wählerisch, sogar sehr wählerisch!

Der Erste, den er für seine Idee „einer geistlichen Ritterschaft zur Bekehrung der Menschheit und Bekämpfung des Ketzerthums" gewann, war Pierre le Fevre, oder eigentlich Peter Faber,

gebürtig aus einem savoyischen Orte in der Nähe von Genf, ein gelehrter, scharfsinniger Kopf, zugleich aber auch ein Jüngling voll glühender Einbildungskraft, der sich gar leicht von einer großartigen Idee begeistern ließ. Weit schwerer hielt es mit Franz Xavier aus dem spanischen Navarra, denn derselbe gehörte nicht nur einer edlen und mächtigen Familie an, sondern war auch damals bereits Professor am Kollegium zu Beauvais und hatte für die Zukunft Anspruch auf die höchsten geistlichen Würden. Eben deßhalb belachte er anfangs alles, was ihm Loyola von der geistlichen Ritterschaft vorschwazte, und erklärte ihm rundweg, daß er nichts von derlei Schwärmereien halte. Dagegen besaß der Mann zwei schwache Seiten, nämlich einen unbegrenzten Ehrgeiz, sowie einen Hang zu einem lockeren Lebenswandel, und an diesen beiden Seiten wußte ihn Ignaz von Loyola zu packen. Mit andern Worten, er stellte dem verschwenderischen Professor seinen Geldbeutel, welcher damals durch die Mildthätigkeit hoher Gönner ziemlich gefüllt war, zur steten Verfügung und malte ihm zugleich eine solch' glänzende Zukunft vor, daß derselbe unmöglich länger widerstehen konnte, sondern sich ihm vielmehr auf Leben und Tod ergab.*) Weil nun aber Peter Faber und Franz Xavier an der Universität zu Paris in großem Ansehen standen, so wurden verschiedene Andere, sowohl Studenten als Lehrer, auf das Streben des Ignatius aufmerksam und trugen sich demselben von selbst als Gehülfen an. Doch nahm er von diesen allen nur noch Viere in seine Genossenschaft auf, und zwar,

---

*) Einige Biographen (und zwar sehr jesuitenfreundliche) erzählen die Sache etwas anders, und nach ihnen wäre die Bekehrung Xaviers einer Parthie Billard zu verdanken. Als sich nämlich eines Tages Ignaz bei Xavier befand, schlug ihm letzterer vor, eine Parthie Billard mit ihm zu spielen. Loyola lehnte dies Anfangs ab; wie aber sein Freund noch weiter in ihn drang, nahm er den Vorschlag unter der Bedingung an, daß derjenige, welcher verlieren würde, alles das einen ganzen Monat lang thun müsse, was ihm der Andere vorschreibe. Xavier ging darauf ein, da er ein guter Spieler war; er verlor aber doch und nun machte Loyola während der nächsten vier Wochen einen solch aufregenden Cursus in den geistlichen Uebungen — er fastete unter anderem sechs Tage mit ihm, und brachte ihn dadurch bis zu Visionen — mit ihm durch, daß der früher so stolze Mann von nun an ein gefügiges Rohr in den Händen des Ignatius wurde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wie natürlich, die würdigsten, oder um es besser zu sagen, die passendsten, nehmlich den Jakob Laynez aus der Stadt Almazan in Castilien, einen zwar sehr armen, aber auch sehr thatkräftigen, klugen und mit gründlichen Kenntnissen ausgestatteten jungen Mann von nicht mehr als einundzwanzig Jahren; dann den noch jüngeren, erst achtzehnjährigen Alphons Salmeron aus Toledo, einen sehr tüchtigen Philologen; weiter den Nicolaus Alphonso, mit dem Zunamen Bobadilla (nach seinem Geburtsort, einer kleinen Stadt unweit von Valencia), welcher bereits öffentliche Vorlesungen über Philosophie halten durfte und der Feder wie des Worts mächtiger war, als irgend ein weltlicher Ritter seines Schwertes oder seiner Lanze; endlich den Simon Rodriguez aus Azevedo in Portugal, einen düstern Schwärmer und Enthusiasten, der die Idee der geistlichen Ritterschaft mit einem ungeheueren Seelenjubel ergriff.

Das waren die sechs Gehülfen — vier Spanier, ein Portugiese und ein Savoyer —, welche er sich zur Ausführung seiner weiter oben angegebenen Zwecke auslas, und schon die nächste Zukunft zeigte, daß seine Wahl gar nicht klüger und vortrefflicher hätte ausfallen können. Eben hierin aber liegt für uns der Beweis, daß er der halbverrückte oder vielmehr ganz tolle Ascete von Manresa längst nicht mehr war, sondern daß er sich vielmehr im Verlaufe der Zeit, gewitzigt von den verschiedenen Erfahrungen, die er gemacht, und gehoben von den Kenntnissen, die er sich angeeignet, in vielfacher Weise geändert haben müsse. Die Energie und den eisernen Willen von früher besaß er immer noch. Auch sein enthusiastischer Feuereifer hatte nicht im geringsten nachgelassen. Dagegen fing mit den vierziger Jahren zugleich sein Verstand an zu arbeiten und es kam, obwohl unter schwerem Ringen, nicht lange hernach in einer solch großartigen Weise mit ihm zum Durchbruch, daß man dies früher für ganz unmöglich gehalten haben würde. Um nun übrigens auf die sechs auserlesenen Gehülfen zurückzukommen, so bildeten sie den Keim und Urstock jener großartigen Gesellschaft, welche sich unter dem Namen, den der Titel dieses Buches führt, in wahrhaft unglaublich kurzer Zeit über alle Welttheile verbreiten und bis auf unsere Tage herab den entschiedensten Einfluß auf die Menschheit behaupten sollte. Sie waren mit einem Worte zusam-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

men mit ihrem Meister die ersten sieben Jesuiten, obschon diese Benennung erst ein paar Jahre später erfunden wurde, und somit sollte also gerade die Universität Paris, welche sich später als die ärgste Feindin ihrer Lehren bewies, die Geburtsstätte dieses Ordens werden — dieselbe Stadt und Universität Paris, von welcher seit Jahrhunderten der Geist der Freiheit und der Aufklärung ausströmt.

Für den Anfang jedoch trat die neue Gesellschaft sehr bescheiden auf, so bescheiden, daß die wenigsten Pariser von ihrer Existenz auch nur etwas ahnten. Ignatius ordnete nämlich zwar allerdings für sich und seine Genossen eine gleichmäßige Kleidung an, aber — gleich verbrannten Kindern, welche das Feuer fürchten — keine so auffallende, wie die früheren Frießrockanzüge. Vielmehr hüllten sie sich sämmtlich in einen einfachen, enganschließenden schwarzen Rock, der bis an die Knöchel reichte, und den Kopf bedeckten sie mit einem ebenfalls ganz schwarzen breitrandigen Hute nach Form der spanischen Sombreros; an den Füßen aber trugen sie schwarze Lederschuhe und vom Barfußgehen war also keine Rede mehr. Ueberdieß darf man nicht daran denken, daß die sieben Verbündeten schon „eine geschlossene Gesellschaft mit Gesellschaftsstatuten" bildeten, sondern sie lebten blos „brüderlich" zusammen und machten sich gegenseitig anheischig, für die Zukunft gemeinsam „als geistliche Ritter Christi", das ist „als Missionäre für den römisch-katholischen Glauben zu wirken". Für dieses „Sichanheischigmachen" aber genügte dem Ignatius keineswegs ein bloßes gewöhnliches Versprechen, ein bloßer gewöhnlicher Handschlag; er verlangte vielmehr, damit keinem seiner Genossen je mehr der Gedanken kommen könne, in die Welt zurückzutreten, „ein förmliches Gelübde", „einen förmlichen Eidschwur", und nahm ihnen diesen auf äußerst feierliche Weise ab. Sie bestellten sich nämlich alle sieben am Feste der Himmelfahrt Mariä, den 15. August 1534, mit dem Anbruch des Tages in die Vorstadt St. Jaques, bestiegen von da aus die Höhe des Montmartre und begaben sich sofort in die dort befindliche unterirdische Kapelle, in welcher vor Jahrhunderten Dionysius der Areopagit enthauptet worden sein soll. Es war dieß eine Art finsterer Gruft, von plumper, roher Bauart, mit nackten, grauschwarzen, von Nässe

triefenden Mauern und von Blumen und Wohlgerüchen, von Gold und Edelsteinen oder von irgend einer andern Ausschmückung ließ sich nicht das Geringste bemerken. Im Gegentheil, es sah hier alles ganz düster, traurig, kahl und stumm aus, und da von außen fast gar keine Luft eindringen konnte, so verbreiteten die angezündeten Kerzen nur ein falbes, spärliches Licht, bei dem sich die Kapelle noch schauriger ausnahm, als sie ohnehin schon war; den allerschaurigsten Eindruck aber machte der einfache, plumpe, steinerne Altar, denn hinter ihm erhob sich eine alte, schwerfällige Bildsäule, welche in ihrem ausgestreckten Arme ein vom Rumpfe getrenntes Haupt, das des heiligen Denis, hielt. Vor diesem Altare nun knieten die sieben Männer, so bald sie eingetreten waren, nieder und murmelten leise Gebete. Dann erhob sich einer von ihnen, Le Fevre, welcher allein bereits die Priesterweihe erhalten hatte, und las eine feierliche Messe, nach welcher er das heilige Abendmahl vertheilte. Kaum aber war dies geschehen, so stellte sich Ignaz von Loyola vor den Altar und schwur auf das Evangelium, von nun an nur noch ein Leben der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams zu führen. Er schwur, für immer und ewig nur allein für die Sache Gottes, der heiligen Maria und ihres Sohnes Jesus als ächter geistlicher Ritter zu kämpfen und in der Vertheidigung der heiligen römischen Kirche und ihres Oberhauptes, des Papstes, so wie in der Verbreitung des wahren Glaubens unter den Ungläubigen sein Leben einzusetzen. »Ad majorem Dei gloriam, zur Erhöhung des Ruhmes Gottes", rief er, als er seinen Schwur geendigt hatte, und sein wildes glühendes Auge schoß dabei Blitze aus dem bleifarbigen, entfleischten Gesichte hervor. Nach ihm schwuren die sechs Andern denselben Schwur und Jeder rief zum Schlusse: »ad majorem Dei gloriam«; die Kapelle aber verließen sie auch nach dem Schwure nicht, sondern sie blieben, Gebete murmelnd, darin eingeschlossen bis an den späten Abend, ohne daß ein Bissen Speise oder ein Tropfen Wasser über ihre Lippen gekommen wäre. Und wie sie nun endlich sich von ihren Knieen erhoben, da zeichnete Ignaz von Loyola drei große Buchstaben auf den Altar, und die drei Buchstaben hießen:

J. H. S.

„Was sollen diese drei Buchstaben bedeuten?" fragten die Andern.

„Sie bedeuten," erwiederte Ignaz mit feierlicher Stimme: „Jesus Hominum Salvator, Jesus der Retter der Menschen, und sie sollen künftig der Wahlspruch unserer Stiftung sein."

Diese drei Worte blieben der Wahlspruch der Gesellschaft und es lag in ihnen der Sinn, daß die Mitglieder derselben „Gehülfen des Heilands Jesus" sein wollten.

Drittes Kapitel.

Loyola in Rom.

Den ersten Anfang der Gesellschaft Jesu kennt nun der Leser, doch ging die Absicht Loyolas und seiner Genossen keineswegs dahin, sogleich, nachdem sie den Schwur auf dem Montmartre geleistet, aufzubrechen und mit der Bekehrung der Heiden und sonstigen Ungläubigen oder Ketzer zu beginnen; sondern sie wollten vielmehr, damit die reguläre Geistlichkeit nicht gegen sie einschreiten könne, noch so lange in Paris bleiben, bis jeder von ihnen seine theologischen Studien vollendet und die Priesterweihe erhalten habe. Von diesem guten Vorsatz mußte jedoch Ignaz selbst schon nach kurzer Zeit nothgedrungen wieder abgehen, denn aus Freude über den glücklichen Fortgang seines Unternehmens kasteiete er seinen Leib wieder so grimmig, als früher zu Manresa, und er schwächte hiedurch seinen Körper so sehr, daß ihm die Aerzte erklärten, er müsse, wenn er wieder genesen wolle, nothwendiger Weise für eine längere Zeit ein wärmeres Klima, also entweder das südliche Frankreich oder Spanien, aufsuchen. Er wählte das letztere Land, nicht sowohl übrigens aus Anhänglichkeit an seine Geburtsstätte, als vielmehr, weil er bei dieser Gelegenheit seinen beiden Gefährten Laynez und Salmeron verschiedene Familienangelegenheiten ordnen konnte, wegen welcher diese sonst hätten selbst nach Spanien reisen müssen. Letzteres nämlich, das ist die Rückkehr des Laynez und Salmeron zu ihren Verwandten, um mit denselben wegen ihres Vermögens abzurechnen, wollte er um jeden Preis vermieden wissen, und zwar einfach deßwegen, weil Gefahr da war, es könnte denselben das

Trachten nach der geistlichen Ritterschaft und die Missionswuth von ihren Angehörigen entleidet gemacht werden. Somit reiste er also im Frühjahr 1535 nach siebenjährigem Aufenthalt von Paris ab, nicht jedoch, ohne daß er für das Weitergedeihen der Brüderschaft die gehörige Vorsorge getroffen und namentlich auch den Le Fevre, als den Aeltesten nach ihm, zum interimistischen Vorstand derselben ernannt hätte. Ueberdem wurde abgemacht, daß die Sechse Ende Januar 1537 Paris zu verlassen hätten, um mit ihm in Venedig zusammenzutreffen, denn mit dem genannten Jahre müßte die Theologie absolvirt sein und also das Studiren aufgegeben werden; dagegen aber habe sofort die geistliche Ritterschaft und vor allem die Bekehrung der Ungläubigen in Palästina, wohin man am besten von Venedig aus gelange, zu beginnen.

Ignatius wurde von seinen Verwandten und Familienangehörigen — er reiste über Loyola und Azepeitia — sehr ehrenvoll aufgenommen und noch mehr verehrte ihn das Volk, das er durch seine feurigen Buß- und Sittenpredigen anzulocken wußte. Ueberdem — mußte nicht schon der Umstand eine ungeheure Wirkung auf den gemeinen Mann machen, daß er seinen Aufenthalt nicht auf seinem väterlichen Schlosse nahm, sondern vielmehr im Spitale von Azpeitia, und daß er sogar sein Brod vor den Thüren bettelte, während ihm doch die kostbarsten Speisen am Tische seiner Angehörigen zu Gebote standen? So erlangte er bald einen großen Ruf durch die ganze Gegend und zu gleicher Zeit besserte sich auch seine Gesundheit fast zusehends. Dagegen aber schwanden ihm die anderthalb Jahre, die er im Ganzen in Spanien zubrachte, gleichsam wie im Nu dahin, und die Zeit, die er zur Zusammenkunft in Venedig festgesetzt hatte, kam heran, ehe er sich's versah. Somit machte er nun die Geschäfte, welche er für Laynez und Salmeron zu besorgen hatte, schnellstens, jedoch mit großem Geschick, ab, und ging dann im Herbste 1536 nach Valenzia, von wo er sich nach Genua einschiffte. Von hier pilgerte er zu Fuß und nicht ohne der Abenteuer und Fährlichkeiten mehrere zu bestehen, nach Venedig, und richtig stellten sich allda auch seine Genossen schon am 8. Januar 1537 ein, alle, wie wir wissen, in der Absicht, von da nach Jerusalem überzufahren, um die sämmtlichen Türken in Christen zu verwandeln. Sie waren um mehrere Wochen früher,

als man ursprünglich ausgemacht hatte, von Paris abgereist, weil ein Krieg zwischen Spanien und Frankreich, der das Reisen nach Italien unmöglich gemacht hätte, bevorstand, und man kann sich also denken, wie unendlich glücklich sich Ignatius über ihre Ankunft fühlte. Ueberdieß kamen sie und dieß erfreute ihn noch weit mehr, nicht allein, sondern brachten noch drei Genossen mit, nämlich den Claude Lejay aus dem Kirchensprengel von Genf, den Johann Cordure aus der Stadt Embrun, und den Pasquier Brouet aus dem Kirchensprengel von Amiens, lauter junge und sehr fähige Theologen, welche Le Fevre für die Gesellschaft anwarb. Das Häuflein der „geistlichen Ritter" belief sich demnach jetzt auf zehn, oder vielmehr, wenn ich's recht sagen will, auf dreizehn Personen, denn auch Ignatius hatte das Glück, während seines Aufenthalts in Venedig drei weitere Genossen zu finden, ich meine die beiden Brüder Stephan und Jakob Eguia, zwei Navarreser von sehr guter Geburt und Erziehung, sowie den Jakob Hosez aus Malaga, einen sehr scharfsinnigen Mann und zugleich geschworenen Feind des Ketzerthums, der aber leider, d. h. zum großen Leidwesen der Gesellschaft, schon nach ganz kurzer Zeit verstarb. Weil nun übrigens für den Augenblick mitten im Winter an die Abfahrt nach Palästina nicht zu denken war, so vertheilte Ignatius seine Genossen in den zwei Spitälern: „Zu den Unheilbaren" und „Zu St. Johann und Paul", und allda widmeten sich dieselben der Krankenpflege auf eine Weise, daß alsbald ihr Ruhm durch ganz Venedig und noch weit darüber hinaus erscholl. Sie nahmen sich nämlich nicht sowohl der gewöhnlichen Kranken, als vielmehr der Aussätzigen, so wie überhaupt derer an, welche kein anderer Wärter, selbst nicht gegen hohen Lohn, mehr bedienen wollte, und scheuten sich nicht, selbst auf die Gefahr der eigenen Ansteckung, die eckelhaftesten Geschwüre zu waschen oder gar, wenn es nothwendig war, mit dem Munde auszusaugen. Ja sie nahmen manchen unheilbaren Siechen, den man eben wegen seiner Unheilbarkeit aus dem Lazarethe verstoßen wollte, in ihr eigen Bett auf und opferten sich also augenscheinlich für das Wohl der leidenden Menschheit! Was Wunder also, wenn das Volk förmlich für sie schwärmte?

Trotz allem dem hätte der Aufenthalt in Venedig beinahe wieder schweres Unheil über unsern Ignatius gebracht. Sein

Feuereifer begnügte sich nämlich keineswegs mit der Krankenpflege, sondern er trieb nebenbei auch das Predigen und das Volk lief schaarenweise herbei, wenn er auf dem Markusplatze oder an sonst einem öffentlichen Orte auftrat, um zur Buße und Heiligwerdung zu ermahnen. Dieser Erfolg ärgerte aber die sonstige Geistlichkeit Venedigs nicht wenig und dieselbe verbreitete daher unter der Hand das Gerücht, Ignaz sei ein aus Spanien oder Frankreich entflohener Ketzer, der nun auch Italien mit dem Gifte seiner Lehren anstecken wolle. Ja nicht genug an dem — sie machte selbst das Inquisitionstribunal darauf aufmerksam und es war also zu befürchten, daß er wie früher in Alkala und Salamanka gefänglich würde eingezogen werden. In diesem kritischen Momente zeigte jedoch Loyola, daß es mit seinem Verstande, wie ich oben schon sagte, völlig zum Durchbruch gekommen sei, denn er wußte sich sofort in dem einflußreichen Johann Peter Caraffa, Erzbischof von Theate*) durch Schmeicheleien einen hohen Gönner zu verschaffen, und dieser wußte dem Handel eine solch vortheilhafte Wendung zu geben, daß der päbstliche Nuntius, Hieronymus Veralli, zu Gunsten des Angeklagten entschied. Auf diese Art also rettete sich diesmal Ignatius vor Schaden; allein er zog daraus auf's neue die Lehre, daß man, um ungestraft predigen zu dürfen, die Priesterweihe haben müsse, und er beschloß sofort, die hohe Gönnerschaft Caraffas und Verallis zur Erwerbung derselben zu benützen. Weil er nämlich — und ganz in derselben Lage befanden sich noch mehrere seiner Genossen — die Theologie nicht vollständig absolvirt hatte, so stand ihm das Recht, die Ordination zu verlangen, nicht zu; dagegen

---

*) Dieser Erzbischof von Theate, der nachherige Pabst Paul IV., war derselbe, welcher um jene Zeit den Orden der Theatiner — einen Orden regulärer Priester, deren Aufgabe es sein sollte, das ärgerliche Leben der Geistlichkeit zu verbessern — stiftete, und man behauptet nun, der hohe Herr hätte den Ignaz durchaus unter seinen Ordensleuten haben wollen, dieser aber habe die Bitte abgeschlagen. Daß jedoch dem so war, möchte ich fast bezweifeln, denn Einem, dessen Gunst man braucht, gibt man keine abschlägige Antwort und es dürfte somit wohl eher anzunehmen sein, daß Peter Caraffa gar keine solche Anmuthung an Ignazen stellte. War ja doch letzterer damals auf nichts aus, als auf die Heidenbekehrung, und war dies doch ein Vorhaben, welches der Erzbischof aus vollster Seele billigte!

konnte ihm der Pabst aus allerhöchster Gnade die Erlaubniß dazu ertheilen, und diese Gnade zu erlangen sandte er alsbald — im Frühjahr 1537 — die drei Hervorragendsten unter seiner Gesellschaft, den Xavier, Laynez und Faber, mit Empfehlungsbriefen Caraffas und Verallis wohl versehen, nach Rom ab. Die Deputation fand auch in der That die allerwohlwollendste Aufnahme bei Paul III., dem damaligen Pabste, und erhielt, nachdem sie das Vorhaben ihrer Verbrüderung: „zur Bekehrung der Türken nach Palästina zu ziehen" auseinandergesetzt, nicht nur die gewünschte Erlaubniß zur Ordination für alle diejenigen ihrer Genossen, die noch nicht Priester waren, sondern auch noch den päbstlichen Segen und ein Präsent von sechzig Dukaten „als Beitrag zum Reisegeld nach Jerusalem." Dies war fast mehr, als man hatte erwarten können und Ignatius nahm sich daher fest vor, das Geheimniß der „Gönnerschaft" stets so sehr als möglich zu kultiviren; vor allem aber machte er von der gegebenen Erlaubniß Gebrauch und ließ sich sofort mit den Seinigen von dem Bischof von Arba die Priesterweihe geben.

Mit dem Frühjahr sollte nach ihrer früheren Verabredung die Reise über's Meer nach Jerusalem angetreten werden, allein der jetzt eben ausgebrochene Krieg der Republik Venedig mit der ottomanischen Pforte hemmte jede Verbindung mit dem heiligen Lande und es mußte also von der beabsichtigten Reise wenigstens für jetzt abgestanden werden. Was nun thun? Etwa auf der faulen Haut und vom Bettel lebend liegen bleiben? Oder fortfahren, sich dem Spitaldienste in Venedig zu widmen, wie sie nun seit mehreren Monaten gethan? Nein, das wäre doch ein allzuenger Kreis für Männer, wie sie, gewesen und überdem hatten sie jetzt nicht die so lang ersehnte Priesterschaft erhalten, die ihnen das Recht gab, sich gänzlich dem Seelenheil der Menschen zu widmen — das Recht zu predigen und durch die Predigt zu bekehren? Ja, wahrhaftig, es wäre eine Sünde gewesen, wenn sie von diesem Rechte keinen Gebrauch gemacht hätten, und so beschloß denn Ignatius, mit allen seinen Genossen alsbald zum Werke zu schreiten. Doch nein, nicht alsbald, sondern erst nach einer vierzigtägigen Vorbereitung mit Beten und Fasten und Sichselbstkasteien. Dann aber vertheilte Ignatius seine Gesellschaft so, daß er selbst mit Faber und Laynez

in Vicenza sein Domicil aufschlug, während Xavier und Salmeron nach Monfelice, Codüre, Hosez und die zwei Eguia nach Treviso, Lejay und Rodriguez nach Bassano, Brouet nebst Bobadilla aber nach Verona gingen, in welchen Städten sie sofort das Predigen Alle zu einer Stunde und an einem und demselben Tage begannen. Ich sage „Predigen", allein wer dieses Wortes wegen auf den Glauben käme, es sei dies ein Predigen im gewöhnlichen Sinn des Worts gewesen, der würde sich in einem unendlichen Irrthum befinden. Loyola und seine Genossen stellten sich vielmehr an irgend einem freien Platz, an irgend einer Straßenecke, wo es sehr frequent zuzugehen pflegte, auf einen Stein oder etwas anderes dergleichen, schwangen ihre Hüte in der Luft herum, gistikulirten dazu mit Händen und Füßen und schrieen einzelne Worte mit so lautem Halloh, daß die Leute unwillkürlich stehen blieben. Hatte sich dann ein gaffender Haufen gefunden, so ging das Haranguiren desselben, das Ermahnen zur Buße und zur Verachtung des weltlichen Wesens, so wie umgekehrt die Schilderung der Vorzüge eines Heiligen und die Ausmalung der Reize des Paradieses für die Gottseligen auf eine wahrhaft stürmische Weise los, denn feurige Beredtsamkeit und glühende Begeisterung konnte man keinem der Redner absprechen. Umgekehrt aber hatte ihr Vortrag auch viel Komisches, indem sie ohne Ausnahme nur wenig von der italienischen Sprache verstanden und daher lateinische, spanische, französische und italienische Brocken im buntesten Gemisch vorbrachten. Trotzdem war ihr Auftreten nicht ohne Wirkung und selbst die ärgsten Spötter schlugen sich oft, wenn sie eine Weile zugehört, voll Reue an die Brust, aber diese Wirkung schrieb sich nicht von ihrem Vortrage her, dem meist alle Klarheit und aller Zusammenhang fehlte, sondern vielmehr von ihren Bewegungen, von ihrem Geberdenspiel, von ihrer phantastischen Aeußerlichkeit, und zugleich von dem offenbaren Ernste, der aus ihren Worten sprach.

Auf diese Art trieben es Ignatius und seine Genossen ein gutes halbes Jahr lang und zwar, wie ich bereits erwähnte, mit einem Erfolge, auf den sie stolz sein durften. Während dieser Predigteiferzeit aber machten sie alle die bittere Erfahrung, daß das Gift der Ketzerei sich schon weit tiefer in die Herzen der Menschen eingebohrt habe, als es oberflächlich betrachtet der Fall zu sein schien, und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tief ergriffen hievon frug sich Loyola wieder wie einstens in Paris, auf welche Weise solchem Grundübel gesteuert werden könnte? „Die römische Kirche, das Pabstthum, der Pabst selbst," rief er sich zu, „ist in der größten Gefahr, und das ganze bisherige Religionsgebäude muß zusammenstürzen, wenn nicht, weil die früheren Stützen sämmtlich von Moder zerfressen sind, total neue Grundpfeiler aufgeführt werden." Immer weiter forschte er diesem Thema nach und immer öfter besprach er sich hierüber mit dem Klügsten, Gebildetsten und Klarsten unter seinen Genossen, nämlich mit Jakob Laynez, bis endlich der Entschluß feststand, sich dem Pabste zur Vertheidigung des Pabstthums gänzlich zur Verfügung zu stellen. Somit wurden alsbald — im Herbste 1537 — die sämmtlichen Brüder nach Vicenza zu einer großen Berathung zusammenbeschieden und in dieser setzte ihnen Loyola sein neues Vorhaben mit ungemeiner Ueberzeugungskraft aus einander. Die Reise nach Palästina, rief er ihnen zu, wäre gewiß ein recht verdienstliches Werk, und sie dürften auch den Zweck, zu welchem sie sich verbunden hätten, den Zweck der Heidenbekehrung nie aus den Augen verlieren; noch verdienstlicher aber sei es, das Pabstthum oder, wie er es nannte, das Christenthum gegenüber dem Ketzerthum zu retten, und um diesen Zweck, den zu verfolgen sie ja auf dem Montmartre ebenfalls geschworen hätten, handle es sich nunmehr vor Allem. Sie sollten einmal darüber nachdenken, warum wohl die Vorsehung gerade jetzt den Krieg zwischen den Türken und Venedigern habe entstehen lassen? Gewiß aus keinem andern Grunde, als um sie von der Reise nach Palästina abzuhalten, dieweil sie zu etwas Größerem bestimmt seien! „Bieten wir also dem heiligen Vater," so schloß Ignatius seine begeisterte Rede, „unsere Dienste an und sagen wir ihm, daß wir uns entschlossen haben, ein großes Heer von geistlichen Rittern aufzubringen, deren ganzes Sein und Denken nur allein auf die Niederwerfung aller Feinde Roms unter das Banner des Heilandes gerichtet sein soll!" Diese Worte zündeten, und nicht nur erklärten sie sich sofort mit dem Vorschlag Loyola's einverstanden, sondern sie begeisterten sich sogar förmlich für den Gedanken, eine „Phalanx Jesu", zu deutsch „eine Genossenschaft von Jesusstreitern", wie sich der ritterlich geborene Ignatius ausdrückte, zu bilden. Somit wurde also der Beschluß gefaßt, Loyola selbst

sollte sofort mit Faber und Laynez nach Rom gehen und sich dem Pabste zu Füßen werfen; die andern aber nehmen die Verpflichtung auf sich, große Rundreisen in Italien zu machen und da so viele Mitstreiter als möglich zu werben, damit die dem Pabste zur Verfügung zu stellende Genossenschaft eine recht ansehnliche sei.

Von diesem Zeitpunkte an tritt die Sache des Ignatius und seiner Genossen in ein ganz neues Stadium, denn es handelte sich jetzt nicht mehr von einem kleinen „Missionsverein", wie früher, sondern „von einer größeren Gesellschaft mit einem bestimmten Programm, mit bestimmten Statuten"; mit andern Worten: es handelte sich „von einem neuen Orden", der unter dem Titel „Phalanx Jesu" das Licht der Welt erblicken sollte. Vor der Hand übrigens hütete sich Loyola, nachdem er mit seinen beiden Begleitern im Oktober in Rom angekommen war, gar wohl, wenn er von seinem Unternehmen sprach, den Ausdruck „Orden" zu gebrauchen, weil ihm nur zu gut bekannt war, daß man im Vatikan auf sämmtliche Orden, ihrer erwiesenen gegenwärtigen Nutzlosigkeit halber, ganz und gar nicht freundlich zu sprechen sei; dagegen aber befleißigte er sich um so mehr, sich seinem in Venedig gefaßten Grundsatze gemäß Gönner und zwar Gönner aller Gattungen zu erwerben, um durch diese, wenn auch auf Umwegen, sein Ziel desto sicherer zu erwerben. Von diesen Gönnern nenne ich vor Allem einen alten Bekannten, den berühmten Pariser Professor und Doktor der Gottesgelehrsamkeit, Pater Ortiz, welcher sich damals im Auftrage Kaiser Karls V. in Rom befand und eine bedeutende Rolle am päbstlichen Hofe spielte, denn eben dieser Ortiz war es, der den Ignaz dem Pabste Paul III. vorstellte. Auch nahm Letzterer das Anerbieten, „eine Compagnieschaft Jesu zu Bekämpfung des Ketzerthums" zu bilden, mit großem Wohlgefallen auf, und erlaubte nicht nur dem Loyola selbst, in Rom in allen Kirchen zu predigen, sondern räumte zugleich dem Le Fevre und Laynez zwei theologische Lehrstühle an dem Collegium della Sapienza ein. Die Bahn war also gebrochen oder wenigstens der allererste Anfang gemacht.

Durch Ortiz wurde Loyola auch mit den beiden Cardinälen Gaspar Contarini und Vincenz Caraffa, zwei äußerst klugen, wenn auch nicht gerade besonders heiligen Männern bekannt,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und beiden gefiel die Idee der Compagnieschaft Jesu ebenfalls außerordentlich wohl; doch meinten sie, es sollte vor Allem mehr Klarheit in die Idee gebracht und ein förmliches Statut für die zu gründende Gesellschaft entworfen werden, denn erst „wenn man genau wisse, was man wolle, sei man im Stande, etwas Tüchtiges zu leisten. Insbesondere dürfe," setzten sie hinzu, „die neue Gesellschaft kein Abklatsch eines der vielen schon bestehenden Orden sein, sondern es müsse etwas noch nie Dagewesenes gegründet werden, dessen Nutzen für das Pabstthum unverkennbar sei, indem es sich sonst nicht der Mühe lohnen würde, seine Bestätigung durch den Pabst durchzusetzen." In Folge dieser Weisungen berief sofort Loyola alle seine Genossen, auch die neu gewonnenen, nach Rom, um sich mit ihnen über das zu entwerfende Gesellschaftsstatut zu berathen und dieselben fanden sich natürlich auch alsobald im Anfang des Jahres 1538 ein; allein es vergingen Monate und sogar viele Monate, bis sie mit der Sache zu Stande kamen, trotzdem sie der Mitglieder nunmehr bereits nicht wenige zählten, welche es an Scharfsinn und Verstand mit Jedermann aufnahmen. Ja vielleicht wäre ihnen ihre Erfindung gar nie gelungen, wenn nicht auch noch Andere, wie besonders der Doktor Ortiz und die beiden genannten Cardinäle, mitgeholfen hätten, und es kann also natürlicher Weise nie behauptet werden, daß die Satzungen des Jesuitismus, so wie sie nachher ins Leben traten, sämmtlich oder auch nur zum großen Theil von Ignaz von Loyola herrühren. Die Idee desselben, der Gedanke, eine Phalanx Jesu zu errichten, gehört ihm und nur ihm allein an; bei der Ausführung dieses Gedankens aber, bei seiner Gestaltung zum Begriff und bei dem Weiterbau dieses Begriffs wirkten noch eine Menge anderer Kräfte und Köpfe mit und es ist nur schade, daß es in der damaligen Zeit noch keine Stenographie gab, denn sonst wäre uns ohne Zweifel der Wortlaut jener langen und ernsten Berathungen aufbewahrt worden, so daß wir genau wüßten, was und wie viel jedem der Theilnehmer an denselben zuzuschreiben ist. Wenn dieß sich aber auch so verhielt, wie von Jedermann, selbst den allereifrigsten Jesuitenfreunden zugegeben werden muß, so darf man doch auch wieder auf der andern Seite nie vergessen, daß Loyola stets die Seele der Berathungen blieb und daß die endliche Besiegung all' der vielen Hindernisse, welche

der Gründung des Ordens entgegenstanden, nur allein seinem Feuereifer und seiner unbesiegbaren, alles überdauernden Willenskraft zuzuschreiben ist.

Man wird sich nämlich wohl denken können, daß Loyola und seine Gefährten durch ihre Kleidung schon und noch mehr durch die Art und Weise, wie sie das Publikum haranguirten, großes Aufsehen in Rom erregten und sogar in Kurzem bei einem großen Theile der Einwohner eine Art von Celebrität wurden. Schon dieß erregte den Neid der andern, besonders der niederen Geistlichen, und dieselben beklagten sich mit mehr oder minder Recht, daß die neu aufgetauchten „Schwarzröcke" — so nannte man sie in Rom — ihnen in's Handwerk griffen. Noch zorniger geberdeten sich die Mönche, und als vollends laut wurde, daß es die Absicht des Ignatius sei, einen neuen Orden zu gründen, da kannte ihre Wuth gar keine Grenzen mehr. „Was?" riefen sie, und zwar als erste Stimmführer die Augustiner und Dominikaner, welche bisher gewohnt gewesen waren, die fettesten Bissen des Volkes in Anspruch zu nehmen! „Was? unser Tisch ist durch die leidige Reformation und die Aufklärung, welche unter die Leute gedrungen ist, ohnehin schon sehr geschmälert und jetzt wollen sich gar noch einige hergelaufene Vagabunden eindrängen, um uns noch den letzten Rest zu verkümmern? Nein, das soll ihnen nicht gelingen und wenn wir Leib und Leben daran setzen müssen!" In der That gingen die genannten Mönche auch sogleich an's Werk und ließen alle Minen springen, um den Ignaz mit den Seinigen zu Grunde zu richten. Namentlich streuten sie auch den Verdacht aus, die Schwarzröcke seien geheime Anhänger „der neuen Lehren", also Luthers und der Reformatoren, und forderten die Inquisition auf, gegen diese gefährlichen Emissäre, welche schon in Spanien den Händen der Gerechtigkeit nur durch Lügen entschlüpft seien, einzuschreiten. In Folge dessen wurde eine Untersuchung eingeleitet und wenig fehlte, so wäre Ignaz verhaftet worden; allein in dieser Beziehung, d. h. in Beziehung auf die Ketzerei stand Niemand reiner da, als er, und so konnte es ihm natürlich nicht schwer fallen, sich von dem gemachten Vorwurfe vollständig zu rechtfertigen. Ja nicht genug an dem, sondern es gelang auch seinem rastlosen Drängen, durch einen am 18. Dezember 1538 erfolgten Urtheilsspruch des Gerichts eine

förmliche öffentliche Genugthuung durchzusetzen, welche für seine Ankläger äußerst demüthigend, für ihn aber äußerst ehrenhaft ausfiel.

Seit dieser Zeit stieg der Kredit Ignazens mit jedem Tage um ein Bedeutendes und er beeilte sich natürlich, denselben zur Gewinnung neuer Gönner und Anhänger aufs Nachdrücklichste auszubeuten. So gewann er unter Anderen den Franziskus Strada, einen durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mann, so den Pietro Codaci, einen höheren Offizier und Anverwandten des Pabstes, welcher sein ganzes sehr bedeutendes Vermögen der neuen Gesellschaft zur Verfügung stellte; so den Quirino Garzoni, der dem Ignatius bei St. Trinita am Fuße des Bergs Quirino ein eigenes Haus einräumte, um darin mit seinen Gefährten zu wohnen. Doch nicht bloß unter den Reichen und Vornehmen suchte er sich Proselyten zu erwerben, sondern er spekulirte auch insbesondere auf die Freundschaft der großen Masse, und deßwegen war es einer seiner Hauptgrundsätze, den er nie aus den Augen verlor, die Armen und Nothleidenden durch die milden Gaben, welche er von den Reichen erbettelte, zu unterstützen. Dieß that er namentlich im Winter von 1538 auf 1539, wo eine Hungersnoth viel Elend in Rom verbreitete, und man kann sich daher denken, wie sehr die Schwarzröcke vom gemeinen Mann verehrt wurden. Wenn aber dieß der Fall war, wenn Vornehm und Gering zu gleicher Zeit das Lob des Ignatius im Munde führten, mußte da nicht der Pabst, und um dessen Gunst war es ihm des zu gründenden Ordens wegen vor Allem zu thun, immer mehr auf ihn aufmerksam, immer mehr für ihn gewonnen werden? Eben aus diesem Grunde machte er sich jetzt auch an die Bekehrung der Juden, deren es damals in Rom sehr viele und sehr reiche gab, und bald durfte er sich rühmen, nicht geringe Resultate erzielt zu haben. Freilich, aber durch welche Mittel! Unter Anderem durch eine vom Pabste erwirkte Verfügung, daß kein Arzt an das Krankenbette eines Juden treten dürfe, bevor dieser nicht gebeichtet habe, respektive zum Christenthum übergetreten sei! Ignatius setzte also den Juden so zu sagen das Messer an die Kehle, um sie zu bekehren, und wir können hieraus jetzt schon einen Schluß ziehen, von welchem Geiste die Compagnieschaft Jesu beseelet sein mußte.

Am allermeisten übrigens wußte sich der neue Ordensstifter

dadurch in die Höhe zu bringen, daß er die Damen Roms für sich zu gewinnen suchte und zwar insbesondere diejenige Classe von Damen, deren Namen man in gebildeter Gesellschaft sonst nicht in den Mund nimmt. In der Zeit nämlich, in welcher unsere Geschichte spielt, herrschte in Rom, wie allgemein bekannt ist, eine fast gränzenlose Zügellosigkeit, und es schien beinahe, als ob sich die Curtisanen von ganz Italien hier zusammengefunden hätten. Jeder, der nur irgend über Geld verfügen konnte, er sei nun ein Weltlicher oder ein Geistlicher, ein Verheiratheter oder ein Unverheiratheter, ein Junger oder ein Alter gewesen, hielt sich seine eigene Maitresse und nicht wenige begnügten sich kaum mit zweien oder dreien. Davon war aber keine Rede, daß sich diese Schamlosigkeit hinter die Mauern der Häuser zurückgezogen hätte, sondern die besagten Damen stolzirten bei Tag wie bei Nacht in den Straßen umher und bei allen Aufzügen so wie besonders auch in den Kirchen waren sie immer diejenigen, die sich in ihrer halbnackten Schönheit ganz vornhin stellten. Ueberdem wimmelte es in der Residenz des Nachfolgers Christi von jener noch verächtlicheren Sorte weiblicher Geschöpfe, welche man unter dem Namen der öffentlichen Dirnen kennt, und da sich alljährlich eine überaus große Anzahl von Fremden in Rom einzustellen pflegte, so fanden Tausende und Abertausende von verlorenen Mädchen Gelegenheit, von der Preisgebung ihrer körperlichen Reize ihr elendes Dasein zu fristen. Das war nun allerdings ein großer Skandal, allein da es in andern großen Städten auch nicht viel gesitteter zuging, und es in Rom, seit es die Hauptstadt der Christenheit geworden war, schon viel liederlichere Perioden gegeben hatte, so würde man auch jetzt höchsten Orts ein Auge zugedrückt haben, wenn nur — Ein Umstand nicht gewesen wäre. Ich meine den Umstand, daß Luther damals die Regeneration des Christenthums predigte, und daß alle seine Anhänger mit Fingern auf die alte Cäsarenstadt deuteten. Ja man gab ihr jetzt allgemein in Deutschland den Namen der „babilonischen Hure," welchen Luther für sie erfunden hatte, und selbst in den Ländern, in welchen der römische Glaube noch am unangetastetsten florirte, jauchzte alle Welt dieser Benennung Beifall zu. Solches mußte anders werden, wenn nicht der größte Schaden für den Pabst und seine Herrschaft daraus erwachsen sollte, und Paul III.

setzte daher eine Commission von Cardinälen nieder, die sich mit den Mitteln, das Uebel zu beseitigen, beschäftigen sollte. Die Commission trat zusammen und hielt mehrere Monate lang jede Woche eine Sitzung. Die besagten Mittel dagegen fand sie nicht, denn von dem einzigen Vorschlag von Verstand, der gemacht wurde, nämlich dem, die verrufenen Dirnen mit Gewalt aus der Stadt zu schaffen, mußte man gleich wieder abstehen, weil sonst eine Revolution unter dem Pöbel zu befürchten gewesen wäre. Die Zügellosigkeit feierte also fort und fort ihre Orgien, und die Kirchenfürsten befanden sich in der trostlosesten Verlegenheit. Da trat Ignaz von Loyola auf den Schauplatz, und was die mit der höchsten Macht bekleideten Cardinäle hatten aufgeben müssen, das setzte er ganz allein durch. Wie nun aber das? Ganz einfach durch den Einfluß, den er auf die Sinne jener sinnlichen Wesen zu gewinnen wußte! Vor allem sammelte er bei den vornehmen Damen Roms Geld, um damit ein Kloster für bekehrte Sünderinnen zu errichten, und da er diese Damen zugleich zu „Patronessen des Klosters" ernannte, so steuerten dieselben schon aus Eitelkeit große Summen zusammen. Es wurde also in aller Schnelligkeit ein passendes Gebäude aufgeführt, und nachdem es in seinem Innern sehr zierlich und einladend hergerichtet war, mit dem schönen Namen „zur heiligen Martha" getauft. Ein eigentliches Nonnenkloster wollte Ignaz jedoch nicht daraus machen, sondern seine künftigen Bewohnerinnen sollten das Recht haben, dasselbe nach Belieben wieder zu verlassen, wenn es ihnen nicht darinnen gefiele. Auch hatten sie aus eben diesem Grunde keinerlei Gelübde abzulegen, und eben so wenig mußten sie nach einer gewissen Regel leben. Kurz jeder Zwang war zum voraus verpönt, und dagegen des Anlockenden durch die Aussicht auf ein bequemes Dasein ohne die Mühseligkeit der Arbeit unendlich viel gegeben. Nachdem es nun Ignatius so weit gebracht hatte, fing er an, nicht sowohl öffentlich als insgeheim für seine neue Stiftung zu werben, und bald hatte er unter den Aermsten und Verlassensten jener verlorenen Mädchen wenigstens einige Dutzende gewonnen, denen er sofort den pomphaft tönenden Namen der „Congregation der Gnade der heiligen Jungfrau" beilegte. In unsern nüchternen Tagen würde man „von einem Asyl oder Zufluchtsort für gefallene Mädchen" ge-

sprochen und dadurch eine natürliche Scheu, in dasselbe einzutreten, geweckt haben; durch den Eintritt „in die Congregation der Gnade der heiligen Jungfrau im Kloster St. Martha" dagegen fühlten sich die Mädchen gehoben, statt gedrückt, und eine jede von ihnen hielt sich nun für eine Art von büßender Magdalena. Doch das war noch das wenigste. Sobald das St. Marthakloster nur einigermaßen bevölkert war, fing Loyola an, mit seinen schönen Büßerinnen große Prozessionen abzuhalten, und entfaltete dabei einen solchen Glanz, daß immer ganz Rom auf die Beine kam, sobald er sich mit seinem eigenthümlichen Gefolge auf der Straße zeigte. Voraus ging dabei stets ein Trupp hübscher Kinder, welche herrlich duftende Rauchfässer schwangen oder auch einen Blumenregen über die gaffende Menge zu beiden Seiten ausschütteten. Dann kamen drei riesige Männer, deren jeder eine noch riesigere Fahne trug. Auf der erstern standen mit Rubinen reich geschmückt die drei Buchstaben J. H. S., das ist Jesus Hominum Salvator; auf der zweiten prangte das Bild der Mutter Gottes mit der Unterschrift: Congregation der Gnade der heiligen Jungfrau; auf der dritten endlich erblickte man das Bild einer wunderschönen Büßerin, welcher von drei Engeln die Märtyrerkrone aufgesetzt wurde. Auf die Fahnenträger folgte Ignatius, umgeben von seinen Genossen, alle im enganliegenden bis zu den Knöcheln reichenden schwarzen Rocke und mit dem schwarzen breitrandigen aber an allen vier Seiten eingebogenen Hute, wie ihn die Jesuiten heute noch tragen. Hinter Ignatius schritten die Büßerinnen, d. h. die Bewohnerinnen des St. Marthaklosters, einher, doch nicht im traurigen Büßergewande, sondern in weiße Musselinröcke gehüllt und fröhlich aufgeputzt mit Blumen in den Haaren und Perlenschnüren um den Hals. Den Schluß bildeten jüngere Mitglieder der Compagnieschaft Jesu, den Rosenkranz in den Händen und die Blicke demüthig zur Erde gesenkt; alle zusammen aber sangen mit lauter Stimme die Hymne: Veni creator Spiritus — Komm Gott Heiliger Geist — oder auch ein anderes entsprechendes Lied. Auf diese Art erschien Loyola mit seiner Congregation der Gnade der heiligen Jungfrau in den Straßen Roms und vor jedem Cardinalspalaste, sowie insbesondere vor jeder Wohnung einer der vornehmen Patronessen wurde ein kurzer Halt gemacht, wodurch sich die Ersteren sowohl als die Letzteren

nicht wenig geschmeichelt fühlten. Die Folge war, daß der Erfinder dieser Prozessionen von allen Seiten in seinem Unternehmen gefördert wurde, und dieses gedieh also mehr und mehr, trotzdem es die aufgeklärteren Römer selbst natürlich nicht an Spott fehlen ließen. Ja Einzelne der schönen Sünderinnen begeisterten sich förmlich für die Sache und so füllte sich das Kloster zur heiligen Martha in Kurzem von oben bis unten an; der Name Ignatii aber erscholl in alle Lande, denn man sorgte dafür, daß überallhin berichtet wurde, er habe sämmtliche Lustdirnen und Buhlerinnen Roms in fromme Büßerinnen verwandelt! Wenn man sich nun übrigens dieses Werk Loyola's etwas näher beim Lichte betrachtet, so dürfte der Nimbus ziemlich schwinden, und namentlich darf man demselben einen eigentlichen moralischen Werth nicht beilegen. Einmal nämlich trat nur ein sehr kleiner Theil der anrüchigen Damen in die Congregation der Gnade der heiligen Jungfrau ein, was schon daraus erhellt, daß das Kloster der heiligen Martha keine dreihundert Büßerinnen faßte, und die Bekehrung der römischen Lustdirnschaft reducirte sich demnach, wenn nicht ganz auf Null, so doch auf ein Minimum. Zum zweiten war von einer wirklichen Bekehrung, das heißt von einer Sinnesänderung und Besserwerdung, wohl bei keiner einzigen der Büßerinnen die Rede, sondern die Reue wurde vielmehr bloß zur Schau getragen und bestand in nichts als im Beichten der begangenen Sünden, worauf dann sofort die Absolution erfolgte. Dessenungeachtet erzielte Loyola dadurch zwei ungemeine Vortheile, nämlich zuerst den, daß der heil. Vater — weil in die Welt hinausposaunt wurde, die ganze Zügellosigkeit Roms sei ins Kloster gegangen, und weil in Folge dessen die schweren Vorwürfe der Anhänger der Reformation über die Liederlichkeit der hohen Geistlichkeit am päbstlichen Hofe zurückgewiesen werden konnten — sich ihm zu großem Danke verpflichtet fühlen mußte, und sodann den, daß er durch das Beichthören so vieler Buhlerinnen und Maitressen hinter eine Menge von Geheimnissen kam, die für ihn einen außerordentlichen Werth hatten. Oder wie? Durfte künftig ein Cardinal oder sonstiger Vornehmer es wagen, ihm in seinem Ordensvorhaben entgegenzutreten, wenn derselbe sich bewußt war, daß Loyola in seine Liebesintriguen und sonstigen Verirrungen von dieser oder jener Donna Olympia oder Julia wahr-

scheinlicherweise eingeweiht worden sei? Ueberdieß — welchen Einfluß hatten nicht diese schönen Sünderinnen, wenn sie, wie meist geschah, später aus dem Kloster St. Martha wieder in die Welt zurücktraten, auf ihre Liebhaber, und welcher Spielraum wurde dadurch ihm, dem Beichtvater, gegeben? Darum beging Loyola nie in seinem Leben eine klügere Handlung, als die, sich der Buhlerinnen Roms anzunehmen, und von dort an haben sich alle seine Schüler und Genossen stets bemüht, vor Allem das Weib, ob angetraut oder nicht, für sich zu gewinnen.

Auf diese Weise faßte Loyola festen Fuß in Rom, und als er nun glaubte, der Gönner und Beeinflusser des Pabstes hinlänglich viele gewonnen zu haben, ließ er im August 1539 sein inzwischen fertig gewordenes Ordensstatut durch den ihm so sehr gewogenen Cardinal Contarini Seiner Heiligkeit dem Pabste, der sich damals zu Tibur aufhielt, übergeben. Dieser beauftragte den Pater Thomas Badia, seinen damaligen Obersthofmeister (Magistrum Sacri Palatii), der aber nachmals zum Cardinal erhoben wurde, die Schrift durchzulesen, nahm sie aber, als Badia ihr großes Lob zollte, doch auch selbst in die Hand, und rief, nachdem er sie sorgfältig geprüft, voll Staunen und Bewunderung: „Digitus Dei est hic," zu deutsch: „Der Finger Gottes ist darin!" Sofort ließ er am 3. Sept. 1539 den Ignaz vor sich rufen, machte ihm die größten Lobsprüche und erklärte ihm, daß die Bestätigung der neuen Gesellschaft gar keinen Anstand habe. Wer war nun froher als Loyola? Doch leider trübte sich diese Freude sogleich wieder, denn wie er nun darauf drang, daß Seine Heiligkeit die mündliche Gutheißung des Ordens auch schriftlich, das ist durch eine Bulle, bethätigen möchte, da kamen dem Beherrscher der Christenheit doch nachträglich einige Skrupel. „Die Sache sei allzuwichtig," meinte jetzt der Pontifex, „als daß er seinen eigenen Ein- und Ansichten ganz allein vertrauen dürfe; sie müsse vielmehr, wie bei allen eingreifenderen Kirchenfragen üblich, von einer Commission von Cardinälen zuvor geprüft werden, und erst wenn diese ein günstiges Gutachten ausstellten, könne er als Pabst das letzte Jawort geben." In der That ernannte er auch sogleich eine solche Commission, bestehend aus drei der vornehmsten Cardinäle, allein es mußte als ein schlechtes Omen gelten, daß der Eine dieser Dreie der eben so

gelehrte als rechtschaffene und kluge Cardinal Bartholomäus Guidiccioni war, welcher, wie man allgemein wußte, die geistlichen Orden durchaus nicht begünstigte. Den Ignaz erfaßte daher eine große Angst für das Geschick seines Statuts, und daß er guten Grund zu dieser Angst hatte, das bewies die nächste Zukunft. Guidiccioni nämlich erklärte von vornherein, daß die vorgeschlagene Gesellschaft schon deßwegen durchaus unzuläßig sei, weil die vierte Lateranische Synode vom Jahr 1215 und die zweite Lyonische von anno 1274 sich ganz bestimmt gegen alle und jede Errichtung von neuen Orden ausgesprochen habe. Selbst übrigens dann, wenn dieses kirchliche Verbot nicht bestände, müßte man von der Bestätigung der von Loyola proponirten Gesellschaft abstehen, weil dadurch nur der Neid und die Eifersucht der schon existirenden Orden geweckt würde, und es bestehe doch wahrhaftig des Hasses und der Zwietracht schon so viel in der Kirche, daß man jeden Anlaß zu neuen Conflicten auf's sorgfältigste vermeiden sollte. „Schafft lieber," sagte er am Schluß seines Gutachtens, „die Orden ganz ab — oder reduzirt wenigstens ihre übermäßige Anzahl —, als daß ihr einen Zuwachs von Mönchen in's Leben ruft, die, wie wir alle wissen, gegenwärtig dem päbstlichen Stuhl mehr Schaden als Nutzen bringen." So urtheilte Cardinal Guidiccioni, und seine beiden Mitcollegen stimmten ihm, wenigstens im Anfang, vollkommen bei, so daß der ehrgeizige Loyola fast in Verzweiflung gerieth. Endlich aber, nachdem ihr Widerstand fast anderthalb Jahre gedauert hatte, gelang es doch den Bemühungen Ignatii und seiner Freunde, sie umzustimmen, und schließlich verwandelte sich selbst der Cardinal Guidiccioni aus einem Feinde des Ordens in seinen eifrigsten Fürsprecher. Und worin lag nun der Grund zu dieser Sinnesänderung? Einzig und allein darin, daß die Cardinäle die Ueberzeugung gewannen, „die neue Gesellschaft werde ein Hebel sein, an dem sich der durch die Reformation so gar sehr erschütterte römische Katholicismus wieder emporraffen könne, ein Hebel und Stützpunkt für den Pabst und das Pabstthum, wie bisher noch keiner existirt habe;*) diese Ueberzeugung aber gewann sie theils dadurch, daß sie das Statut

*) Daß der Pabst den Jesuitenorden nur allein aus Nützlichkeitsgründen,

des Ordens und seine darin dargelegten Grundsätze und Regeln einer nochmaligen und sehr genauen Prüfung unterwarfen, theils aber auch durch die erläuternden Zusätze, zu denen sich Loyola und seine Freunde verstanden. Nachdem nun übrigens das mit der Prüfung des Ordensstatuts beauftragte Collegium sich günstig für dasselbe ausgesprochen hatte, nahm natürlich der Pabst selbst keinen Anstand mehr, die neue Gesellschaft unter dem Namen «Societas» oder „Gesellschaft Jesu“*) feierlichst zu bestätigen, und zwar geschah dieß durch eine eigene vom 27. Sept. 1540 datirte und mit den Worten «Regimini militantis ecclesiae» beginnende Bulle.

Also und auf diese Weise ist der Jesuitenorden in's Leben gerufen worden.

---

d. h. darum, weil er glaubte, daß durch ihn die gesunkene Pabstmacht wieder zu Ehren gebracht werden würde, bestätigt hat, darüber sind alle Schriftsteller einig, und es äußert sich z. B. der gelehrte Schröck in dieser Hinsicht folgendermaßen: „Die Aufnahme und Begünstigung des Jesuitenordens durch den Pabst ist bei dem damaligen Zustande der katholischen Kirche nicht zu verwundern; vielmehr mußte er dem römischen Hofe sehr willkommen sein. Dieser hatte bereits ein so großes Gebiet (durch Luthers und Calvins Reformation) verloren und stand in Gefahr, immer noch mehr einzubüßen; die alten Mittel der Päbste, die Christen im Gehorsam zu erhalten, waren nicht mehr ausreichend, die übrigen Orden und geistlichen Gesellschaften, die ihnen sonst wichtige Dienste dabei geleistet hatten, waren schwach und verfallen in ihrem Innern und genoßen wenig Ansehen mehr in ihrer eigenen Kirche. Es wurden daher gegen so unternehmende und glückliche Gegner, als die römisch-katholische Kirche damals hatte, kräftigere Anstalten und thätigere Vertheidiger erfordert. Dazu bot sich eine Gesellschaft an, die sich den Befehlen der Päbste und allen Bedürfnissen der Kirche mit dem unbedingtesten Gehorsam zu widmen und aufzuopfern versprach, warum sie also zurückweisen?“

*) Die meisten übrigen Orden nannten sich nach ihrem Stifter; Loyola aber wollte keine „Loyoliten“ oder „Ignatianer“, sondern er wollte „Jesuiten“, weil nicht „er“, sondern „Jesus“ der bleibende Heerführer der von ihm gegründeten Gesellschaft sein sollte. Eben deßwegen hatte er auch von Anfang an im Sinn, seiner Gesellschaft den entsprechenden Namen „Phalanx Jesu“ oder auch „Compagnia di Giesu“, das ist auf Deutsch „Gesellschaft Jesu“ und auf Lateinisch „Societas Jesu“ zu geben, und es war also nicht der Pabst Paul III., der diesen Namen erfand, sondern vielmehr ganz allein Ignatius von Loyola. Die Benennung „Jesuit“ wurde übrigens erst nach Loyola's Tode gebräuchlich und kam, wenn man dem berühmten Etienne Pasquier, dem Advokaten der Pariser Universität in ihren Händeln mit dem Jesuitenorden in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts Glauben schenken darf, zuerst in Paris auf; früher nannten sich die Jesuiten: „Gefährten Jesu“, wie ich oben bereits erzählt habe.

Viertes Kapitel.

Die Einrichtung und das Gesetzbuch des neuen Ordens.

Jeder meiner Leser wird nunmehr begierig sein, das Statut kennen zu lernen, welches Loyola dem Pabste vorlegte, und ich lasse daher dasselbe in wörtlicher Uebersetzung hier folgen.

„Wer," so beginnt jene denkwürdige Schrift, „als Mitglied unserer Gesellschaft, welcher wir den Namen Jesu beigelegt haben wollen, unter der Fahne des Kreuzes streiten und Gott dem Herrn allein, sowie dessen Stellvertreter auf Erden, dem römischen Pabste, dienen will, der soll sich, nach dem auf's feierlichste abgelegten Gelübde der Keuschheit, stets daran erinnern, daß er nunmehr einer Gesellschaft angehört, welche einzig und allein in der Absicht gestiftet wurde, um die Seelen der Menschen in der christlichen Lehre und im christlichen Wandel zu vervollkommnen, so wie, um durch die öffentliche Predigt des göttlichen Wortes, durch geistliche Uebungen und Kasteiungen, durch Werke der Liebe, insbesondere durch den Unterricht der Jugend und die Unterweisung derer, die noch keine rechte Kenntniß des Christenthums haben, endlich durch Anhörung der Beichte der Gläubigen und wohlangebrachten geistlichen Trost den wahren Glauben fortzupflanzen; er soll stets Gott, oder, um deutlicher zu sein, die Zwecke unserer Stiftung und unseres Ordens, welche allein der Weg

zu Gott sind, vor Augen haben und sich nach seinen besten Kräften bestreben, diese Zwecke in Erfüllung zu bringen. Dagegen soll ein Jeder ein Genüge haben an dem Maße der Gnade, das ihm vom heiligen Geiste bescheeret wurde, und soll nicht im Unverstand mit Andern eifern, die vielleicht besser bedacht worden sind. Um aber dieß leichter ins Werk zu setzen, und um diejenige Ordnung, welche in einer jeden wohleingerichteten Gesellschaft von Nöthen ist, aufrecht zu erhalten, soll nur allein der von uns aus unserer Mitte zu wählende Vorgesetzte oder General das Recht haben zu entscheiden, wozu ein Jeder gebraucht werden könne, zu entscheiden, für welchen dieses und für welchen jenes Amt oder Geschäft passend sei."

„Weiter soll dieser Vorgesetzte oder General mit Bewilligung seiner Genossen die Macht haben, für die Gesellschaft bestimmte Regeln und Constitutionen zu entwerfen, so wie er sie zur Erreichung des vorgesteckten Zwecks des Ordens für geeignet erachtet, doch nie ohne daß er die Genossen frägt und zu den Berathschlagungen zieht. Bei wichtigen Anlässen und wo es sich von bleibenden Einrichtungen handelt, hat deßwegen der General die sämmtlichen Gesellschaftsmitglieder oder doch den größten Theil derselben zusammen zu berufen und es entscheidet dann einfache Stimmenmehrheit; in minder ernsten Fällen aber und besonders, wenn Eile nothwendig ist, genügt es vollkommen, wenn nur diejenigen Genossen, welche gerade am Sitze des Generals anwesend sind, zu Rathe gezogen werden. Die Ausführung der Gesetze übrigens, also die eigentliche Befehlshabermacht und Feldherrngewalt kommt nur allein dem Vorgesetzten und keinem Dritten zu."

„Kund und zu wissen sei ferner allen Mitgliedern unserer Gesellschaft und es bleibe dieß nicht nur an die Thüren ihrer „Profeßhäuser", sondern auch in ihre Herzen selbst, so lange sie leben, mit großen Buchstaben hineingeschrieben, daß diese ganze Gesellschaft und demnach Alle und Jede, welche in dieselbe treten, sich damit zum treuesten Gehorsam gegen unsern heiligsten Herrn, den Pabst, so wie gegen alle seine Nachfolger verpflichten und nur in diesem Gehorsam

für Gott streiten dürfen. Obwohl nämlich in dem Evangelio gelehrt wird und es daher rechtgläubig feststeht, daß alle Christgläubigen dem römischen Pabste als dem sichtbaren Haupte der Kirche und dem Statthalter Jesu Christi Gehorsam und Unterwürfigkeit schuldig sind, so halten wir uns doch, zu noch mehrerer Demüthigung dieses Ordens im Allgemeinen, so wie zur förmlichen geistigen Abtödtung eines jeden Einzelnen von uns und zur offenkundigen Verläugnung unsers eigenen Willens für verpflichtet, „uns zu jener allgemeinen Verbindlichkeit hin noch durch ein besonderes Gehorsams-Gelübde zu binden." Und zwar geht das Gelübde dahin, daß, was auch immer der jetzige oder die folgenden Päbste uns befehlen werden — in sofern es zum Nutzen der Seelen und zur Ausbreitung des Glaubens gereichet — zu was immer für Missionen sie uns brauchen wollen, also sie mögen uns zu den Türken oder andern Ungläubigen und wenn es selbst bis nach Indien wäre, oder auch zu den Ketzern, Lutheranern und Schismatikern, oder endlich zu den Rechtgläubigen selbst verschicken, daß, sage ich, wir stets ohne allen Verzug und ohne irgend eine Entschuldigung vorzuschützen, gehorchen wollen. Deßwegen haben alle Diejenigen, welche in unsere Gemeinschaft zu treten gemeint sind, ehe sie diese Last auf ihre Schultern nehmen, es wohl und reiflich zu überlegen, ob sie über so viele geistige Mittel zu gebieten haben, um die besagte steile Höhe mit Gottes Hülfe erglimmen zu können; das ist, ob der heilige Geist, der sie antreibt, sie mit einem solchen Maß seiner Gnade überschüttet hat, daß sie hoffen dürfen, durch seinen Beistand unter der großen Last ihres Berufes nicht zu erliegen. Haben sie sich aber einmal fest entschlossen, unter dem Banner Jesu Christi Kriegsdienste zu thun, so müssen sie Tag und Nacht ihre Lenden umgürtet halten und in jeder Stunde des Tages und der Nacht bereit sein, die übernommene Schuld abzutragen."

„Niemand von der Gesellschaft darf sich, von Ehrgeiz getrieben, zu dieser oder jener Mission und Verrichtung selbst antragen und noch weniger hat ein Mitglied das Recht, mit dem römischen Stuhl oder sonst einer geistlichen Behörde, sei's mittelbar oder unmittelbar,

selbstständig für sich in Unterhandlung zu treten; hiefür hat vielmehr nur allein Gott, d. h. sein Stellvertreter, der Pabst und der Ordensgeneral zu sorgen. Von ihnen haben alle Befehle dieser Art auszugehen; allein wenn ein Ordensmitglied einen Auftrag erhalten hat, so darf es sich unter keinen Umständen mehr weigern, denselben alsbald zu besorgen. Umgekehrt jedoch macht sich auch der General anheischig, sich ohne Bewilligung der Gesellschaft nie zu einem größeren Missionsgeschäfte mit dem Pabste zu verabreden und zu verständigen."

„Alle und Jede müssen angeloben, sich in allen Punkten, welche die Ordensregeln betreffen, dem Ausspruch des Vorgesetzten der Societät zu fügen und ihm unbedingten Gehorsam zu leisten; er selbst aber verspricht nur solche Befehle zu ertheilen, welche er zur Erreichung des von der Gesellschaft angestrebten Zieles für angemessen erachtet. Auch soll er bei der Verwaltung seines Amtes das Beispiel der Güte, Sanftmuth und Liebe, welches Christus und die Apostel Petrus und Paulus gegeben, stets vor Augen haben, und ebenso wird er auch alle seine Räthe und höheren Beamten instruiren. Insbesondere aber wird er dafür sorgen, daß der Unterricht der Jugend und die Unterweisung der unwissenden Erwachsenen in den Hauptstücken der christlichen Lehre, in den zehn Geboten und den übrigen Anfangsgründen mit Rücksicht auf Zeit und Ort, so wie auf die Personen selbst, nie vernachlässigt werde, und zwar ist dieß um so nothwendiger, als ohne eine richtige Glaubensgrundlage keine wirkliche Erbauung stattfinden kann. Ueberdieß stände, wenn der General die Sache nicht strengstens in die Hand nähme, zu besorgen, daß der eine oder der andere der Ordensbrüder, im Wahn, für etwas Größeres geschickt zu sein, und meinend, dieses oder jenes Land, dieser oder jener Distrikt sei für das Maß seiner Kenntnisse viel zu gering und unbedeutend, sich dem Unterrichte entzöge, während doch in der That sowohl zur Erbauung des Nächsten, als auch zur Uebung in den Werken der Demuth und Liebe, und endlich zur Erreichung unseres vorgesteckten Zieles nichts dienlicher ist, als eben dieser Unterricht. Mit einem Worte: die Mitglieder der Gesellschaft sollen zum unendlichen Nutzen des Ordens und zur beständigen Uebung in der Demuth,

welche nie genug gepriesen werden kann, dem Vorgesetzten oder General in allen Stücken und zu jeder Zeit nach den Ordensregeln gehorchen und in ihm, wie sich's gebührt, den vergegenwärtigten Christum, den Heerführer der himmlischen Schaaren, verehren."

„Da nun aber die Erfahrung lehret, daß es keine Menschen gibt, die ein reineres, erbaulicheres und für die Nächsten angenehmeres Leben führen, als diejenigen, welche von dem Gifte des Geizes am weitesten entfernt sind und der evangelischen Armuth am nächsten stehen; da wir ferner wissen, daß der Herr Jesus Christus alle seine Knechte, wenn sie sich im Dienste des Reiches Gottes befinden, von selbst und aus eigener Kraft mit aller Nothdurft an Speise, Trank und Kleidung versieht, so sollen alle und jede Mitglieder unseres Ordens das Gelübde ewiger Armuth ablegen und zugleich erklären, daß sie weder für sich, d. h. für ihre Personen besonders, noch auch gemeinschaftlich zur Erhaltung und zum Gebrauche des Ordens selbst, irgend wie liegende Gründe und Besitzthümer oder auch nur deren Einkünfte an sich bringen wollen, sondern daß sie sich vielmehr mit dem begnügen, was ihnen zu Beschaffung ihrer Nothdurft von Andern freiwillig gespendet und dargereicht wird. Doch soll ihnen freigelassen sein, auf Universitäten ein oder mehrere Collegien zu haben, welchen dann die Annahme von Gütern und Liegenschaften nebst sonstigen Einkünften oder Zinsen nicht verweigert werden darf, damit sie dieselben zum Nutzen und Gebrauch der Studirenden verwenden. Die Aufsicht aber über besagte Collegien und die darin Studirenden, sowie die Verwaltung derselben und ihrer Einkünfte, bleibt ganz allein dem General und den von ihm damit betrauten Ordensbrüdern vorbehalten und zwar sowohl was die Annahme, die Entlassung, die Zurückberufung und die Ausschließung der Lehrer, der Vorgesetzten und der Studirenden, als auch was die Einführung der Statuten, Ordnungen und Gesetze, den Unterricht der Lernenden, ihre Unterweisung, ihre Erbauung, ihre Bestrafung, ihre Nahrung und Kleidung, so wie überhaupt ihre Erziehung, Versorgung, Leitung und Regierung betrifft. Auf diese Art wird am besten dafür gesorgt, daß die Studirenden die besagten Güter und Einkünfte nie mißbrauchen können, und davon kann

ohnehin nie die Rede sein, daß die Gesellschaft dieselben zu ihrem eigenen Besten und Nutzen verwendet. Im Gegentheil müssen die sämmtlichen Zinsen des Eigenthums der Collegien zu deren Erhaltung und zur Bestreitung der Erziehung der Zöglinge verwendet werden; diese letzteren aber sind, sobald sie in den Wissenschaften und Kenntnissen den gehörigen Grad erreicht haben, nach sorgfältiger Prüfung in unsere Gesellschaft zuzulassen und können dann später selbst als Lehrer wirken."

„Alle Ordensmitglieder, die zu Priestern geweiht sind, haben, wenn sie gleich weder kirchliche Benefizien noch irgend sonstige Einkünfte genießen, dennoch die Pflicht, alle kirchlichen Amtsverrichtungen zu versehen, und sind auch gehalten, privatim, das heißt jeder einzeln für sich, aber nicht in Gemeinschaft (wie die Mönche in den Klöstern) das Officium nach dem Kirchengebrauche zu beten."

„Dieß ist das Statut, welches wir unter dem Einflusse des heiligen Vaters Paul von unserem Orden entworfen haben und nun der Gutheißung des apostolischen Stuhles unterwerfen. Es ist nur ein summarischer Entwurf, aber er kann doch diejenigen, welche sich um unser Thun und Treiben interessiren, genügend aufklären, und er soll denen, die später in diesen Orden eintreten, zur Richtschnur dienen. Weil wir nun übrigens aus langer eigener Erfahrung genau wissen, wie vielen großen Beschwerlichkeiten ein Leben, wie das unsrige, unterworfen ist, so haben wir zugleich für gut befunden, anzuordnen, daß Niemand als Mitglied in unsere Societät zugelassen werde, der nicht vorher eine genaue und fleißige Prüfung durchgemacht habe. Erst dann, wenn er im Dienste Christi geschickt und in seinem Wandel wie in seiner Lehre rein und lauter befunden worden ist, soll er zum Kriegsdienste Jesu zugelassen werden; dieser aber möge unserem kleinen Anfang seine Gnade und Huld verleihen zur Ehre Gottes, des Vaters, welchem sei Ruhm und Preis in Ewigkeit. Amen."

So lauteten die Regeln des neuen Ordens, welchen Paul III. am 27. des Herbstmonats 1540 unter dem Titel der Gesellschaft Jesu bestätigte und zwar mit dem Beisatz bestätigte, daß die Zahl der Mitglieder „auf sechzig" beschränkt sein solle. Doch bildeten diese Regeln bloß die erste Grundlage, nur den Beginn der späteren Einrichtung des Jesuitenordens, und wir

werden schon durch das nächste Kapitel belehrt werden, daß die eigentlichsten und wichtigsten Constitutionen und Gesetze erst später hinzugefügt wurden; allein schon in diesem anfänglichen Entwurfe oder vielmehr in diesem kleinen Anfang treten uns Bestimmungen entgegen, welche den neuen Orden als etwas ganz Anderes erscheinen lassen, als die früheren waren. Vor Allem kommt zu den sonst üblichen drei Gelübden: „der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams gegen die Oberen" ein viertes hinzu: „das Gelübde des unbedingten Gehorsams gegen den Pabst" (obedientiae illimitatae erga Pontificem), und es sollten also die Mitglieder der Gesellschaft Jesu nichts sein, als eine Armee von geistlichen Streitern, die sich rein dem Dienste des römischen Stuhles hingeben. Der zweite nicht minder wichtige Punkt ist der, daß der neue Orden durchaus kein Mönchsorden sein sollte, trotz der Ablegung der eben genannten Gelübde. Die bisherigen Mönche, sie mochten nun einen Namen führen, welchen sie wollten, wohnten „in Klöstern" zusammen und sollten darinnen ein gottgeweihtes beschauliches Leben führen; die Jesuiten dagegen sollten in der Welt leben und nicht in der Zurückgezogenheit. Sie sollten zwar „Profeßhäuser", d. h. Absteigehäuser für die Mitglieder, welche alle vier Gelübde (Profeß ist so viel als Gelübde) abgelegt hatten, besitzen, aber kein Einziger von ihnen durfte je irgendwo für längere Zeit „stabil" bleiben, sondern er mußte vielmehr jederzeit parat sein, aufzubrechen und sich dahin oder dorthin, zu diesem oder zu jenem Zwecke verschicken zu lassen. Ihre Aufgabe war ja nicht: „ein beschauliches Leben", sondern „das Wirken unter der Menschheit zu Gunsten des Pabstes", und zwar sowohl das Wirken „durch Missionen unter entfernten heidnischen Völkern", als auch das Wirken „in der europäischen Heimath gegen Ketzer und Schismatiker". Der dritte Hauptpunkt ist der, daß sie „den Unterricht für die vorzüglichste Aufgabe ihres Lebens erkannten, und zwar sowohl den weltlichen als den geistlichen Unterricht". Unter „weltlichem Unterricht" ist zu verstehen die Erziehung der Jugend — wie der Erwachsenen, die noch in der Erkenntniß zurück sind — in der „wahren", das ist in der römisch-katholischen Religion, denn nur auf diese Weise könne der Ausbreitung

der Ketzerei ein nachhaltiger Damm entgegengesetzt werden. Der „geistliche Unterricht" dagegen wurde in den sogenannten Noviziaten ertheilt, in welche nur solche Jünglinge aufgenommen wurden, die sich für den Eintritt in den Jesuitenorden vorbereiten wollten, und daß man dann diese Lehrlinge oder „Novizen" vollständig für die Ordenszwecke ausbildete, kann man sich denken. Um nun übrigens diesem Hauptzweck des Ordens, dem Unterricht, genügen zu können, wird — und dieß mag als ein vierter Hauptgrund gelten — das Gelübde der Armuth modificirt oder vielmehr durch einen künstlichen Griff geradezu aufgehoben und in das Gegentheil verwandelt. Die Professi selbst nämlich sollten völlig arm sein und gar nichts Eigenes besitzen dürfen; die Collegien und Erziehungshäuser dagegen, die doch ganz unter der Obhut und Leitung der Ordensmitglieder und des Generals standen, hatten das Recht, zu nehmen, was man ihnen gab, und je mehr man ihnen gab, um so lieber war es den vom General aufgestellten Rektoren und Dirigenten. Als den fünften und letzten Hauptpunkt führe ich an: „den außerordentlich festen innern Zusammenhang, den man dem Orden gleich von Anfang an dadurch gab, daß der auf Lebenszeit zu wählende Vorsteher oder General mit vollkommen absoluter Herrschergewalt bekleidet wurde. Die Konstitution selbst nämlich durfte er zwar allerdings ohne den Rath und die Zustimmung seiner Genossen nicht ändern oder neu gestalten, aber in allen andern Dingen mußte seinen Befehlen unbedingt und ohne daß man das Recht hatte, nach Gründen zu fragen, Gehorsam geleistet werden, und er durfte nicht nur Aemter und Bestallungen nach Gutdünken vergeben, sondern man hatte ihn geradezu als den Stellvertreter Christi, „als den verkörperten Jesus" anzusehen. Unter solchen Umständen mußte der Orden wohl eine einheitliche Kraft erhalten, wie sonst kein Institut und keine Gesellschaft in der ganzen Welt, denn jedes Mitglied der Societät Jesu gab mit seinem Eintritt jeden eigenen Willen auf und wurde von nun an nur noch Werkzeug zum Nutzen des Ordens.

Dieß sind die fünf Hauptpunkte, durch welche sich das Statut des Jesuitenordens vor den übrigen Orden vorzüglich auszeichnete,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und wenn man diese Punkte näher betrachtet, so wird man über die außerordentliche Klugheit, die aus ihnen hervorleuchtet, nur staunen müssen. Nicht minder springt es uns gleich auf den ersten Blick in die Augen, daß sich der römische Hof von dem neuen Orden einen großen Nutzen versprechen mußte, besonders gegen den wachsenden Fortschritt der Reformation, und somit darf es uns auch nicht wundern, daß Paul III. das Institut feierlichst bestätigte. Umgekehrt aber findet sich in dem Statut auch nicht das Geringste, was sich auf die Wohlfahrt des Menschengeschlechts und die Beförderung derselben bezöge, und selbst der Zweck der Selbstvervollkommnung, der doch sonst bei religiösen Gesellschaften wenigstens dem Scheine nach vorangestellt wird, hatte gegenüber von dem „der Vertheidigung der päbstlichen Sache" gar keine Geltung. Ueberdem konnte der neue Orden vor dem Richterstuhl der Vernunft und Moral schon deßwegen nicht bestehen, weil er ein gänzliches Aufgeben persönlicher Wünsche und Neigungen, persönlichen Handelns und Vorwärtsstrebens den Mitgliedern zur unerläßlichen Bedingung des Eintritts machte, denn auf diese Art mußte aller Sinn für Häuslichkeit und Freundschaft, alle Eltern- und Geschwisterliebe, alle Liebe zur Heimath und zum Vaterland, alle Wißbegierde, so wie alles Schönheits- und Kunstgefühl — mit einem Worte, alle Adern des tiefern Menschen- und Geistesleben mußten versiegen, um die Glaubensritterschaft in ununterbrochenem Eifer und Gehorsam zu erhalten.

Fünftes Kapitel.

Ignaz von Loyola als Ordensgeneral.

Das erste Geschäft, welches der neue Orden vorzunehmen hatte, war, einen Vorsteher oder General zu wählen und diese Wahl fiel einstimmig auf Ignaz von Loyola, den Stifter der Societät. Zwar allerdings befanden sich zur Zeit der Wahl außer Ignaz nur fünf Ordensglieder in Rom, nämlich Lejay, Pasquier-Brouet, Laynez, Codüre und Salmeron; allein man kann die Wahl deßwegen doch eine einstimmige nennen, weil die übrigen Genossen „schriftlich" zustimmten. Ignaz trat auch wirklich die ihm zugedachte Würde (nach einiger Scheinweigerung) am heiligen Ostertag des Jahres 1541 an und es mußte seinem flammenden Ehrgeiz ungemein schmeicheln, daß er es endlich durch die ungeheuerste Ausdauer doch so weit gebracht habe; dagegen fragte es sich sehr, ob auch nur ein kleiner Theil dessen, was er mit seinen Leuten zu leisten versprochen, durchgeführt werden könnte, denn die Lage, in der sich das Pabstthum damals befand, war eine überaus schwierige.

Allüberall in der ganzen christlichen Welt hatte die Reinheit des Glaubens einen Mackel erlitten und an die Stelle des Eifers und der Liebe war Kaltsinn getreten. Die Geistlichen und Priester erwiesen sich fast sämmtlich durch ihre schamlose Lebensweise ihres Amtes unwürdig und zudem besaßen sie so geringe Kenntnisse von dem Worte Gottes, daß sie nicht einmal hätten entscheiden können, ob Melchisedek ein Tafeldecker oder ein Tanzmeister gewesen sei.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von den Klöstern will ich ohnehin nicht reden und noch weniger von der Keuschheit darinnen; nicht verschwiegen aber darf werden, daß in Rom selbst mehr Heidenthum als Christenthum gefunden werden konnte, und wie gering die Scheu war, welche die Menschen selbst vor dem Allerheiligsten hatten, ersieht man am besten daraus, daß man in einzelnen Kirchen einen Kettenhund an den Hochaltar fesselte, damit das hochwürdige Gut oder die Monstranz nicht aus dem Tabernakel gestohlen würde. Wie übrigens in Rom, so und noch ärger sah es in der ganzen Welt aus. Spanien und Welschland erstickte in seiner Unwissenheit und Trägheit, Deutschland war durch Luther, Frankreich durch Calvin, die Schweiz durch Zwingli, England durch seinen eigenen König zum Abfall gebracht worden und mit jedem Tag mehrten sich die Ketzer wie die Ketzereien. Ja die allerärgsten Gräuel wurden ohne Scheu, selbst noch mit Lachen und Hohn, vollbracht, und böse Buben scheuten sich nicht, den Pferden consecrirte Hostien unter den Haber zu mischen oder ihre Trinkgelage mit dem geheiligten Kelch zu feiern. Wer aber nahm sich der also kläglich herabgekommenen römischen Kirche an? Fast Niemand auf der ganzen weiten Welt, und wenn es Jemand that, so that er es nicht mit dem gehörigen Geschick!

Dieß Alles jedoch sollte sich mit dem Beginn des Ordens der Jesuiten ganz anders gestalten, und mit Staunen sah die Welt, welch unendlich Großes eine kleine Gesellschaft leisten kann, so bald sie von einem ehernen Willen, der seinen Zweck nie aus dem Sinne verliert, geleitet wird. Selbigen ehernen Willen aber hatte Ignatius und zwar jetzt in seinem fünfzigsten Jahre in noch erhöhterem Maßstabe als damals, als er sich den halb geheilten Fuß nochmals brechen ließ, um nicht verstümmelt in der Welt erscheinen zu müssen. Tag und Nacht hatte er nichts vor Augen, als den Sieg des Reiches Christi, wie er den Sieg des Pabstthums nannte, und er betrachtete sich als so sehr dem Dienste Jesu geweiht, daß er alle Bande, die ihn noch an die Welt fesselten, insbesondere auch die der Blutsverwandtschaft, ohne Weiteres zerriß. So z. B. warf er kalten Blicks die nach langer Reihe aus der Heimath erhaltenen Briefe, welche ihm der Thürsteher des Profeßhauses mit freudigem Eifer einhändigte, ohne sie zu lesen, ins Feuer. Dieselbe Lossagung von persönlichen Beziehungen muthete er aber auch seinen

Genossen zu, und namentlich verlangte er von ihnen, den Streitern Christi, jenen unbedingten, blinden Gehorsam, den der Soldat seinem Offizier schuldig ist. Hierin war er ganz unerbittlich und er nahm dabei weder auf die Person, noch die Geburt, noch die Kenntnisse, noch den Verstand oder die Bildung die geringste Rücksicht. So konnte es ihm einfallen, einen der Gelehrtesten der Genossenschaft plötzlich zum Koch zu bestimmen, nur um ihn in der Demuth zu üben, und einem Andern, der sich vielleicht auf seine adelige Geburt etwas zu Gute that, befahl er, die Küche zu fegen oder vor der Straße zu kehren. Am übelsten war er auf den Müssiggang zu sprechen, und es kam vor, daß zwei jüngere Brüder, die an der Thüre des römischen Collegiums neugierig umhergafften, einen Steinhaufen Stück für Stück in das oberste Stockwerk hinauf tragen mußten, um ihn dann den Tag darauf wieder herunter zu schaffen. Am allerstrengsten aber erwies er sich gegen die, welche sich nicht gleichsam in der Minute seinem Befehle stellten oder gar merken ließen, daß sie diese Befehle ihrem Criterium zu unterwerfen geneigt seien. Ja Laynez selbst, der doch so zu sagen den Verstand des Ordens repräsentirte, mußte sich auf's demüthigste entschuldigen, als er einmal eine Anordnung des Ignatius mißbilligte und es sich erlaubte, Vorstellungen dagegen zu erheben. Er, der Ordensmeister, pflegte Ignatius zu sagen, sei Tag und Nacht dem päbstlichen Gebote zu willfahren bereit, und gerade so müßten die Mitglieder der Societät Jesu bereit sein, seinem, d. i. Ignatii Winke zu gehorchen. Selbst ein eben in der Abhaltung der Beichte oder der Messe begriffener Bruder dürfe, wenn ihn der Meister rufe, keine Secunde zögern, indem der Ruf des Generals gleichsam als der Ruf Christi selbst zu betrachten sei! Kurz, Ignaz ging von dem Grundsatze aus, daß nur dann etwas Tüchtiges geleistet werden könne, wenn Ein Wille, Ein Geist die ganze Gesellschaft durchdringe, und nur dieser streng durchgeführte Grundsatz war es, der ihn wirklich zum Ziele führte.

So bald der neue General gewählt war, stellte er (am 22. April 1541) eine große Prozession nach den vornehmsten Kirchen und Stationen der Stadt Rom an, zog mit dieser in die Kirche zu St. Paulus vor den Mauern der Stadt, legte dort, nachdem er die Messe gelesen, vor dem Hauptaltar zuerst die drei und dann das vierte Gelübde ab und nahm schließlich dieselben vier Gelübde

auch seinen Genossen ab. Nun aber, nach Beendigung dieser Formalität, begann alsobald die eigentliche Thätigkeit der Societät. Ignatius wies nämlich jedem seiner Genossen seinen eigenen Wirkungskreis an und machte es jedem zur Aufgabe, vor Allem für die Verbreitung und Vermehrung der Gesellschaft thätig zu sein. Den Araoz und Villanouva, zwei neu gewonnene Mitglieder, sandte er nach Spanien, den Rodriguez nach Portugal, den Xavier nach Indien, den Brouet mit einigen Andern nach England, Schottland und Irland, den Lejay, Bobadilla und Lefevre nach Deutschland, den Codüre nebst fünfzehn weiteren nach Frankreich, den Laynez und Salmeron als päbstliche Legaten nach Trient zur Kirchenversammlung. Kurz, er theilte die Welt unter seine Genossen, während er selbst in Rom blieb, um von da aus das Ganze zu leiten. Die Erfolge entsprachen den Erwartungen Ignatii und des Pabstes vollkommen, ja, sie übertrafen dieselben sogar, und schon nach wenigen Jahren erhoben sich auf einem großen Theil der Universitäten Jesuitencollegien, denen es an Novizen nicht fehlte. Ueberall, wo es einen Kampf gab, überall, wo Fürsten und Völker mit einander rangen, und besonders überall, wo der alte Glaube mit dem neuen stritt, erschienen auch Abgesandte des Loyola, und mit ihrer Klugheit, ihrer Beredtsamkeit, ihrem Eifer, ihrer Energie brachten es die Schwarzröcke fast regelmäßig so weit, daß die von ihnen vertheidigte Sache triumphirte, daß sie selbst festen Fuß fassen konnten. *)

Weil nun aber der Pabst so große Vortheile von dem neuen Orden zog, so konnte er sich natürlich auch nicht undankbar erweisen und Ignatius wirkte mit Leichtigkeit einen Vortheil nach dem andern von ihm aus. So wurden dem Jesuitengeneral nach einander die beiden Kirchen „De-la-Strata" und „Zum heiligen Andreas" zugewiesen; so erhielt derselbe am Fuße der Engelsburg den nöthigen Raum, um ein großartiges, neues Profeßhaus für die Mitglieder der vier Gelübde zu erbauen; so gelang es ihm, eine Menge von Geld kostenden Instituten in's Leben zu rufen, wie z. B. „das Rosenstift" für junge Mädchen, deren Keuschheit bedroht

*) Das Einzelne hierüber ist im zweiten Buche dieses Werkes auseinandergesetzt.

war, wie „die Schirm- und Zufluchtsstätte für entsittlichte Weiber", wie „die Katechumenenschule" für Juden, die dem Christenthum gewonnen wurden, wie „das Waisenhaus für elternlose dürftige Knaben und Mädchen". Die Hauptsache aber war die großartige Erweiterung der Ordensprivilegien, deren sich Ignaz unter Paul III. zu erfreuen hatte, denn ohne diese letzteren Gunstbezeugungen hätte sich die Gesellschaft Jesu nie zu dem Umfang und Glanz emporschwingen können, dessen sie sich, wie wir wissen, zu erfreuen hatte.

Schon im Jahre 1543, also zwei Jahre nach der Gründung des Ordens, zeigte es sich, daß die Zahl von sechzig Mitgliedern, welche der Pabst im Anfang festgesetzt hatte, viel zu gering gegriffen sei, denn was kann man mit sechzig Männern in einem solch ungeheuer großen Wirkungskreis, wie der war, den sich die Jesuiten festsetzten, ausrichten? Somit erließ Paul III. am 14. März 1543 eine neue Bulle — sie führt von den Worten, mit denen sie beginnt, den Namen: »Injunctum nobis« —, in welcher Ignatius die Vollmacht erhielt, so viele Mitglieder aufzunehmen, als er nur wollte, und von diesem Privilegium wurde natürlich sofort der nützlichste Gebrauch gemacht. Was aber einen weit größeren Werth für den Orden hatte, das war eine andere in derselben Bulle enthaltene Ermächtigung, deren Tragweite gar nicht zu ermessen war, und deren sich auch nie sonst irgend ein anderer Orden rühmen konnte — die Ermächtigung nämlich: „daß sowohl Loyola als auch jeder künftige Ordensgeneral zwar unter Einholung des Raths der Vornehmsten der Gesellschaft, aber sonst völlig nach Willkür die Gesetze des Ordens ändern, respektive aufheben oder mit Zusätzen versehen oder ganz neu creiren könne, je nachdem dieß die Umstände für nöthig oder vortheilhaft erscheinen lassen, und daß diese veränderten oder neugeschaffenen Constitutionen, selbst in dem Fall, wenn der römische Stuhl gar keine Kenntniß von ihnen habe, dieselbe Gültigkeit haben sollten, als hätte sie der Pabst bestätigt." Solches steht wörtlich in der Bulle »Injunctum nobis« zu lesen, obgleich es fast wahnsinnig erscheint, daß ein Pabst einem Ordensgeneral ein derartiges Privilegium ertheilen konnte. Machte er ja

doch den Letzteren damit von dem römischen Stuhl fast ganz unabhängig und zugleich zu einem Despoten von solch außerordentlicher Gewalt, daß jeder Staat eine förmliche Scheu vor ihm hätte bekommen sollen! Oder wie? Läßt sich nicht jede vernünftige, für das Wohl ihrer Bürger, so wie für ihre eigene Sicherheit besorgte Regierung die Statuten und die Constitution einer jeden Gesellschaft, die um Aufnahme in den Staat oder um Duldung in demselben bittet, vorher vorlegen, ehe sie die Aufnahme gestattet? Wird sie nicht regelmäßig den Inhalt derselben vorher genau prüfen, um zu sehen, ob sie mit den bestehenden Gesetzen übereinstimmen und ob nicht etwa das Wohl des Staates durch sie untergraben werden dürfte? Gewiß, so muß nothwendig jede vernünftige Regierung handeln, und es hatte also auch der Jesuitenorden, wie jede andere Gesellschaft, in den verschiedenen Ländern, nach welchen er vordrang, immer vor seiner Aufnahme seine Constitution vorzulegen. Wie nun aber, wenn es dem General einfiel, n a ch geschehener Aufnahme die Constitution zu ändern und derselben neue, vielleicht für den Staat äußerst gefährliche Bestimmungen einzuverleiben? Wahrhaftig, die oben angeführte Ermächtigung hätte jede Regierung stutzig machen sollen, den Jesuitenorden bei sich einnisten zu lassen, denn jene Ermächtigung machte ihn ja zu einem Chamäleon, dem jeder neue General eine neue Färbung geben konnte und dem also in keinem Falle zu trauen war!

Ein neues Privilegium erhielt Ignaz durch eine Bulle vom 3. Juni 1545 und auch dieses trug nicht wenig zur Machtentfaltung des neuen Ordens bei. Der Pabst ertheilte nämlich den Jesuiten das Recht, „überall, wohin sie kämen, jede Kanzel zu besteigen, an allen Orten zu lehren und Lehrstühle zu errichten, überall Beichte zu hören und von allen Sünden zu absolviren, selbst von solchen, welche sich der apostolische Stuhl vorbehalten hatte, von allen Kirchenstrafen und Censuren loszusprechen, von Gelübden und Wallfahrten zu dispensiren und dafür andere gute Werke anzubefehlen, überall und zu jeder Stunde Messe zu lesen, so wie endlich alle Sakramente zu verwalten, ohne die Einwilligung der Ortsgeistlichkeit oder auch nur die des Bischofs, unter dem der Ort stand, nöthig zu haben.“ Das war nun abermals eine ungeheure Bevorzugung der Jesuiten gegenüber den übrigen Orden, deren sich keiner solch

ausgedehnter Rechte rühmen konnte, und dieselben platzten daher sämmtlich vor Neid. Noch erbitterter wurden hierüber die Weltgeistlichen, denn da ihnen nun die Schwarzröcke, die sich im Ertheilen der Absolution stets sehr liberal erwiesen und selbst bei schwereren Verbrechen keine allzustrengen Strafen auferlegten, sehr viele Beichtkinder wegkaperten, so verloren sie dadurch einen nicht unbeträchtlichen Theil ihres Einkommens und Einflusses. Allein all dieser Zorn half sie nichts und selbst nicht einmal die Klagen einiger angesehenen Bischöfe vermochten etwas über den Pabst, der nun einmal die Jesuiten in seine Affektion genommen und seine guten Gründe dafür zu haben glaubte.

Abermals um ein Jahr später wurde schon wieder eine neue Erweiterung mit dem Orden vorgenommen. Bis jetzt gab es nur zwei Klassen in demselben, Novizen und sogenannte Professen, das heißt solche, welche die vier Gelübde abgelegt hatten und solche, welche als Zöglinge in die geistlichen Collegien aufgenommen wurden, um sie zu eigentlichen Jesuiten auszubilden. Letztere waren also noch keine wirklichen Mitglieder, sondern bloß Adspektanten oder Candidaten, die man nach Belieben, wenn sie nicht paßten, wieder entlassen konnte. Nun war es aber, wenn sich der Orden, wie doch Loyola bezweckte, über die ganze Welt ausbreiten sollte, durchaus erforderlich, daß man die Zahl der Werkzeuge vemehrte, denn mit den hundert oder hundert und zwanzig Professen, welche es im Jahr 1546 gab, konnte man den vielen Anforderungen durchaus nicht genügen. Wie sollte da abgeholfen werden? Etwa dadurch, daß man recht Viele die vier Gelübde ablegen ließ und sie zu Professen machte? Dieß zu thun — dazu hatte Loyola vermöge der päbstlichen Bulle: „Injunctum nobis“ das vollkommenste Recht, allein war es räthlich? Die Professen bildeten so zu sagen „den Geheimenrath“ des Generals und ohne ihre Zustimmung durfte die Constitution des Ordens nicht abgeändert werden. Viele Geheimeräthe aber machen die Einstimmigkeit schwer nach dem alten Sprüchwort: „viel Köpfe, viel Sinne“. Ueberdieß mußte man es auch zu vermeiden suchen, ein ganzes Heer von Menschen mit den innersten Gedanken des Ordens vertraut zu machen, da sich unter eine große Heerde immer mehr räudige Schafe zu verirren

pflegen, als unter eine kleine. Gewiß also verbot es die Klugheit strengstens, Tausende zu Professen zu promoviren, und sowohl Loyola als seine Nachfolger hielten daher an dem Grundsatze fest, die Zahl der eigentlichen Jesuiten, d. h. der Professen, stets so sehr, als nur immer thunlich, zu beschränken. *) Wenn nun aber auf diese Art nicht geholfen werden konnte, so mußte es auf eine andere geschehen, denn mehr Werkzeuge mußte man haben und zwar um jeden Preis. So kam denn Loyola auf den Gedanken, eine dritte Klasse von Mitgliedern zu creiren, d. h. eine Klasse von solchen, welche „als Beihelfer" dem Orden denselben Nutzen brächten, wie wenn sie Professen wären, ohne dagegen dieselben Rechte zu besitzen. Diese Klasse nannte er die „Coadjutores", also auf deutsch „die Beihelfer, und zugleich trennte er sie in zwei Unterabtheilungen: „die weltlichen und die geistlichen Coadjutores"; der Pabst aber genehmigte sofort auch diese neue Einrichtung und zwar in einer eigenen Bulle, welche am 5. Juni 1546 unterzeichnet wurde. Hiedurch erhielt der Jesuitenorden die nachfolgende Organisation. Die niederste Stufe, aus der sich der eigentliche Stamm stets rekrutirte, nahmen die Novizen ein. Man wählte sie aus den talentvollsten und gebildetsten Jünglingen, welche in den Collegien erzogen wurden, aus und brachte sie vorerst in das sogenannte Probehaus (domus probationis), woselbst sie der Novizenmeister (magister novitiorum) mit einem Gehülfen zwanzig Tage lang beaufsichtigte und leitete. Blieben sie nun fest auf ihrem Entschlusse, in den Orden zu treten und war die Beaufsichtigung zu ihren Gunsten ausgefallen (d. h. hatte man gefunden, daß sie taugliche Subjekte werden würden), so wurden sie zu wirklichen Novizen promovirt und kamen in die Noviziathäuser, in welchen sie zwei Jahre zu bleiben hatten. Da mußten sie denn im ersten Jahre alle Grade der Selbstverläugnung durchmachen; sie mußten ihr Fleisch kasteien und im Spitale die schmutzigsten und eckelhaftesten Kranken pflegen; auch zum Betteln und andern

*) Im Jahre 1715, als der Orden in seinem größten Flore stand, als er über siebenhundert Collegien besaß und über zwei und zwanzig tausend Mitglieder zählte, gab es nur vier und zwanzig Professhäuser und in keinem derselben lebten mehr als zehn Professen. — Beweis genug, daß der oben angeführte Grundsatz stabile Regel blieb.

niedrigen Handthierungen wurden sie angehalten, und überdem gewöhnte sie der Meister, dem sie in oftmaliger Beichte ihre geheimsten Gedanken und Wünsche eröffnen mußten, tagtäglich an den blindesten Gehorsam. Im zweiten Jahre, wenn sich ihre Demuth und Unterwürfigkeit bewährt hatte, gab man ihnen mehr geistige als körperliche Beschäftigung und übte sie besonders auch im Predigen, im Katechisiren und in andern seelsorgerlichen Dingen. Auch hütete man sich wohl, sie allzusehr zu ermüden, um ihnen ihren künftigen Stand nicht zu entleiden, und gönnte ihnen sogar verschiedene Ergötzlichkeiten, wie z. B. Aufführung von Ketzergerichten und andern ähnlichen Schauspielen. Hatten sie nun das zweijährige Noviziat glücklich bestanden, so nahm man ihnen die drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ab und ließ sie zu geistlichen Coadjutoren vorrücken. Als solche waren sie in den ersten zwei Jahren nur sogenannte Scholastiker, d. h. geprüfte Schüler, die man entweder in den Collegien oder auch in den Missionen als Gehülfen verwandte; wenn sie sich jedoch die nöthige Erfahrung, um sie mehr selbstständig verwenden zu können, gesammelt hatten, so beförderte man sie, je nach ihren Talenten, zu Professoren, Rektoren, Predigern, Gewissensräthen und was dergleichen mehr ist, und sie hießen nun „Coadjutores formati", d. h. „wirkliche Beihelfer". Neben ihnen gab es noch „weltliche Beihelfer" oder „coadjutores saeculares", welche so zu sagen als „Laienbrüder" fungirten und ohne eine höhere Weihe erhalten zu haben, den Haushalt in den Collegien, Missionen und Profeßhäusern besorgten. Sie hatten mit dem eigentlichen Priesterthum, d. h. mit der Seelsorge und dem Unterricht nichts zu thun, und genossen, weil sie niedrige Dienste verrichten mußten, meist nur sehr geringe Ehre. Nicht selten jedoch erhielten auch „höhergestellte Laien" den Titel der „weltlichen Coadjutoren", um sie wegen der treuen Dienste, die sie dem Orden leisteten, auszuzeichnen, und diese übernahmen dann natürlich nicht nur keine bestimmte Funktion, sondern sie blieben vielmehr in ihrer bisherigen weltlichen Stellung. Sie waren bloße „Verbündete" oder „Affilirte" (spottweise nannte man sie auch die „kurzröckigten Jesuiten" oder die „Jesuiten in Voto"), und die Schüler Loyola's rühmen sich, daß selbst mehrere gekrönte Häupter, wie Kaiser Ferdinand II.

und König Ludwig XIV. dieser Klasse des Ordens angehört hätten. Den obersten Stand, den eigentlichen Kern und Höhepunkt der Gesellschaft endlich bildeten die sogenannten Professen, d. h. die, welche alle vier Gelübde, also auch die des unbedingten Gehorsams gegen den Pabst abzulegen hatten, und unter diese nahm man bloß Solche aus der Klasse der Coadjutoren auf, welche sich durch Weltklugheit, Kenntnisse, Treue und Erfahrung in jeglicher Weise bewährt hatten. Ihnen allein übertrug der General die höchsten Aemter und die wichtigsten Posten, denn auf sie konnte er sich in jeglicher Beziehung verlassen. Sie lebten daher nur selten in Ruhe in den Profeßhäusern — nur dann, wenn sie sich wegen Unwohlseins oder aus sonstigen Gründen nicht im Dienst befanden — sondern der Eine diente als Missionär unter den Heiden, der Andere als Streiter Gottes gegen die Ketzer, der Dritte als Regent einer Kolonie in einem fernen Welttheil, der Vierte als Beichtvater dieses oder jenes Fürsten, der Fünfte als Resident des Ordens an einem Orte, wo derselbe noch keine Collegien besaß, der Sechste als Legat des Pabstes in einer besondern Mission, der Siebente, Achte und Neunte endlich entweder als Assistent des Generals in Rom, oder als oberster Leiter einer bestimmten Provinz, also als Provinzial, oder auch als Superior eines Profeßhauses oder als Rektor eines Collegiums. Unter solchen Umständen blieben sie natürlich — man kann doch nicht zweien Herren zugleich dienen — von der Verpflichtung zum Jugendunterricht gänzlich befreit, welch' letzterer rein den Coadjutoren überlassen wurde; dagegen hatten die Professen auf den von Zeit zu Zeit in Rom abzuhaltenden General-Kapiteln oder Versammlungen zu erscheinen, um über etwa vorzunehmende Statutenveränderungen mitzuberathen, und sie waren es auch, welche aus ihrer Mitte den General, wenn diese Würde vakant wurde, erwählten. — Auf solcherlei Art gestaltete sich die innere Eintheilung des Ordens, seitdem Loyola auf den Gedanken kam, die Coadjutores ins Leben zu rufen, und man ersieht daraus, daß die getroffene Maßregel eine viel wichtigere war, als sie auf den ersten Blick erscheinen mochte.

In demselben Jahr 1546, in welchem die neue Classeneintheilung des Jesuitenordens geschaffen wurde, traf Loyola noch eine weitere wichtige Entscheidung. Es begab sich nämlich, daß König Ferdinand, der Bruder des Kaisers Karl V., den Lejay, wel-

cher, wie wir oben gesehen, in Deutschland für den Orden wirkte, so lieb gewann, daß er ihn zum Bischof von Triest erhoben wissen wollte. Er schrieb deßhalb an den Pabst und der Pabst war natürlich gerne bereit, dem hohen Herrn die Gefälligkeit zu erweisen. Auch hoffte er durch eine solche Standeserhöhung eines ihrer Mitglieder die Jesuiten selbst zu verbinden, denn die übrigen Orden, wie die Dominikaner, Franziskaner, Benediktiner und wie sie alle hießen, buhlten immer um solche Würden und waren stets im höchsten Grade stolz, wenn einmal einer der ihrigen einen gewichtigen kirchlichen Posten, also ein Bisthum oder gar ein Erzbisthum, erhielt. Hätte man nun nicht glauben sollen, dasselbe müsse auch bei Ignaz von Loyola der Fall gewesen sein und er werde mit beiden Händen nach der seinem Genossen zugedachten Ehre gegriffen haben, besonders auch, weil mit dem Bischofssitz von Triest ein bedeutendes Einkommen verbunden war? Zum großen Erstaunen des Pabstes und des Königs Ferdinand aber hatte Loyola eine ganz andere Ansicht von der Sache und wehrte sich mit Händen und Füßen gegen die Erhebung des Lejay, so bald er Kunde von derselben bekam. „Wir, die Mitglieder der Gesellschaft Jesu," sagte er zum Pabste, und ganz das Gleiche schrieb er auch an den König — „sind Streiter Christi und müssen also alle Eigenschaften eines guten Soldaten haben. Wir müssen stets bereit sein, gegen den Feind aufzubrechen, stets bereit, ihn zu beunruhigen oder zu überfallen, und deßhalb dürfen wir uns an keinen Ort binden lassen. Wie könnten wir sonst, was doch ganz gewiß unsere Hauptpflicht ist, auf den ersten Wink Eurer Heiligkeit von einer Stadt zur andern, von einem Weltende an's zweite fliegen? Ueberdem verbietet es der demüthige Charakter unseres Ordens, daß einer von uns eine kirchliche Würde annimmt, und wir werden uns daher wohl hüten, die Eifersucht der übrigen Orden noch mehr zu erregen, als sie es unserer Erfolge wegen ohnehin schon ist." In diesem Sinne sprach Loyola, und es mag sein, daß es ihm mit den hier angegebenen Gründen ernst war; allein jedenfalls waren dieß nicht alle seine Gründe, sondern er hatte deren noch einige andere, und zwar gerade die wichtigeren, im Hinterhalte. Oder wie? Wäre es nicht wahrscheinlicherweise, ja sogar ganz gewiß für die Zukunft Regel geworden, daß die Ehrgeizigeren unter den Jesuiten nicht geruht hätten, als

bis sie zu hohen Ehrenstellen gelangten, und hätte der Orden dann nicht in Bälde seinen Hauptglanz eingebüßt, wenn man ihm auf diese Art gerade seine ausgezeichnetsten Kräfte entzogen hätte? Ohnehin aber — wie stand es um die strenge Monarchie im Orden, wie um die Allgewalt des Generals und die Subordination der Mitglieder, wenn es eine Möglichkeit gab, sich der Macht des Großmeisters zu entziehen? Denn davon konnte doch natürlich keine Rede mehr sein, daß Einer, der Bischof oder Erzbischof und dadurch Fürst des Reiches, in dem er lebte, wurde, seinem früheren Ordensgeneral noch eben so unterthänig blieb, wie vor seiner Ernennung zum Bischof. Es wäre ihm dieß ja nicht einmal möglich gewesen, selbst wenn er gewollt hätte, weil er als Reichsfürst nothgedrungen Verpflichtungen übernehmen mußte, gegen welche die Befehle von Rom aus nichts fruchteten! Solches alles sagte sich Ignaz und darum verbot er, als der Pabst und König Ferdinand seinen Vorstellungen nicht im Augenblicke entsprechen wollten, schließlich dem Lejay geradezu den ihm zugedachten Kirchenposten anzunehmen. Ja nicht genug an dem, sondern er machte es von jetzt an geradezu zum Gesetz, daß nie und nimmer ein Mitglied der Gesellschaft Jesu je einmal einen bischöfflichen Stuhl einnehmen dürfe, und deßhalb schlug er auch für sich selbst die ihm angetragene Cardinalswürde aus. Was lag ihm am eigenen „Ich" oder auch am „Ich" seiner Mitgenossen? Sein einziger Stolz, sein einziges Glück war das Gedeihen und Floriren des von ihm gestifteten Ordens!

Mit der immer mehr wachsenden Ausbreitung der Gesellschaft Jesu stieg, wie man sich wohl denken kann, auch ihr Reichthum, denn wenngleich die Mitglieder für sich selbst das Gelübde der Armuth ablegen mußten, so waren sie dagegen, laut unserer weiter oben gemachten Auseinandersetzung, berechtigt, für die Collegien, die sie gründeten, alles anzunehmen, was sie bekommen konnten, und von diesem Rechte machten sie in der That den ausgedehntesten Gebrauch. Auch zeigten sie sich gleich von Anfang an „in Beziehung auf die Mittel, zu diesem oder jenem Besitzthum zu gelangen", nicht im geringsten scrupulös und den Beweis hiefür will ich dem Leser durch ein Beispiel geben. Im Jahre 1542 brachte Laynez, der damals in Venedig für den Orden zu wirken hatte, einen reichen alten Edelmann mit Namen Andreas Lippo-

mani dazu, daß derselbe sein Haus und seine Güter, die er in Padua besaß, dem Jesuitenorden zum Behuf der Gründung eines Collegiums vermachte, und da diese Schenkung einen bedeutenden Werth repräsentirte (man schätzte das ganze Anwesen zu 40,000 Dukaten), so freute sich Loyola ungemein darüber. Um so unangenehmer aber fühlte er sich berührt, als der legitime Erbe nach dem Tode des Andreas das Testament beanstandete und bei dem venetianischen Senate, vor welchen die Sache gehörte, klagbar wurde. Im Anfang erschien es zweifelhaft, wer gewinnen würde und die Wage der Gerechtigkeit schwankte deßwegen längere Zeit unentschlossen hin und her; allein endlich war es doch so ziemlich ersichtlich, daß der Senat sich zu Gunsten des legitimen Erben entscheiden werde, weil dieser bewies, daß sein verstorbener Verwandter zur Zeit der Testamentsabfassung bereits allzu altersschwach gewesen sei, um noch seinen klaren Verstand bei einander gehabt zu haben. Auf diese Nachricht hin wollte Loyola verzweifeln und versprach in seiner Aufregung, der Jungfrau Maria dreitausend Messen und wenn's daran noch nicht genug sei sogar noch mehr lesen zu lassen, wofern sie die Gemüther der Senatoren für ihn gewinne. Neben dieser an die Maria gemachten Aufforderung aber, die doch möglicherweise fehlschlagen konnte, vergaß er es auch nicht, menschliche Hülfe in Anspruch zu nehmen, und versicherte sich sofort des Beistandes eines Cardinals, der einen großen Einfluß auf den Senat zu Venedig hatte. Er wußte also, daß er den Gewinn des Prozesses nicht von seinem Rechte, nicht von der Gerechtigkeit seiner Sache erwarten dürfe, und nahm deßwegen zu anderweitigen Einflüssen seine Zuflucht, ganz unbekümmert darum, daß er hiedurch den legitimen Erben um sein Eigenthum betrüge. Noch weiter aber, als er, ging Laynez, der hauptsächlichste Mitbegründer des Ordens und der Ordensstatuten, denn so bald derselbe herausgebracht hatte, daß der Doge, nach dessen Pfeife, um mich einer volksthümlichen Ausdrucksweise zu bedienen, fast der ganze Staat damals tanzte, eine Mätresse besitze, die einen großen Einfluß auf ihn ausübe, so füllte er seine Taschen mit Gold und brachte damit das feile Weib ohne viele Mühe auf seine Seite. So kam es denn, daß das Urtheil des Senats schließlich zu Gunsten der Gefährten Jesu ausfiel und der

rechtmäßige Erbe trotz seiner guten Ansprüche abgewiesen wurde; aber — das Gewissen Loyola's schlug deßwegen doch nicht stärker!

Derselbe Fleiß, der zur Erwerbung von Reichthümern angewendet wurde, trat auch dann hervor, wenn es galt, wohlhabende, einflußreiche, mächtige und hochgestellte Männer zu Mäcenen und Begünstigern des Ordens oder gar zu Mitgliedern desselben zu gewinnen, und hierin leisteten Einzelne unter den Schülern Loyola's in der That Außerordentliches. Am allermeisten jedoch zeichnete sich in dieser Beziehung der nach Spanien gesandte Araoz aus, denn ihm gelang es, den Franciskus Borgia, Herzog von Gandia und Granden von Spanien, auch ehemaligen Vicekönig von Catalonien — einen in geistiger Beziehung aber sehr schwachen Mann — so für sich und den Jesuitismus einzunehmen, daß derselbe sofort — er, als der Erste, der dieß in Europa that — anno 1546 ein Jesuitencollegium zur Erziehung der Jugend gründete und dasselbe kurze Zeit darauf mit allen Vorrechten einer Universität begabte. Voll Freude hierüber trat Loyola von nun an in persönlichen Briefwechsel mit dem Herzog, und da in Folge dieser Briefe die Liebe Borgia's für den Orden Jesu mit Riesenschritten zunahm, so kams endlich so weit, daß derselbe den festen Entschluß aussprach, der Gesellschaft als wirkliches Mitglied beizutreten. In der That legte er auch sofort den Purpur ab und fieng, trotzdem er schon in ziemlich hohem Altar stand, an, Theologie zu studieren. Damit gings jedoch ziemlich langsam vorwärts, und somit erlaubte ihm Ignaz anno 1548 die vier Gelübde abzulegen, ohne vorher die Theologie absolvirt oder auch nur die Uebungen des Noviziats durchgemacht zu haben. So wurde aus dem Herzog von Gandia der „Pater Franciskus Borgia" und das neu gewonnene Mitglied zeigte von nun an großen Eifer für die Societät. Doch ging derselbe nicht sogleich in ein Profeßhaus und ebenso wenig wurde er zu Dienstleistungen für den Orden gebraucht, sondern Ignaz gestattete ihm vielmehr, noch volle vier Jahre in der Welt zu leben, damit der neugewonnene Bruder den Abschluß seiner weltlichen Angelegenheiten und die Versorgung seiner Kinder in aller Bequemlichkeit vornehmen könnte. Natürlich, denn einen so hochgebornen Herrn, wie den Pater Borgia, durfte man doch nicht wie ein gewöhnliches Mitglied behandeln!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ich habe bereits erzählt, mit welch' ungewöhnlichen Privilegien der Pabst den Jesuitenorden schon gleich in den ersten Jahren seines Bestehens bedacht habe; doch — was bedeuteten diese genannten Vorrechte gegenüber von denen, welche Paul III. unter dem 18. October 1549 der Gesellschaft Jesu bewilligte! Wahrhaftig, man wäre in seinem vollsten Rechte, wenn man die darüber ausgefertigte Bulle die „Magna Charta" der Jesuiten nennen würde, und sie selbst geben dieß zu, wenn sie jener Bulle den Namen „des großen Meeres ihrer Freiheiten" geschöpft haben. Fragt man nun aber nach dem Grunde, der den Pabst antrieb, den neuen Orden so sehr auffallend zu begünstigen, so erfährt man denselben aus dem Eingang der Bulle, denn dort wird die Gesellschaft Jesu „ein fruchtbarer Acker" genannt, „welcher zur Vermehrung des Reiches Gottes und des Glaubens (zu deutsch: zur Hebung des Pabstthums und zur Unterdrückung der Ketzer) durch Unterricht und Beispiel sehr viel beitrage und deßwegen wohl verdiene, mit besonderen Begünstigungen belohnt zu werden." Und in der That — es sind Begünstigungen ganz besonderer Art, wie der Leser aus nachfolgendem getreuen Auszuge zur Genüge erfahren wird!

1) „Der General des Ordens soll, so bald er ernannt ist, eine gänzlich freie Gewalt in der Regierung der Gesellschaft und namentlich auch über sämmtliche Glieder derselben haben, diese Glieder mögen sich aufhalten, wo sie wollen, und ein Amt oder eine Würde bekleiden, welche es auch sei. Ja so unumschränkt soll seine Gewalt sein, daß er selbst diejenigen, welche unmittelbar von den Päbsten verschickt worden sind, so bald er es zur Ehre Gottes für nöthig erachtet, zurückberufen und anderswohin dirigiren kann!"*) — Durch diesen Paragraphen wurde also

*) In diesem ersten Paragraphen ist auch von der Absetzbarkeit des Generals die Rede und gesagt, daß dieselbe durch das Generalkapitel aller Professen ausgesprochen werden könne, so bald er sich der Ketzerei schuldig mache oder einen lasterhaften Lebenswandel führe, oder durch Wahnsinn untauglich werde u. s. w. u. s. w.; allein auch nicht ein einziges Mal, so lange die Gesellschaft bestand, wurde ein General vor das Generalkapitel geladen und noch viel weniger wurde einer abgesetzt, er mochte auch thun und treiben, was er wollte. Ich hätte auch den sehen mögen, der es gewagt hätte, einen so unumschränkten Despoten, wie der General war — anzuklagen!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seine, des Generals, Gewalt über die des Pabstes gestellt und — wie verhielt es sich nun mit dem vierten Gelübde?

2) „Kein General darf je ohne Genehmigung des Generalconvents und kein Gesellschaftsmitglied ohne die ausdrückliche Genehmigung des Generals eine bischöffliche, erzbischöffliche oder eine andere ähnliche Würde annehmen, und wer überwiesen werden kann, durch geheime oder offene Ränke, auf diesem oder jenem Wege nach einer solchen Stelle getrachtet zu haben, der macht sich dadurch der Gesellschaft Jesu so unwürdig, daß er nie mehr zu irgend einem wichtigeren Auftrag, Amt oder Geschäft verwendet werden kann." *)

3) „Damit die Disciplin recht kräftig gehandhabt werden könne, soll es von den Ordensregeln keine Appellation an irgend einen Richter, an irgend eine Behörde geben, und eben so wenig kann je ein Mitglied der Gesellschaft durch irgend Jemanden seiner Ordenspflichten entbunden werden." — Ueber einen Jesuiten hatten also sogar die Schlüssel Petri keine Macht, und der Pabst selbst war es, der dieß aussprach!

4) „Weder der General, noch die höheren Beamten der Gesellschaft Jesu sollen gehalten sein, eines von den Ordensmitgliedern einem Kirchenprälaten, heiße er nun Patriarch oder Erzbischof oder bloß Bischof, zum Dienste der Kirche oder zu irgend einer Verrichtung zu überlassen, selbst wenn dieß der besagte Prälat stricte befehlen würde; sollte aber eine solche Ueber-

---

*) Daß dieser Paragraph der weiter oben erzählten „Affaire Lejay" seinen Ursprung verdankt, wird sich der Leser denken können. Auch zeigte es sich bald, daß derselbe ganz an seinem Platze war und seine strenge Einhaltung die Gesellschaft vor vielem Schaden bewahrte. Kaiser Karl V. nämlich sah es sehr ungern, daß der Herzog von Gandia seine Würde niedergelegt hatte und als einfacher Professe in den Jesuitenorden getreten war, denn er hielt eine solche Stellung für allzu gering und demüthigend für einen Fürsten. Er bat deßwegen den Pabst, den „Pater Borgia" zum Cardinal zu machen und der Pabst erklärte sich sofort bereit dazu. Allein — welcher Verlust wäre dieß für den Orden gewesen! Das Beispiel Borgia's sollte ja den Edelsten und Vornehmsten zur Nachahmung vorleuchten und überdem stand sein Reichthum der Gesellschaft so vortrefflich an! Nein, ihn konnte man sich nicht entreißen lassen und somit ward der frühere Fürst von Loyola einfach auf obigen Paragraphen hingewiesen, was ihn auch sofort veranlaßte, den Cardinalshut auszuschlagen.

lassung einmal freiwillig beliebt werden, so stehen die Ueberlassenen dennoch stets unter der Gewalt ihrer Oberen und können jeden Augenblick vom General abberufen werden." — Also selbst die Gewalt der vornehmsten kirchlichen Würdeträger war eine geringere als die des Jesuitengenerals!

5) „Der General oder Diejenigen, welche er dazu befehligen wird, sollen Gewalt haben, alle Mitglieder des Ordens, so wie auch alle die, welche die Absicht aussprechen, als Novizen in den Orden zu treten oder demselben als Laienbrüder zu dienen, von allen und jeden Sünden, die sie entweder vor oder nach ihrem Eintritt in den Orden begangen, von allen und jeden kirchlichen oder weltlichen Censuren und Strafen, ja selbst von der ausgesprochenen Excommunikation zu entbinden, jene wenigen Fälle allein ausgenommen, welche in der Bulle des Pabstes Sixt IV. dem römischen Stuhle vorbehalten worden sind; würde jedoch ein bisheriges Nichtmitglied, das auf diese Weise Lossprechung und Dispensation erhielt, nicht daraufhin alsobald in den Orden eintreten, so soll der Ablaß und Dispens keine Kraft haben." — Das war ein ganz unerhörtes Privilegium, denn selbst die größten Verbrecher gingen straflos aus, so bald sie dem Jesuitenorden beitraten; daß aber von diesem Privilegium vielfach Gebrauch gemacht wurde, kann man sich denken!

6) „Kein Gesellschaftsmitglied soll jemand Anderem als dem General oder denjenigen, welche der General dazu ernannt hat, insbesondere aber nie einem nicht zum Orden gehörigen Priester oder Mönche, seine Sünden beichten. Eben so wenig darf Einer, der einmal in den Orden getreten ist, sei er nun bloßer Novize oder Coadjutor oder Professe, ohne die ausdrückliche Genehmigung des Generals den Orden wieder verlassen oder gar in einen andern übertreten, den der Karthäuser allein ausgenommen. Sollte aber irgendwer es wagen, dieses Gebot zu übertreten, so hat der General Gewalt, derlei Ausreißer entweder in Person oder durch Bevollmächtigte als Apostaten zu verfolgen, sie zu excommuniciren, zu ergreifen und einzukerkern, in welcher Beziehung ihn, wenn es nöthig

wäre, die weltlichen Behörden und Gewalten zu unterstützen haben." — Durch dieses Gebot sollte verhindert werden, daß die Geheimnisse der Gesellschaft Jesu je verrathen werden könnten, und es zeigte sich auch sehr wirksam. Nebenbei bemerke ich noch, daß von der Erlaubniß, in den Karthäuserorden zu treten, so viel bekannt, kein Jesuite je Gebrauch machte, indem letzterer Orden wegen seiner übermäßigen Strenge — wer kennt nicht das Gebot ewiger Schweigsamkeit? — allgemein berüchtigt war, und ohne Zweifel gestattete Loyola nur aus diesem Grunde mit den Karthäusern eine Ausnahme.

7) „Die sämmtlichen Gesellschaftsmitglieder, so wie auch die Güter, Einkünfte und Besitzthümer des Ordens sind von der Gerichtsbarkeit, Aufsicht und Gewalt der Bischöfe und Erzbischöfe befreit und werden in den besondern Schutz des päbstlichen Stuhles genommen." — Die Jesuiten durften sich also so zu sagen Alles erlauben und kein Kirchenprälat durfte es wagen, ihnen deßhalb auch auch nur ein unschönes Wort zu sagen!

8) „Die zu Priestern geweihten Mitglieder des Ordens, also alle Professen, dürfen überall, wo sie sich aufhalten, ihre eigenen Bethäuser haben oder auch in einem andern anständigen Lokale einen Altar errichten, und allda dürfen sie selbst zur Zeit eines päbstlichen Interdikts bei verschlossenen Thüren und nach Entfernung aller Excommunicirten und Ketzer die Messe lesen und die heiligen Sakramente austheilen. Auch sollen an allen Plätzen, die mit dem Interdikte oder der Excommunikation belegt sind, die Jungen und Knechte, welche von den Jesuiten in Geschäften gebraucht werden, so wie auch ihre Prokuratoren, Arbeiter und Angestellten aus dem Laienstand, von der Excommunikation und dem Interdikte ausgeschlossen sein."

9) „Kein Bischof oder Prälat soll die Macht haben, ein Mitglied des Ordens, oder auch einen Laien wegen seiner Freundschaft zu der Gesellschaft, mit der Excommunication oder andern kirchlichen Strafen zu belegen, und wenn sich solches je einmal ein Prälat herausnehmen würde, so soll es kraftlos und ungültig sein."

10) „Allen Christgläubigen steht es vollkommen frei, dem Gottesdienst und den Predigten der Mitglieder der Gesellschaft Jesu bei-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zuwohnen und die Sacramente nebst Beichte und Absolution von ihnen zu empfangen, ohne daß die ordentlichen Pfarrer etwas dagegen einwenden dürfen."

11) „Jeder Bischof oder Erzbischof ist gehalten, die ihm vorgestellten Mitglieder der Gesellschaft Jesu, die noch nicht Priester sind, zu solchen zu weihen, ohne irgend eine Verbindlichkeit oder ein Versprechen dafür zu fordern."

12) „Die Mitglieder der Gesellschaft Jesu haben das Recht, sich mit der Erlaubniß ihres Generals in den Ländern und Städten der Excommunicirten und Schismatiker, so wie der Ketzer und Ungläubigen aufzuhalten, und dürfen sogar mit denselben Umgang pflegen."

13) „Sie sollen nicht gehalten sein, sich zu Visitationen der Klöster oder zu Inquisitions- und andern kirchlichen Verrichtungen brauchen zu lassen, und auch von der Aufsicht und Gewissensleitung der Nonnen sind sie, wenn sie es verlangen, zu dispensiren."

14) „Sie sollen nicht verpflichtet sein, von ihren oder vielmehr von ihrer Collegien Gütern und Besitzungen, welchen Namen sie auch haben mögen, den Zehnten, selbst den päbstlichen nicht ausgenommen, oder überhaupt irgend eine Gebühr und Abgabe zu entrichten."

15) „Die Schenkung aller Häuser, Kirchen und Collegien, so ihnen von Fürsten, Grafen u. s. w. u. s. w. erbauet, gestiftet oder erbschaftlich überlassen werden, soll von dem Augenblick der Uebergabe an, als vom Pabste bestätigt, erachtet sein, ohne daß eine besondere Bestätigungsurkunde auszufertigen nöthig wäre."

16) „Alle ihre Kirchen und Begräbnißplätze sind von den Diözesanbischöfen sofort ohne irgend eine Weigerung zu weihen; sollte aber ein solcher Bischof über vier Monate damit zögern, so kann man diese Handlung durch den nächsten besten andern Prälaten verrichten lassen. Zugleich wird allen Erzbischöfen, Bischöfen, Prälaten und Ordinariaten, so wie überhaupt allen geistlichen und weltlichen Gewalten aufs ernstlichste verboten, die Gesellschaft Jesu in der Erbauung und Besitzung solcher Gebäude und Besitzthümer zu hindern und zu stören."

17) „Der General und mit seiner Bewilligung

die Provinziale nebst ihren Vikarien haben das Recht, Alle und Jede, und wenn sie gleich im Ehebruch und in der Blutschande erzeugt worden wäre, so wie auch Alle und Jede, die mit irgend einem Verbrechen behaftet sind, nur allein vorsätzliche Mörder, Bigamos (zu deutsch: in Doppelehe Lebende) und am Leibe Verstümmelte ausgenommen — in den Orden aufzunehmen, sie zu Priestern zu weihen und zu allen Verrichtungen und Diensten der Gesellschaft zu gebrauchen."

18) „Wer im Jahre einmal eine gewisse vom General bestimmte Kirche oder einen andern heiligen, der Gesellschaft angehörigen Ort an einem gewissen ebenfalls vom General zu bestimmenden Tage andächtig besucht, hat sich eines vollkommenen Erlasses aller seiner Sünden, gerade wie zur Zeit eines Jubiläums in Rom, zu erfreuen; wer dieß aber an einem andern Tage thut, der erhält Ablaß auf sieben Jahre und sieben Quadragenen, d. i. siebenmal vierzig Buß-Tage."

19) „Der General ist ermächtigt, diejenigen aus der Gesellschaft, welche er dazu für tauglich erachtet, an jede beliebige Universität zu senden, um in der Theologie und andern Wissenschaften Vorlesungen zu halten, ohne sich vorher die Erlaubniß hiezu von irgend Wem geben lassen zu müssen." — Das war ein mehr als unerhörter Eingriff in die Rechte der Universitäten und die Jesuiten wurden darüber auch in die bittersten Kämpfe verwickelt!

20) „Diejenigen, welche sich als Missionäre in den Ländern der Ungläubigen aufhalten, haben das Recht auch von solchen Sünden und Verbrechen loszusprechen, die sich der päbstliche Stuhl in der Nachtmahlsbulle („In Coena Domini" — so heißt sie, weil sie mit diesen Worten beginnt) vorbehalten hat, und überdem steht es ihnen zu, alle bischöflichen Verrichtungen daselbst so lange vorzunehmen, bis der Pabst einen wirklichen Bischof eingesetzt hat."

21) „Der General ist ermächtigt, so viele Coadjutoren in den

Orden aufzunehmen, als ihm gut deucht. Auch kann er die Erlaubniß dazu geben, daß die Ablegung des vierten Gelübdes, also die Aufnahme unter die Professen, außerhalb Rom vorgenommen werde."

22) „Schließlich wird allen geistlichen und weltlichen Gewalten, welchen Namen sie auch haben mögen, anbefohlen, sich wohl in Acht zu nehmen, daß sie die Gesellschaft Jesu in Ausübung obiger Privilegien und Freiheiten nicht hindern, belästigen und stören, und zwar bei der Strafe des großen Bannes, so wie im Falle der Noth mit Zuziehung weltlicher Execution."

Das ist der große Freiheitsbrief der Jesuiten, ihre Magna Charta, wie ich ihn oben nannte, und mit ihm versehen war es kein Wunder, daß sie bald eine ungeheuere Macht erlangten. Die ganze Welt lag ja offen vor ihnen und all' ihrem Thun und Treiben, selbst dem gewaltthätigsten und ungerechtesten, durfte auf Befehl des obersten Beherrschers der Kirche keinerlei Zügel angelegt werden!

Pabst Paul III., der große Begünstiger der Gesellschaft Jesu, starb noch in demselben Jahre, da er die Magna Charta-Bulle verkündigte, allein sein Nachfolger Julius III., der frühere Cardinal Johann Maria del Monte, welcher auf dem Concil zu Trident als päbstlicher Legat functionirt und daselbst den Nutzen der Jesuiten gar wohl kennen gelernt hatte, trat in seine Fußstapfen und bestätigte dem Orden sofort alle seine bisherigen Gerechtsame. Auch genehmigte er die Errichtung eines neuen großen Collegiums zu Rom, so wie eines neuen Profeßhauses, zu welchen beiden Gebäuden der frühere Herzog von Gandia, der jetzige Pater Borgia, zehntausend Ducaten hergab, und edirte sogar, obwohl erst nach langem Andrängen des Loyola, am 22. October 1552 eine Bulle, in welcher die Rechte der Jesuiten noch vermehrt wurden. Worin bestand aber diese Vermehrung? In nichts anderem als der weittragenden Verordnung, „daß die in den Jesuiten-Collegien Studirenden, wenn die Rectoren der Universität, an welcher sich das Colleg befand, sich weigern sollten, sie zu Doctoren der Philosophie und Theologie zu promoviren, von dem General und in dessen Vollmacht von einem

jeden Provincial oder Collegien-Rektor, mit Zuziehung dreier Doctoren, promovirt werden könnten und daß die auf solche Art Graduirten ganz dieselben Rechte, Würden, Vorzüge und Freiheiten haben sollten, wie die auf der Universität selbst Promovirten. Ohnehin aber, so hieß es ferner in der Bulle, gehöre dieses Vorrecht denjenigen Collegien, welche sich an Orten befinden, wo keine Universitäten seien, und man habe also, um den höchsten Grad der Auszeichnung in den philosophischen und theologischen Wissenschaften zu bekommen, durchaus nicht nöthig, eine Universität zu beziehen, sondern könne dieß alles eben so gut auf einem Jesuitencollegium besorgen." Das war also eine fast gänzliche Gleichstellung der Jesuitencollegien und ihrer Rectoren mit den Universitäten und den Universitätsrectoren, und doch docirten auf den Hochschulen nur „universell gebildete Lehrer", während an den Jesuitencollegien, wie sich von selbst versteht, die sämmtlichen Lehrstühle nur von solchen besetzt waren, die selbst wieder ganz alleinig auf Jesuitencollegien ihre Ausbildung und geistige Richtung erhalten hatten! Die Letzteren konnten also unmöglich auch nur annähernd das leisten, was die Ersteren boten, und dieß wußte Julius III. natürlich nur zu gut; allein was ist den Päbsten je an der Wissenschaft gelegen gewesen? Die Hauptsache war, daß die Jesuiten ihren großen Zweck: „den Jugendunterricht in den katholischen Staaten wo möglich allein in die Hände zu bekommen," erreichten und diesem Zwecke kamen sie, wie man sich wohl denken kann, durch jene Bulle um ein Gutes näher.

Die sämmtlichen Unterrichtsanstalten der Jesuiten nehmlich, also die Collegien, in welchen Philosophie und Theologie (Studia superiora), und die Seminarien und Convicte, in welchen lateinische Grammatik und Rhetorik als Vorbereitungswissenschaften (Studia inferiora) docirt wurden, vermehrten sich nunmehr in ungemein rascher Weise, indem jeder eifrige Katholik sich beeilte, durch einen milden Beitrag zu ihrer Errichtung sich den Himmel zu erwerben, und es gab bald kein Land oder vielmehr keine Provinz in der

katholischen Welt mehr, wo sich nicht einige Mitglieder der Gesellschaft Jesu als Lehrer eingenistet gehabt hätten; welche Tendenz aber diese Anstalten befolgten, das sieht man am deutlichsten aus dem Collegium Germanicum, d. i. aus dem deutschen Colleg, welches Loyola selbst gleich nach dem Regierungsantritt des Pabstes Julius III. in der Stadt Rom gründete. „Ein eigenthümlicher Namen," wird der Leser sagen; „ein deutsches Collegium in der Hauptstadt Welschlands — was soll denn das bedeuten?" Nun, wir werden es sogleich sehen! Schon vor der Gründung des Jesuitenordens fehlte es in Rom nicht an Unterrichtsanstalten, oder vielmehr ihre Anzahl war förmlich Legion. Dieß hielt aber, wie wir schon weiter oben berichtet haben, die Gesellschaft Jesu nicht ab, ebenfalls ein Collegium zu errichten, und zwar ein wirklich prachtvolles, sowohl was die innere Einrichtung, als das äußere Ansehen betrifft. Man nannte es „Collegium romanum", und es wirkten in ihm die besten Lehrkräfte, die Loyola aussuchen konnte; der Räumlichkeiten aber bot es so viele, daß es jeglicher Anforderung genügen konnte. Und trotz allem dem ein neues Colleg? Gewiß und zwar aus sehr triftigen Gründen. Das Collegium romanum war zunächst für Römer, im weiteren Sinne für Italiener überhaupt errichtet, und da man sich in ihm nur der italienischen Sprache bediente, so konnte natürlich Niemand eintreten, der sich dieser Sprache nicht vollkommen mächtig fühlte. Nun nahm aber in Deutschland die Ketzerei mehr und mehr überhand, und mit jedem Tage verlor die römische Kirche daselbst von ihrem Grund und Boden. Es mußten also Sendboten nach Deutschland geschickt werden, welche die Ketzerei bekämpften, und zwar selbstverständlich Sendboten, welche mit den Deutschen deutsch zu reden vermochten. Woher sollte aber Loyola diese nehmen? Bei weitem die meisten seiner bisherigen Schüler und Anhänger gehörten den spanisch-, italienisch- und französisch-redenden Nationalitäten an, und „deutsch" verstanden nur sehr wenige, kaum der Eine oder der Andere. Also gerade das Land, das die Anwesenheit der Jesuiten am nöthigsten hatte, das Land, in welchem der weiteste Wirkungskreis vorlag und welches, wenn man nicht so schnell als möglich dazu that, dem römischen Stuhle ganz verloren gehen mußte, — dieses Land konnte

Loyola kaum nothdürftig beschicken, weil es ihm an den nöthigen Kräften fehlte! Hier mußte um jeden Preis geholfen werden und es ward geholfen — durch das Collegium germanicum. Loyola gab nämlich denjenigen Mitgliedern der Societät, welche in Deutschland wirkten, also dem Bobadilla, Lejay u. s. w., den Befehl, ihm von den Jünglingen, die zum Jesuitenorden treten wollten, ein paar Dutzend der Fähigsten und Eifrigsten nach Rom zu senden, und zu gleicher Zeit brachte er die zwei reichen Cardinäle Morano und San=Cruce dazu, daß sie ihm ein geräumiges Haus zur Verfügung stellten, die Jünglinge darinnen unterzubringen. Dann stellte er Lehrer an, welche denselben das Italienische beibringen mußten; so wie aber die Herren Studiosi so weit waren, so gings an die Theologie, und wie sich von selbst versteht, vor allem an die Theologia polemica nebst der Disputirkunst. Das Ziel, das er sich vorgesteckt hatte, lag also nunmehr klar zu Tage: „das Collegium germanicum sollte eine Pflanzschule werden für solche, welchen es für die Zukunft oblag, sich an die Spitze der in Deutschland für den römischen Glauben Streitenden zu stellen." Mit andern Worten: „die Zöglinge des Collegs sollten, wenn sie gehörig herangebildet waren, in ihr Vaterland zurückkehren, um dort als Deutschredende das große Wort in den Religionswirren zu führen und das unumschränkte Ansehen des Pabstes und seiner Sache wieder herzustellen." Das war der Zweck Loyola's und diesen Zweck erreichte er auch vollkommen; Pabst Julius III. aber wies, so wie er sich über Loyola's Endziel vergewissert hatte, dem neuen Colleg große Einkommenstheile an, und letzteres gedieh dadurch so schnell, daß es gleich im ersten Jahre vierundzwanzig deutsche Zöglinge aufnehmen konnte.

Von der Thronbesteigung des Johann Peter Caraffa, Cardinals von Theate, der als Pabst den Namen Paul's IV. annahm, hoffte Loyola nichts besonders Gutes für seinen Orden, denn er setzte voraus, daß derselbe den Theatinerorden vor allen übrigen begünstigen würde; allein diese Befürchtung erwies sich doch so ziem=

lich grundlos, wenigstens so lange Ignatius lebte *), indem Paul IV. viel zu klug war, ein Institut zu schädigen, das dem römischen Stuhl so viel Nutzen brachte. Im Uebrigen war der Orden auch bereits so fest gegliedert, daß man ihm nur schwer beikommen konnte, und wenn es der Pabst gewagt hätte, so würde ihm die Gesellschaft Jesu ohne Zweifel einen so kräftigen Widerstand entgegengesetzt haben, daß er bald wieder eingelenkt wäre. Mit fast unumschränkter Gewalt beherrschte der General von seinem Sitze in Rom aus seine sämmtlichen Unterthanen, die darauf abgerichtet waren, in ihm den sichtbaren Heiland zu ehren, und alle setzten ihr einziges Verdienst darein, als willenlose Puppen von ihm geleitet zu werden. „Er" — so schreibt ein in der Geschichte der Jesuiten wohlbewanderter und denselben keineswegs feindseliger berühmter Autor — „Er setzte alle höheren Beamte ein und ab; er verfügte über den Rang und die Wirksamkeit der Ordensangehörigen, welche sein Wille aufnehmen und entlassen durfte; er ordnete an, was ihm für die Wohlfahrt, Zucht und Besserung der Gesellschaft als nothwendig oder nützlich erschien; er handhabte die vom heiligen Stuhl erhaltenen Privilegien, Rechtsame und Grundsatzungen oder Constitutionen, welche er ohne weitere Rechenschaft schärfen, mindern, widerrufen konnte; er berief und leitete die Generalconvente; er entschied mit einem Worte über alle Hauptsachen des Vereins." Dieser letztere besaß dagegen, etwaigen Mißbräuchen der patriarchalischen Gewaltfülle zu steuern, in den vier Beisitzern oder Assistenten **), die vom großen Wahlcollegium ernannt wurden, eine Art von Anwälten oder Ministern, welche den General in allen schwierigen

---

*) Kurz nach seinem Tode, im Jahre 1558, nahm Paul IV. allerdings einen Anlauf, den Jesuiten etwas zu nahe zu treten, indem er verlangte, daß sie alle die Andachtsübungen (Chorsingen u. s. w.), welche den übrigen Geistlichen und Priestern oblagen, ebenfalls zu verrichten hätten, während sie bisher, damit sie ihren sonstigen vielen Geschäften nachkommen könnten, davon dispensirt gewesen waren; allein er stand bald wieder von diesem Verlangen ab und die Söhne Loyola's fuhren nach wie vor fort, ihre Zeit keineswegs mit müßigem Hinbrüten bei Gebet und Gesang zu verlieren. Ein solches Mönchsleben hätte wahrhaftig auch zu ihren Zwecken und Zielen gar wenig gepaßt!

**) Die vier ersten Jesuiten, welche das Assistentenamt verwalteten, waren: Hieronymus Nadal, Johannes de Polanco, Gonçalez de Camara und Christofal von Madrid.

Angelegenheiten durch Rath und That zu unterstützen und das Recht hatten, ihn auf diese oder jene Mißgriffe aufmerksam zu machen. Ja, sogar bis zu Vorstellungen und Warnungen durften sie sich versteigen, doch geschah letzteres durch den Mund des sogenannten Admonitor oder geistlichen Gewissensraths, den sich jeder General wählte. Als erste Beamte des Ordens fungirten die Provinziale oder „Kreisvorstände", wie man sie auch nennen könnte, denn die ganze katholische Welt wurde vom General in verschiedene kleinere oder größere Kreise — Provinzen — abgetheilt und über jeden derselben setzte er einen Statthalter. Jedem Provinzial waren wieder vier Assistenten und ein Admonitor beigegeben, und er regierte im Kleinen, wie der General in Rom im Großen; nur mußte er in allen wichtigeren Angelegenheiten vorher anfragen und war selbst für die geringsten Handlungen verantwortlich. Er hatte das Vorschlagsrecht der sogenannten „Praepositi studiorum", d. i. der Aufsichts- und Wirthschaftsbeamten in den Collegien, und ihm lag es ob, den Stand des ganzen Bezirks, die Häuser, Personen, Einkünfte u. s. w. wenigstens einmal jährlich sorgfältig zu untersuchen. Er überwachte in den Collegien und sonstigen Unterrichtsanstalten den Fleiß der Lehrer und Schüler, so wie den Gang des Unterrichts und der Zucht, und blieb das ganze Jahr, wofern ihn nicht der General anders wohin versandte, unausgesetzt auf seinem Posten. Unmittelbar unter ihm standen die Superioren, d. i. die Vorsteher der Profeßhäuser, in welchen die auf alle vier Gelübde beeidigten Brüder wohnten, und ihres Amtes war es, deren Zucht, Andacht und Geschäfte zu überwachen. Die ebenfalls unter ihm stehenden Rectoren dagegen, d. i. die Vorsteher der Collegien waren verpflichtet, die einzelnen Lehrer wie auch die Schüler zu überwachen und wöchentlich einmal eine Hauptprüfung abzuhalten. Kurz, alles war wohlgeordnet bis auf den geringsten Bediensteten herab, und es gab keinen Staat in der Welt, der eine regelmäßigere oder gar einheitlichere Regierung aufweisen konnte. Was aber der Sache erst das Siegel aufdrückte, das war der immerwährende Briefwechsel, welcher alle Kreise und Provinzen, alle niederen und höheren Beamte theils unter sich, theils mit dem General verknüpfte. Wöchentlich einmal statteten die Rectoren wie die Superioren dem Provinzial Bericht ab und dieser erwiederte jeden Monat

darauf; dem General selbst aber schrieben sämmtliche Provinziale in Europa monatlich einmal und die Rectoren und Superioren alle drei Monate. Damit begnügte man sich jedoch nicht, sondern es hatten auch die Assistenten der Rectoren und Superioren dem Provinzial alle vierzehn Tage, so wie dem General alle Monate Bericht zu erstatten, und eben so lag es den Assistenten der Provinziale ob, dem General jährlich zweimal über ihren jeweiligen Provinzial versiegelte Briefe zuzusenden. Kurz, es war ein förmliches gegenseitiges Ueberwachungssystem, oder, wenn man so lieber will, eine gesetzliche, bis in's kleinste Detail gehende Spionirerei, sowohl von oben nach unten, als von unten nach oben, und eben hiedurch wurde es keinem Mitgliede möglich gemacht, über die ihm vorgesteckte Grenzlinie des Gehorsams hinauszugehen. Der General wußte ja von einem Jeden, was er that und dachte, indem in seinem Kabinete zu Rom alle Drähte der ganzen Maschinerie zusammenliefen, und so war es ihm eine Kleinigkeit, den Einzelnen wie das Ganze am Gängelbande der blinden Unterthänigkeit zu führen!

So weit brachte es Ignatius von Loyola, der einstige in nichts als Weltlust und Eitelkeit versunkene Krieger; nachdem er es aber so weit gebracht, trat die Zeit an ihn heran, wo er der Natur den ihr gebührenden Tribut bezahlen sollte. Die früher so übermäßige Züchtigung seines Leibes, die vielen Sorgen und Verdrießlichkeiten, mit denen er der Emporbringung seines Ordens halber zu kämpfen hatte, endlich die furchtbaren Aufregungen, mit denen ein so riesiges Amt, wie das eines Jesuitengenerals, verbunden war, entkräftigten nach und nach seine von Haus aus sehr starke Persönlichkeit, und er sah sich daher genöthigt, zu Anfang des Jahres 1556 einen großen Theil seiner Geschäfte dem Pater Hieronymus Natalis, den die damals in Rom anwesenden Professen zu seinem Vicar erwählten, zu überlassen. Er selbst zog sich sofort auf ein Landhaus bei Rom, das ihm ein reicher Gönner Namens Ludwig Mendoza schenkte *), zurück, um allda seiner Gesundheit zu pflegen; allein die

*) Dasselbe lag ganz nahe bei den schönen Ruinen der Villa des Mäcen, und war nicht nur prachtvoll eingerichtet, sondern auch von einem herrlichen

Schwäche nahm gegen den Sommer hin so zu, daß er sich schnellstens wieder nach Rom zurückbringen ließ, denn er wollte im Professhaus mitten unter den Seinigen sterben. Dort Ende Juli angekommen, dictirte er seinem Secretär, dem Pater Giovanni Polenco, seinen letzten Willen, nahm dann von der Welt und seinen Gefährten Abschied, und ging am Freitag den 31. Juli, eine Stunde nach Aufgang der Sonne, in seinem fünfundsechzigsten Jahre, also fünfunddreißig Jahre nach seiner Verwundung und Bekehrung, zur ewigen Ruhe ein, trotzdem sein Leibarzt, der berühmte Doctor Alexander Petronius, nur wenige Stunden zuvor seinen Zustand für nicht besonders gefährlich bezeichnet hatte.

Nur vier seiner ersten Gefährten waren bei seinem Tode anwesend: Rodriguez, Salmeron, Lainez und Bobadilla; die übrigen hielt ihr Beruf in entlegenen Landen ferne, oder hatte sie, wie den Lejay und Lefèvre, der Tod schon zuvor ereilt. Aber aus den ursprünglichen neun Genossen sind es schon deren Tausende geworden, und bereits in zwölf Provinzen: in Italien, Portugal, Sicilien, Oberdeutschland, Niederdeutschland, Frankreich, Arragonien, Castilien, Andalusien, Indien, Aethiopien und Brasilien hat sich der Orden häuslich niedergelassen *). Unglaubliches war von Loyola in verhältnißmäßig überaus kurzer Zeit geschaffen worden, freilich nicht sowohl durch seinen Verstand und seine Klugheit — in dieser Richtung zeichnete er sich, wie der Leser aus der ganzen Darstellung längst ersehen haben wird, nicht besonders oder wenigstens nicht übermäßig aus; allein Lainez ersetzte, was ihm hierin abging, mehr als doppelt oder dreifach, und das Genie eines Salmeron und Lefèvre war auch nicht zu verachten —, als vielmehr durch seine Begeisterung, seine Energie, seine Beharrlichkeit, seinen Ehrgeiz, seinen eisernen Willen, seinen glühenden Eifer und schließlich durch jene heldenmäßige, soldatische Kühnheit, welche dem von ihm gestifteten Orden einen ganz eigenen Geist einhauchte. Doch — ob er deßwegen ein wirklich großer Mann

---

Park umgeben. Somit scheint es der gute Ignaz am Ende seines Lebens mit dem Gelübde der Armuth nicht mehr so gar streng genommen zu haben.

*) Das Nähere hierüber steht im nächsten Buche zu lesen und auf dieses verweise ich daher den Wißbegierigen.

gewesen, ob er es verdiente, mit den außerordentlichsten aller Genies, welche die Welt hervorbrachte, in Parallele gestellt zu werden, wie die Jesuiten thaten, darüber überlasse ich das Urtheil dem Leser selbst *). Ich für meine Person begnüge mich, das zu referiren, was mit Ignatius nach seinem Tode vorging, denn ich setze voraus,

---

*) Wie gränzenlos hoch die Jesuiten ihren Stifter stellten, dafür liegt der Beweis in der Grabschrift, welche die niederländischen Mitglieder der Gesellschaft ihm auf sein ihm anno 1640 errichtetes Denkmal schrieben und der Curiosität halber, setze ich sie in der Urschrift hierher:

Cujus animus
Vastissimo coerceri non potuit unius orbis ambitu,
Ejus Corpus
Humili hoc augustoque tumulo continetur.
Qui magnum aut *Pompejum*, aut *Caesarem*, aut *Alexandrum* cogitas,
Aperi oculos veritati,
Majorem his omnibus leges
Ignatium.
Non coerceri maximo, contineri tamen a minimo, divinum est.
Ignatio
Virtute maximo, submissione minimo
Totius orbis locus angustus est.
Hinc animum gerens mundo majorem
Plus ultra unius orbis et aevi terminos saepe quaesivit,
Quo opera suae pietatis extenderet;
Inde de se cogitationem habens minimo minorem,
Minus citra communis sepulcri latebras semper optavit,
Quo inhumati corporis pondus abjiceret.
Coelum animo, Roma corpori
Illi ad majorem Dei gloriam summa spectanti
Aliquid summo majus attribuit:
Huic ad majorem sui objectionem ima spectanti,
Modum posuit mediumque virtutis.
Anno M.CD.XCI. in arce **Lojolae** loco apud *Cantabros* illustri
Mortalium plane bono et juvantis hominibus vere natus,
Suae primum gloriae cupidus, in aula et campo Catholici regis,
Naturae dedit, quod dein divinae tantum gloriae studiosus,
Sanctioribus in castris, saluti et gratiae consecraret.
Cum hostes adversus innumeros unus prope *Pompejopolim* tueretur,
Idem Sauli instar et Pauli, vi, non virtute, victus
Ita cecidit, ut optandus fuisse casus, non fugiendus,
Etiam **Ignatio,** videretur: arcem perdidit; servavit ecclesiam.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

daß der Leser nicht geringes Interesse haben dürfte, auch dieses zu erfahren, da es nicht allzuviele Menschen gibt, die auch „nach dem Gestorbensein" noch eine Geschichte haben.

Ex eo non jam suus,
Sed ejus, qui stantem tormento perculit,
Ut prodigio fulciret abjectum,
Sacramentum, quod mundo dixerat, Christo dedit.
Per militiae sanctioris asperrima rudimenta,
er insidias daemonum, per oppugnationes hominum,
Per conjurata in unum omnia
Factus Dux e milite, ex tirone veteranus,
Jesu nomine, non suo,
Legionem in ecclesia Dei fortissimam conscripsit,
Quae vitam pro divini cultus incremento paciscens
In Romani Pontificis verba juraret.
Hic ille est, in quo ostendit Deus,
Quantum ei curae sit ecclesiae securitas,
In quo miserantis Dei bonitatem atque potentiam
Ecclesia catholica veneratur.
Quem prostratum tamquam Paulum erexit Deus,
Ut nomen suum coram gentibus populisque portaret:
Quem praelegit Dominus, ut eorum Dux foret,
Qui sui in terris Vicarii authoritatem defenderent,
Et Rebelles haereticos ad unitatem fidei revocarent.
Quem suo *Jesu* commendavit Pater aeternus;
Cui ipse *Jesus* se propitium fore promisit,
Quem spiritus sanctus omnium virtutum genere decoravit:
Quem praesens toties et propitia virgo Mater dilexit ut filium,
Erudivit ut alumnum, defendit ut clientem.
Qui Dei amans, non coeli, osor mundi, non hominum,
Paratus pro his excludi gloria, pro illo damnari poena;
Mortalis apud homines vitae non prodigus, sed contemtor;
Vitalis apud inferos mortis non metuens, sed securus,
Profuit vivus mortuis, quos revocavit ad vitam;
Mortuus vivis, quos servavit a morte;
Utrisque se partem exhibens;
Dignus haberi potuit *Jesu* nomine,
Qui praeter Dei gloriam et salutem hominum nil quaesivit.
Anno M.D.LVI. prid. Kalendas Augustas
Nutu summi Imperatoris jussus a statione decedere,
Curam mortalium quam vivus habuerat,
Etiam mortuus non amisit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ignaz hatte bei Lebszeiten oft und viel verlangt, daß man dereinstens seinen Leichnam auf einen Schindanger werfen solle, um von den Raubvögeln und wilden Thieren zerrissen zu werden, „denn derselbe sei ja doch nicht mehr, als ein wenig Koth und ein abscheulicher Misthaufen"; allein hierin gehorchten ihm seine Genossen nicht. Sie beerdigten ihn vielmehr am Samstag den 1. August mit großem Pompe in der ihnen angehörigen Kirche Maria da Strada und da blieb der Sarg bis zum Jahre 1587, wo er auf Befehl des Generals Aquaviva am 19. November mit einem noch viel größeren Pompe in die von dem Cardinal Alexander Farnese neu erbaute prächtige Jesuskirche gebracht wurde. Weil nun aber bei dieser Leichenübersiedelung verschiedene Wunder geschehen und auch nachher eine Menge von Kranken geheilt worden sein sollen, die seinen Namen anriefen, so sprach Paul V. den Verstorbenen anno 1609 selig und dreizehn Jahre später, anno 1622,

---

Coelo transscriptus, sed propensus in terras;
Animarum avidus, etiam cum Deo plenus;
Ecclesiae triumphantis socius, pro militante solicitus,
Quod unum potuit
Corpus suum pignus animi fideique depositum hic reliquit;
Cui ne quid deesset ad gloriam,
Non semel angelicos inter cantus submissa de Coelo lumina micuerunt.
Age, quisquis haec leges,
Beatos immortalis viri et patris communis omnium cineres venerare,
Hos tu, cum videris, religiose cole,
Cum habueris, pie complectere;
Et latere sub his, etiam nunc, suam ignem,
Hoc est, servientem humanae vitae et saluti
Ignatium deprehendes.
Virit annis quinque et sexaginta inter mortales,
Octoginta quatuor inter immortales.
A Gregorio XV. Catholicis aris solenniter additus anno hujus Saec. XXII.
A Deo perinni gloria coelitum ultra omne saeculum feliciter cumulandus.
Hoc sui animi et venerationis perpetuae monumentum
Non structum auro vel marmore;
Sed tenaci grataque memoria consecratum
Optimo Maximoque, post Deum, Patri
Minima *Jesu* Societas
M.D.C.XL. Anno suo Saeculari primo posuit, dedicavit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wurde er von Gregor XV. gar unter die Heiligen versetzt. Seit dieser Zeit hat man ihm eine Menge von Altären gewidmet, im Ganzen über zweitausend, und überdem erbaute man ihm nicht weniger als ein halbhundert Kirchen, von denen einige — besonders die vom Cardinal Ludovico Ludovisi in Rom neben dem Collegium romanum anno 1626 errichtete — wahre Prachtbauten sind; ein Gegenstand besonders großer Verehrung aber wurde der Altar der Kirche von Azpeitia, vor welchem er getauft worden war, und noch mehr galt dieß von dem alten Schloß Loyola, welchem die Jesuiten, nachdem sie es von der Königin von Spanien, Maria Anna von Oesterreich, die es deßwegen anno 1695 kaufte, zum Geschenk erhalten hatten, den Namen „Santa Casa", d. i. das „heilige Haus" beilegten. Ja, mit diesem bereits schon mehr als tollen Cultus waren die Jesuiten noch nicht einmal zufrieden, sondern sie erklärten ihren heiligen Ignaz frischweg für gleich viel werth, als die Apostel, und setzten dann noch hinzu, daß derselbe im Himmel mit Niemanden Umgang pflege, als mit Päbsten wie der heilige Petrus, mit Kaiserinnen wie die Jungfrau Maria, und mit souverainen Monarchen wie Gott der Vater und sein Sohn Jesus Christus!

Solch' große Ehre widerfuhr dem Ignaz von Loyola nach seinem Tode, eine Ehre, die freilich von Vielen für die Ausgeburt von Wahnsinnigen angesehen werden wird!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zweites Buch.

Die Klugheit der Jesuiten

und

das Riesenmäßige ihres Wachsthums.

Motto: Figlia son d'un Soldato, odio la pace;
Nacqui fra l'armi, ho la pieta sbandita.
Mi fu Madre crudel una ferita,
Onde la Morte ed il Sangue d'altrui mi piace.
Son barbara, son cruda, e son repace,
E nell' armi avezzai l'alma in fierita.
E se in mezzo alle stragi ebbi la Vita,
Porto vo unque men vado, e ferro e foce.
Non conosco altro Dio, ch'il proprio orgoglio,
L'issesse Monarchie per me son dome,
E nel hipocrisia ho quel che voglio.
Deludo il Monat ognor; Me si sa come
Compagnia di Giesu, chiamarmi foglio,
E non ho di Giesu, ch'il nudo nome.

Zu deutsch:

Eines Kriegers Tochter bin ich, unter Waffengetös geboren,
Drum hab' ich dem Mitleid ewigen Haß geschworen.

Soldatengrimm sog ich ein von der Mutter Brust,
Drum ist Mord und Blutvergießen meiner Augen Lust.
Das Feldlager war der Zuchtmeister meiner Jugend,
Was weiß ich also vom Recht und sonstiger Tugend?
Rauben und Plündern ist eines Kriegsmanns Zeitvertreib,
Wer sich sträubt, dem sticht man den Dolch in den Leib.'
Keinen andern Gott kenn' ich, als meinen eignen Willen,
Mit Feuer und Schwert thu' ich meinen Ehrgeiz stillen.
Wag's, du Thor, und stell' dich mir zuwider,
Und wärst du ein König, ich mach' dich nieder.
Und hilft nicht Gewalt, so hilft mir doch List,
Und ich stell' mich, als wär' ich der beste Christ,
In der Heuchelei, da bin ich Meister; ich betrüg'
Selbst den Teufel, und meine allerärgste Lüg'
Ist die, daß ich mich nenne „Gesellschaft Jesu, Jesu Streiter",
Denn von Jesus hab' ich blos den Namen, sonst nichts weiter.

(**Fliegendes Blatt**
aus dem 17. Jahrhundert.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erstes Kapitel.

Die jesuitischen Missionen in fernen Welttheilen.

I. Die jesuitischen Missionen in Asien.

Der Sage nach war es der Apostel Thomas, der das Christenthum in Indien zuerst verbreitete; nach Andern jedoch gebührt diese Ehre einem reichen Kaufmann mit Namen Max Thomas, der im 6. Jahrhundert, zur Zeit des großen Kaisers Ceram Perumal, des Gründers von Calicut, lebte und durch seine vielen Handelsreisen, die er bis nach Constantinopel hin ausdehnte, mit den Lehren Jesu Christi bekannt wurde. Sei dem nun wie ihm wolle — so viel ist sicher, daß die Portugiesen, als sie unter dem berühmten Alfonso de Albuquerque, dem portugiesischen Mars und langjährigen Vicekönig von Indien, ganz Malabar mit Goa, Ceylon, Malakka und den Sundainseln eroberten — den Weg nach Asien, um das Cap der guten Hoffnung herum, hatten sie bekanntlich schon zur Zeit der Entdeckung von Amerika unter der Führung Vasco de Gama's gefunden —, daselbst bereits Christen vorfanden, obwohl allerdings keine Christen „nach römisch-katholischem Zuschnitt des 15. Jahrhunderts". Im Gegentheil muß in ihrem Glauben wie in ihren Gebräuchen viel „Heidnisches" mitunter gelaufen sein, denn die damals wie jetzt sehr gut katholischen Beherrscher Portugals nahmen einen starken Anstoß an „dieser"

Sorte von Christenthum und schickten Franciskanermönche nach Goa, um von hier aus — Goa war der Mittelpunkt und die Hauptstadt all' ihrer weitläuftigen Besitzungen in Ostindien — das „rechte", d. i. das römisch-katholische Glaubenssystem zu verbreiten. Zu derartigen Geschäften haben übrigens die Franciskaner von jeher nur sehr wenig gepaßt, und auch dießmal bewiesen sie auf's eklatanteste, daß „das Bekehren" oder „die Mission unter den Heiden", wie man sich auszudrücken beliebte, keineswegs ihre starke Seite sei, obwohl die Statthalter und Vicekönige von Indien ihnen die Bayonnette ihrer militärischen Macht ganz und gar zur Disposition stellten. Ihre Fortschritte waren also gering und außer in Goa selbst, allwo ein Bisthum errichtet wurde, wollte der katholische Glauben nirgends einen gedeihlichen Grund und Boden fassen. Vielmehr zogen es die Indier vor, Indier zu bleiben, d. h. ihren Gott nach der von ihren Vätern und Urvätern hergebrachten Weise zu verehren, und wenn auch die Wenigen, welche bereits als sogenannte Christen vorgefunden worden waren, sich sofort „auf soldatisches Zureden" in päbstliche Katholiken verwandelten, so zeigte sich die große Masse der Brahma- und Wischnu-Anbeter um so halsstarriger.

Dieser Zustand der Dinge wollte nun den Königen von Portugal ganz und gar nicht gefallen, und namentlich nahm Johann III., der von 1521—1557 regierte, großen Anstoß daran, denn derselbe war nicht nur von einer fast außerordentlichen Andacht für Rom und das Pabstthum durchdrungen, sondern er glaubte auch zuversichtlich, daß die Bewohner der seinem Scepter neu unterworfenen Provinzen so lange keine guten portugiesischen Unterthanen werden würden, bis sie vor demselben Kreuze niederfielen, vor welchem die Portugiesen selbst knieten. Da hörte nun besagter Johann III. von dem neuen Orden, den Ignatius von Loyola eben im Begriff war, in Rom zu stiften, von einem Orden, als dessen Hauptziel „die Bekehrung der Ungläubigen" genannt wurde, und alsbald verlangte er durch seinen in Rom befindlichen Gesandten von Loyola eine gehörige Anzahl von Missionären, um dieselben nach Indien zu schicken. Ja, er hätte es gerne gesehen, wenn der Stifter der Gesellschaft Jesu in eigener Person und begleitet von allen seinen Gefährten dahin abgegangen wäre, indem er den festen Glauben hatte,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

daß: „die Streiter Christi für nichts anderes Sinn haben könnten, denn nur allein für die Christianisirung der sämmtlichen Götzendiener der ganzen Welt." Damit war jedoch Loyola durchaus nicht einverstanden, und blieb nicht nur selbst in Rom, um von da aus seine Gesellschaft zu regieren, sondern erklärte auch dem portugiesischen König, daß er ihm blos zwei seiner Gefährten, den Simon Rodriguez und den Franz Xavier abtreten könne, „da er die Anderen zu anderen Zwecken brauche." Solches geschah im Sommer 1540 und die beiden genannten Männer machten sich sofort nach Lissabon auf den Weg, woselbst sie der Monarch äußerst zuvorkommend aufnahm. Nach Indien konnten sie übrigens nicht sogleich abgehen, weil die dahin alljährlich bestimmte Flotte bereits die Anker gelichtet hatte; allein sie hätten sehr unrecht gethan, wenn sie diesen, dem Anschein nach widerwärtigen Zwischenfall, nicht aus vollem Herzen gesegnet haben würden, denn sie erwarben sich während ihres Aufenthalts in Lissabon die Gunst Johann's III. in einem solch' hohen Grade, daß derselbe sie gar nicht mehr von sich lassen wollte. Auch ließ er nicht ab, bis wenigstens Einer von ihnen, Rodriguez — natürlich mit der Erlaubniß Loyola's — seinen stabilen Aufenthalt in Lissabon nahm; den Franz Xavier aber, bei dem der Bekehrungseifer alle anderen Rücksichten überwog und der also durch nichts von der Reise nach Indien abzuhalten war, versah der Monarch auf's beste mit päbstlichen Breven, die er von Paul III. für ihn auswirkte, so wie mit Vollmachtsbriefen, die er selbst ausstellte. In dem einen dieser Breven erhielt Franz Xavier die Bestallung als „Nuntius apostolicus", d. i. als Stellvertreter des Pabstes für ganz Indien; in einem zweiten ward ihm das Recht zuertheilt, zur Bekehrung der Heiden alle weltliche Gewalt der portugiesischen Behörden in den asiatischen Colonien in Anspruch zu nehmen; in einem dritten Schreiben endlich empfahl ihn König Johann selbst allen hohen Häuptern, Fürsten und Regierungen vom Cap der guten Hoffnung an bis zum Ganges auf's angelegentlichste. Also gut versehen reiste Franz Xavier am 7. April 1541 mit der nach Indien bestimmten Königlichen Flotte von Lissabon ab und das Herz schwoll ihm voll froher Hoffnungen über die Siege, welche er der Fahne Christi unter den Ungläubigen erfechten wollte. Eins aber hatte er dabei vergessen und, wie ich meine, die Haupt-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sache: das nämlich, daß er sich nicht einmal vorher die Mühe gab, die Sprache der Völkerschaften, welche er zu bekehren auszog, wenn auch nur oberflächlich, zu erlernen." Gott gibt's den Seinen im Schlaf", dachte er, und — konnte denn nicht der heilige Geist ihm zu lieb ein Wunder thun?

Die Reise nach Indien ging nur sehr langsam von Statten, und da man gezwungen war, einen sechsmonatlichen, unfreiwilligen Aufenthalt in Mozambique zu nehmen, so langte die Flotte erst nach 13 Monaten, am 6. Mai 1542, im Hafen von Goa an. Um so eifriger machte sich Franz Xavier an seine Aufgabe, und das erste war, daß er sich, obwohl ihm der Gouverneur der Stadt eine Königliche Equipage, so wie eine fürstliche Wohnung zur Disposition stellte, alsobald in den Spital begab, um daselbst die Kranken zu pflegen und sich vom öffentlichen Almosen zu nähren. Damit war jedoch für seinen eigentlichen Zweck, die Mission unter den Heiden, wenig oder nichts gethan, und somit stellte sich Xavier nach einiger Zeit dem Bischofe von Goa vor, um ihm seine mitgebrachten Vollmachten zu weisen und ihn zugleich demüthig um Erlaubniß zu bitten, sich ihrer zur Bekehrung der Ungläubigen bedienen zu dürfen. Dieser Erlaubniß hätte er allerdings nicht bedurft, da er ja als päbstlicher Nuntius über dem Bischofe stand; allein es lag ihm daran, sich der Gunst des Bischofs zu versichern, da dieser — er hieß Don Juan von Albuquerque — aus einem gar mächtigen Hause stammte und einen großen Einfluß sowohl in Goa als in Portugal selbst hatte. In der That gelang es ihm auch, den Don Juan ganz für sich zu gewinnen, und das Bekehrungswerk konnte also ohne Weiteres beginnen; allein — mein Gott, welcher Unstern! Die dummen Indier verstanden kein Wort von Allem, was er an sie hinschwatzte, und der heilige Geist „mit der Gabe der Sprachen" stellte sich auch nicht ein. Da kam ihm denn endlich doch das Bewußtsein, daß er nichts ausrichten könne, so lange er die Sprache des Landes nicht verstehe, und somit widmete er sich nun mit allem Eifer dem Studium des Hinduischen. Allein über diesem Studium vergaß er es keineswegs, sich auch anderweitig thätig zu erweisen und namentlich bewies er seinen Beruf zum Jesuitismus durch die kluge Weise, mit der er sich sofort in den Besitz eines Col-

legiums, des ersten in der Heidenwelt, zu setzen wußte. Es besaßen nämlich die paar Franziskanermönche, welche sich noch zu Goa befanden, ein Seminarium, in welchem sie einigen wenigen eingebornen Jünglingen Unterricht in der römisch-katholischen Religion ertheilten, und dieses Seminarium stach dem Xavier schon deßwegen außerordentlich in die Augen, weil dasselbe ganz dazu angethan schien, ihm und seinem Wirken für die Zukunft Concurrenz machen zu wollen. Er machte sich also an den Superior der Anstalt, den Bruder Jaques Borbona, wies ihm seine päbstlichen Breves und drang so lange in ihn, bis derselbe nicht nur das Haus mit allem, was dran hing, dem Orden der Gesellschaft Jesu übergab, sondern auch selbst in eigener Person sich als Mitglied aufnehmen ließ. Freilich auf nicht ganz uneigennützige Weise, denn er machte zur Bedingung, daß er lebenslänglicher Rector der Anstalt verbleiben sollte; allein was lag dem Xavier hieran? Er hatte nun doch die Concurrenten beseitigt und zugleich den Ruhm, das bisherige Seminarium „Santa-Fé" in ein Collegium des heiligen Paulus umwandeln zu dürfen! Im Uebrigen sorgte er auch dafür, daß das bisher sehr kleine und ärmliche Institut sich bald in eine der reichsten und glänzendsten Unterrichtsanstalten verwandelte und zwar nicht sowohl durch freiwillige Gaben der Liebe, die er erbettelte, als vielmehr dadurch, daß er mit Hülfe der vicekönigliechen Truppen die heidnischen Götzentempel in der Umgebung von Goa einriß und deren ziemlich bedeutendes Vermögen dem neuen Collegium als Eigenthum zuwies.

Sobald Xaver das Hinduische und Malayische so weit inne hatte, daß er sich wenigstens halbwegs verständlich machen konnte, verließ er Goa, um an der sogenannten „Perlenküste" in Malabar das Evangelium zu predigen, denn obwohl die Portugiesen das ganze Land unterjocht und große und reiche Besitzungen allda inne hatten, so gehörten doch die Einwohner immer noch dem krassesten Heidenthum an, und es ließ sich also hier, wenn man es geschickt angriff, etwas Erkleckliches leisten. Wie griff er dieß nun übrigens an? Wahrhaftig auf eine ganz eigenthümliche Weise, über welche unsere jetzigen Missionäre nicht wenig die Nase rümpfen möchten. Er kaufte sich nämlich eine große Schelle, lief mit derselben bewaffnet am hellen Mittage in den Straßen herum und läutete so

lange, bis ihm ein Trupp Kinder und sonstiger Neugierigen lachend und johlend nachzog. Wenn sich aber dann ein ansehnliches Auditorium gesammelt hatte, so stellte er sich auf einen Stein und begann sofort seine aus der Landessprache, sowie aus lateinischen, spanischen, italienischen und französischen Brocken zusammengewürfelte Predigt, zu der er unendlich viel mit Händen und Füßen agirte. Zuletzt zog er ein großes Kreuz hervor, küßte es andächtig, forderte die Umstehenden auf, dasselbe zu thun, und beschenkte diejenigen, die dieß thaten, mit einem hübschen Rosenkranze, deren er viele Tausende von Portugal mitgebracht hatte. Das war jedoch nur der erste Theil seiner Bekehrungsmethode. Der zweite, noch weit wirksamere bestand darin, daß er mit Hülfe portugiesischer Soldaten, die er requirirte, die einheimischen Tempel einreißen und die darin befindlichen Götzen in Stücke zerschlagen ließ, natürlich aber nicht, ohne an ihrer Statt eine christliche Kapelle mit dem Jesusbilde und Kreuz und daneben ein luftiges Bambusrohrgebäude zum Unterricht für die Jugend zu errichten. Er wußte nämlich aus Erfahrung gar wohl, welchen Eindruck ein feierlicher Gottesdienst mit dem Meßopfer auf die phantasiereichen Gemüther der Orientalen machen mußte, und eben so gut war ihm bekannt, daß die Bekehrung eines Landes nur dann eine nachhaltige genannt werden kann, wenn der Grundstock der Bevölkerung, die heranwachsende Jugend, für dieselbe gewonnen ist. Aus diesem Grund warf er sich mit allem Eifer auf den Unterricht und er brachte auch wirklich sehr viele der einheimischen Knaben und Mädchen theils durch freundliche Geschenke, theils durch die Furcht vor den portugiesischen Soldaten, welche die Götzentempel zertrümmerten, dazu, seine Schule zu besuchen; hier aber machte es ihnen der Missionär ganz leicht, denn er dachte nicht entfernt daran, sie mit den Grundlehren des Christenthums bekannt zu machen, sondern er begnügte sich damit, wenn sie das Paternoster nebst dem Credo hersagen lernten und es verstanden, die Arme demüthig über der Brust zu kreuzen. Waren sie so weit, so nahm sie Xavier durch einen feierlichen Taufakt unter die Christenheit auf und bald konnte er sich rühmen, eine recht hübsche Anzahl von Seelen für sein Himmelreich gewonnen zu haben.

Trotzdem ging es ihm viel zu langsam mit der Bekehrung, und er verschrieb sich deßhalb von seinem General schon im ersten

Jahre seines Aufenthaltes in Indien eine Anzahl von Gehülfen. Loyola willfahrte ihm auch auf's bereitwilligste und sandte ihm deren über zwanzig, fast lauter Portugiesen, die Rodriguez für den Orden neu gewonnen hatte, darunter die Patres Anton Criminal, Anton Gomez, Caspar Bergäus, Paulus Camerti, Alonzo Cyprius, Melchior Gonzales und Franciskus Peren, welche alle später mehr oder minder berühmt wurden. Nun erst konnte man das Bekehrungswerk im Großen treiben und es wurden in den nächsten sechs Jahren fast überall, wo die Portugiesen ihre Fahnen wehen hatten, insbesondere in Ceylon, Cochin, Nagapatman, Meliapur, Malacca und Ternate, größere oder kleinere Schulen errichtet; die Hauptpflegschule für die Heranbildung „eingeborner" Missionäre aber war das Collegium von Goa, in welches Xavier sofort nach Ankunft der neuen Gehülfen aus Europa hundert und zwanzig Söhne vornehmer Hindus mit militärischer Gewalt hineintrieb, um sie zu künftigen Bekehrern ihrer Landsleute zu erziehen. Ueberhaupt läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß die Gewalt der portugiesischen Bajonette, sowie noch mehr die Furcht vor denselben nicht wenig zu den großen Erfolgen, welche Franz Xavier mit seinen Gehülfen erreichte, beitrugen*) und dieser Umstand schmälert den Ruhm des großen Heidenapostels, der manchmal Abends vom Taufen so müde gewesen sein soll, daß er den Arm kaum mehr rühren konnte, um ein bedeutendes. Noch mehr Eintrag thut es diesem Ruhm, daß die Getauften oder Bekehrten eigentlich keine Christen wurden, sondern nach wie vor Heiden blieben. Freilich das Credo konnten sie hersagen und überdem war das Wasser der christlichen Taufe über sie ausgeschüttet worden, sowie sie sich auch darauf verstehen lernten, bei Prozessionen mitzuwirken, einige Hymnen zu singen und was dergleichen Aeußerlichkeiten mehr sind. In der That und Wahrheit aber behielten sie ihre sämmtlichen früheren

*) So wurde z. B. der König von Condi auf Ceylon mit Waffengewalt zur Annahme des Kreuzes gezwungen und sowie er getauft war, mußte er auf Xaviers Befehl seine Statthalter und Gouverneure dahin instruiren, daß sie jeden dem Taufact widerstrebenden Unterthan mit Vermögensconfiscation zu bestrafen hätten. Da war's nun leicht, alle Tage Tausende für's Christenthum zu gewinnen!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sitten, Gewohnheiten, Bräuche und Vorstellungen bei und wenn daher die Herren Padri — so nannte man die christlichen Missionäre — sich aus einer neu bekehrten Gegend, in der Meinung, dieselbe sei dem Christenthum vollkommen gewonnen, wieder entfernten, um anderswo das Bekehrungswerk fortzusetzen, so fiel es den einheimischen Priestern, den Braminen, nicht im mindesten schwer, die Leute wieder zu der Religion zurückzuführen, in welcher sie geboren und erzogen worden waren. Das war nun ein arger Uebelstand und einer von Xaviers Gefährten, Anton Criminal, der auf dem Cap Comorin Proselyten warb, wurde deßhalb so wüthend auf die Braminen, daß er sie mit der unmenschlichsten Grausamkeit verfolgte. Diese aber riefen sofort in der Verzweiflung einen von den Portugiesen noch nicht unterworfenen Volksstamm zu Hülfe, gegen welchen Criminal mit seiner Handvoll Soldaten, die ihm der Gouverneur von Goa mitgegeben hatte, sehr in der Minderzahl war. Darum wurden auch, als es gleich darauf zur Schlacht kam, alle Portugiesen, den Criminal selbst nicht ausgenommen,*) niedergemetzelt und es vergieng nachher eine geraume Zeit, bis sich wieder ein Missionar nach Comorin wagte. Eine Besserung ihrer Lage bereiteten sich übrigens die Braminen durch diesen kräftigen Widerstand keineswegs, sondern sie verschlimmerten dieselbe vielmehr bedeutend, denn Franz Xavier nahm davon Veranlassung in Goa nach dem Muster der spanischen Inquisition ein Religionstribunal zu errichten, das von nun an unterstützt von den portugiesischen Waffen, über welche Xavier ohne Widerspruch gebieten konnte,**) mit der furchtbarsten Strenge gegen alle diejenigen verfuhr, welche der Ausbreitung des Christenthums ein Hinderniß in den Weg legten oder gar getaufte Eingeborene zur alten Götzen-

---

*) Vier Lanzenstiche durchbohrten das Herz Criminals und wie er todt war, schnitt man ihm noch extra den Kopf ab — so sehr haßten ihn die Braminen; die Jesuiten aber machten aus ihm den ersten Märtyrer des Ordens und wenig fehlte, so hätte man ihn unter die Heiligen versetzt.

**) Die portugiesischen Gouverneure und Statthalter leisteten dem großen Heidenbekehrer schon deßwegen allen Beistand, weil sie wußten, daß sie derselbe sonst bei dem König Johann III. denuncire; wer aber denuncirt war, der durfte sicher sein, seine Stelle zu verlieren und zur Verantwortung nach Lissabon zurückberufen zu werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dienerei verleiteten. Unzählige Braminen — und unter ihnen gerade die reichsten — verloren daher ihr Leben durch Henkershand oder wurden sie wenigstens des Landes verwiesen, um ihr Vermögen zum Vortheil des Ordens einziehen zu können, und so hörte nach und nach aller Widerstand gegen die Annahme des Christenthums in den sämmtlichen von Portugal unterjochten Ländern von selbst auf. Natürlich — die verweichlichten Hindus zogen es vor sich taufen zu lassen, statt mit den Gefängnissen der Inquisition Bekanntschaft zu machen oder gar das Risico zu unternehmen, an einem langsamen Feuer lebendig gebraten zu werden!

Auf diese Art trieb es Franz Xavier mit seinen Gefährten in Indien und die Folge davon war, daß an allen gelegeneren Plätzen Jesuitencollegien entstanden, welche man mit dem Vermögen der getödteten oder verbannten Ketzer bereicherte. Noch zahlreicher waren die Kirchen, die man errichtete, denn man scheute sich bald nicht mehr, die sämmtlichen heidnischen Tempel, zu denen man vordringen konnte, mit Feuer und Schwert zu zerstören, und es scheint also fast, als ob die Jesuiten sich hiebei das grausame Verfahren Karls des Großen gegen die Sachsen zum Beispiel genommen hätten. Nachdem er es nun aber so weit gebracht hatte, dachte Xavier, es seie Zeit, seine christlichen Eroberungen noch etwas weiter auszudehnen, und hierin bestärkte ihn die Bekanntschaft, welche er im Jahre 1549 mit einem Japanesen machte. Letzterer nämlich, ein, wie es scheint, von guter Familie stammender, aber auch ziemlich durchtriebener Geselle, Namens Anger, welcher überdem noch einen Mord auf dem Gewissen hatte, wußte dem Xavier so unendlich viel Vortheilhaftes von Japan zu erzählen, daß letzterer sich alsbald vornahm, das große Kaiserthum mit seinen Millionen von Bewohnern zu bekehren und dessen ungeheure Reichthümer für den Orden Jesu in Anspruch zu nehmen. Er begann also damit, daß er den Anger taufte — derselbe erhielt in der Taufe den Namen „Paul de Saint Foi" — und dann nach Goa reiste, um dafür zu sorgen, daß die dortigen Angelegenheiten während seiner Abwesenheit nicht in Unordnung geriethen. Nachdem er aber dieses zu Stande gebracht und den Paul Camerti unter dem Titel eines Generalsuperiors zu seinem Stellvertreter, den Anton Gomez aber zum Rektor des bereits sehr einflußreich gewordenen Collegiums „vom

heiligen Paulus" ernannt hatte, schiffte er sich im Sommer 1549 in Begleitung Angers und des sehr eifrigen Paters Come von Torrez nach Japan ein und landete daselbst am 15. August, also am fünfzehnten Jahrestag des Gelübdes vom Montmartre, in dem Hafen von Canxawa oder Cangoxuma, der Hauptstadt des Königreichs Saxuma oder Hsuma. Nominell nämlich bildete Japan damals (wie auch jetzt noch) nur eine einzige Monarchie, und zwar ein Kaiserthum mit der Hauptstadt Miako, in welcher der Kaiser unter dem Namen eines Dairi oder Mikado thronte; allein das große Ganze war zu jener Zeit in verschiedene Provinzen oder Königreiche abgetheilt, deren Beherrscher factisch ganz unabhängig regierten, und eben eine dieser unabhängigen Provinzen bildete das Königreich Hsuma. Nun war der obgenannte Anger mit dem Beherrscher von Hsuma von früher her ziemlich befreundet, und in Folge dessen wurde Franz Xavier am Hofe nicht blos gastlich aufgenommen, sondern erhielt auch sogleich von dem sehr toleranten Könige die Erlaubniß, das Christenthum zu predigen. Von dieser Erlaubniß machte Xavier, wie man sich wohl denken kann, alsobald Gebrauch, allein leider nicht mit dem Erfolge, den er sich vorher versprochen hatte, denn einmal blieben seine Predigten den Zuhörern fast gänzlich unverständlich, da er das wenige Japanesische, welches er durch seinen Umgang mit Anger erschnappt hatte, in einem bunten Jargon mit Spanisch, Italienisch und Lateinisch mischte, und zum andern kamen seine Manieren (er trommelte die Leute ebenfalls mit der Schelle in der Hand zusammen, wie in Goa und Umgebung) den auf einer ziemlich hohen Stufe der Bildung stehenden Japanesen allzu possenreich und charlatanmäßig vor, als daß seine Worte hätten Eindruck machen können. Solches fühlte Xavier nach Verfluß einiger Zeit nur zu deutlich heraus und da er also begriff, daß er auf dem bisherigen Wege sein Ziel unmöglich erreichen könne, entschloß er sich kurzweg einen andern Menschen anzuziehen und aus einem Jesuiten ein Bonze zu werden.

„Ein Bonze?" fragt der Leser verwundert, aber er wird sich nicht mehr wundern, wenn er sich daran erinnert, daß die Bonzen niemand anders waren und sind, als die Oberpriester des in Japan bei weitem am meisten verbreiteten Cultus, des Buddhismus, und daß

dieser Buddhismus selbst in sehr vielen Dingen mit dem römisch-katholischen Kultus übereinstimmt. So gibt es hier wie dort Klöster mit Nonnen und Mönchen und selbst an Eremiten fehlt es nicht. So haben die Buddhisten, wie die Römisch-katholischen, einen Bilder- und Reliquiendienst nebst Prozessionen, Wallfahrten und Heiligenanrufung. So beten Beide den Rosenkranz und kasteien ihren Leib mit Fasten und anderen Entbehrungen. So scheren die Bonzen oder Lamas (wie man in Tibet sagt) das Haupt ganz wie die römischen Priester, und Beide müssen ihre Tage in ehelosem Zustande hinbringen. Dafür werden sie aber auch Beide vom Volke mit großer Verehrung behandelt und üben einen bedeutenden Einfluß auf dasselbe aus. Auf diese Art verhielt es sich in Japan mit der herrschenden Religion und was Wunder nun also, wenn Xavier sich entschloß in Kleidung, Sitten, Lebensweise und Manieren ein Bonze zu werden? Als „Jesuite" hatte er bisher nur Aergerniß gegeben; als „Bonze" aber hoffte er eben so gut Einfluß zu gewinnen, wie seine Collegen, und dann konnte er unter der Hand das Christenthum statt der Buddhistischen Vielgötterei einführen! Man sieht — sein Zweck war gut und darum genirte ihn auch die Unehrlichkeit des Mittels nicht im geringsten, wie denn die Jesuiten in dieser Beziehung nie scrupulös gewesen sind; allein sein Kunstgriff sollte ihn deßwegen doch nicht zum Ziele führen. Die rechtmäßigen Bonzen nämlich bewegten Himmel und Erde, um den gefährlichen Neuerer los zu werden und stellten dem Könige vor, daß dem Reiche die größte Gefahr drohe, wenn er einem elenden hergelaufenen Fremdling gestatte, den alten Schutzgöttern Japans Hohn zu sprechen und dafür einen andern bis jetzt ganz unbekannten Gott einzuführen, welcher keinen Nebengott dulden wolle. Auch fügten sie zu dieser Vorstellung noch die Drohung, die übrigen Könige Japans um Hülfe anzurufen, wenn Xavier nicht aus dem Reiche entfernt würde und wenig hätte gefehlt, so wäre durch ihre Aufwiegelung eine große Revolution entstanden. Unter solchen Umständen nun beschloß der König, von dem bisher befolgten Grundsatze der Toleranz abzugehen und erließ sofort ein Decret, worin er allen seinen Unterthanen die Annahme des Christenthums bei Todesstrafe verbot; dem Franz Xavier aber bedeutete er,

seine Staaten in kürzester Frist zu verlassen, wenn ihm anders etwas an seinem Leben liege.

Natürlich blieb jetzt dem großen Heidenbekehrer nichts übrig, als dem Befehle augenblicklich Folge zu leisten und er verließ also die Stadt Canxawa nach einem beinahe einjährigen Aufenthalt, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben. Allein wohin sich wenden? Nach Goa zurück, oder — auf die Gefahr hin, ebenso wie in Hsuma behandelt zu werden — in ein anderes japanesisches Königreich? Er brauchte übrigens nicht lange unschlüssig zu sein, denn er erfuhr gleich darauf, daß sich einige portugiesische Schiffe in dem Hafen von Firando, der Hauptstadt einer benachbarten Provinz gleichen Namens, befände, und da er nun natürlich hoffte, daß er unter dem Schutz dieser Schiffe von dem Könige von Firando etwas freundlicher behandelt werden würde, als von dem Beherrscher Hsumas, so machte er sich augenblicklich nach obgenannter Seestadt auf den Weg. Auch täuschte er sich in seiner Hoffnung durchaus nicht (um so weniger, als die beiden Könige von Firando und Hsuma Todfeinde waren) und es wurde ihm sofort die Erlaubniß gegeben, so viel Proselyten zu werben, als er nur könne; er aber benützte diese Erlaubniß so gut, daß er in Firando innerhalb zwanzig Tagen mehr Taufen verrichtete, als vorher in Canxowa in einem Jahre. So berichten wenigstens seine Biographen und wir lassen es dahingestellt, ob es sich so verhielt oder nicht. Thatsache aber ist, daß er doch daran verzweifelte, etwas Großartiges auszurichten, bis er den Dairi selbst in seiner Hauptstadt Miako bekehrt, oder wenigstens die Erlaubniß zum Bekehren von ihm ausgewirkt haben würde, und daß er sich deßhalb, den Come von Torrez zum Weiterwirken zurücklassend, schon nach einem Aufenthalt von wenigen Wochen dahin auf den Weg machte. Allein ging er aber deßwegen doch nicht, sondern er nahm vielmehr zwei neubekehrte Japanesen, mit Namen Matthias und Bernhard, mit und überdem begleitete ihn ein Dolmetscher, der Fernandez hieß. Nach vielen Fährlichkeiten und nachdem er unterwegs, wo er überall Proselyten zu machen versuchte, mehr als einmal nahe daran war, gesteinigt zu werden — es geht aus den Berichten seiner innigsten Anhänger klar hervor, daß man ihn nur deßwegen laufen ließ, weil man ihn für einen Narren hielt, denn Narrheit ist im Orient eine bessere

Schutzwehr, als irgend eine Waffe, — kam er endlich im Februar 1551 in der großen Hauptstadt Japans an und begab sich da sogleich auf den größten öffentlichen Platz, um den Leuten das Evangelium zu predigen. Aber was für eine Predigt war dieß? Mein Gott, man sollte es kaum für möglich halten, daß ein nur halbwegs vernünftiger Mensch glauben konnte, auf diese Weise irgend wen zu seiner Meinung zu bekehren! Zwar allerdings — den Hocus Pocus von Goa erlaubte er sich nicht zu wiederholen, aber er predigte vermittelst seines Dolmetschers, weil er noch immer das Japanesische allzuschlecht verstand, um auch nur ein paar zusammenhängende Sätze herausbringen zu können.*) Man denke sich nun das Lächerliche einer solchen Situation! Man denke sich ferner, daß der Dolmetscher Fernandez das Spanische sehr schlecht verstand und daher alles, was Xavier sagte, verkehrt vortrug! Wahrhaftig — es war kein Wunder, daß die Religion, die Xavier predigte, zum allgemeinen Spott wurde und daß derselbe sich nirgends öffentlich sehen lassen konnte, ohne von den Straßenjungen, die ihn für einen Tollwitzigen hielten, verfolgt zu werden. Trotz allem dem hatte er die Kühnheit, eine Audienz bei dem Kaiser zu begehren, allein er wurde einfach abgewiesen und hatte von den kaiserlichen Bediensteten zum Schaden auch noch den Spott. Somit blieb dem eifrigen Missionär nichts übrig, als sein Heil anderswo zu versuchen und er begab sich sofort nach Amanguchi, der Hauptstadt des Königreichs oder der Provinz Nangate. Leider jedoch sollte er auch hier nicht viel glücklichere Erfolge erzielen, obwohl er so klug war, in reicher Bonzenkleidung aufzutreten und dem Könige mehrere Präsente, wie z. B. eine hübsche Schlaguhr, ein wohlklingendes harmonisches Instrument und andere ähnliche Kleinlichkeiten zu übersenden. Die Japanesen blieben einmal dabei, den fremden Bonzen für einen Narren und ihre angestammte Religion für ver-

*) Xavier selbst schrieb wörtlich an Ignaz v. Loyola: „Wenn ich ihre (der Japanesen) Sprache verstünde, so zweifle ich nicht, daß recht viele Ungläubige die christliche Religion annehmen sollten. Wollte Gott, daß ich sie bald erlernete! Denn alsdann hätte ich Hoffnung, der Kirche einigen Dienst. zu erweisen. Gegenwärtig aber sind wir unter den Ungläubigen wie die Bildsäulen, die nicht reden können. Sie sprechen viel zu uns, aber wir können ihnen nicht antworten, weil wir nicht wissen, was sie uns sagen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nünftiger, als die von dem Narren gepredigte, zu halten! Nunmehr erfuhr aber Xavier, daß diese Religion eigentlich aus China stamme, und da er sofort calculirte, daß es ihm ein Leichtes sein müsse, das Kaiserthum Japan zu christianisiren, wenn er erst das besagte Stammland bekehrt haben würde, so entschloß er sich augenblicklich nach China aufzubrechen. Der Weg dahin führte ihn nach der Seestadt Bungo, der Residenz eines andern japanesischen Königs, und vor dieser lagen damals mehrere portugiesische Schiffe vor Anker, welche Eduard von Gama, ein Abkömmling des berühmten Vasco de Gama, befehligte. Das war ein Glück für Franz Xavier, denn Eduard Gama wußte genau, in welch' hoher Gunst der Missionär bei König Johann III. stehe, und nicht minder bekannt war ihm, daß die politische Klugheit es erfordere, das Missionswerk in Japan zu fördern, weil es nur dadurch möglich sei, dieses verschlossene Reich dem europäischen Handel zu öffnen. Demgemäß ward Xavier von ihm wie ein großer Herr mit Ehrenbezeugungen aller Art und unter dem Donner der Kanonen empfangen, und dieß hatte zur Folge, daß sich sofort der Beherrscher von Bungo darnach erkundigte, was diese Kanonenschüsse zu bedeuten hätten. Man sagte ihm, es geschehe alles einem heiligen europäischen Bonzen zu Ehren, der an Bord des Admiralschiffes gekommen sei, und setzte auf die Frage des Fürsten, ob er denn diesen berühmten Mann nicht zu sehen bekommen werde, hinzu, derselbe habe die Absicht, Seiner Majestät in den nächsten Tagen seine Aufwartung zu machen. In der That fand denn auch diese Aufwartung statt, aber nicht auf die gewöhnliche Weise, sondern mit einem solch großartigen Pompe, als man nur irgend möglich machen konnte. Alle Schiffe zogen ihre Flaggen auf, alle Kanonen wurden gelöst, die ganze Schiffsmannschaft wirkte mit und die sämmtlichen Officiere hatten sich in die höchste Galla geworfen.*) Mit einem Wort, es geschah Alles,

---

*) Der ganze Zug fuhr in drei festlich geschmückten Barken (man hatte über dieselben zierliche Zeltdächer ausgespannt und die Bänke mit den prächtigsten persischen Teppichen belegt) an's Land und jedes Boot führte seine eigene Musikbande, welche die herrlichsten Weisen blies, während die Kanoniere die Stücke lösten und die sämmtlichen Matrosen Hurrah schrieen. Am Land angekommen, stellte sich Eduard und Gama mit entblößtem Haupte und einem Mar-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

um die Einwohner nebst dem Könige von Bungo zu überzeugen, daß der Missionär Franz Xavier ein hochwichtiger Herr sei, und in der That wurde er auch in Folge dessen nicht nur von der ganzen staunenden Masse als der Großbonze von Europa angesehen, sondern von dem Regenten selbst mit ganz ungewöhnlicher Auszeichnung aufgenommen. Ueberdem erhielt er sogleich Erlaubniß, irgend wen und so viele er nur wollte, zum Christenthum zu bekehren, und von dieser Erlaubniß machte er natürlich den umfassendsten Gebrauch. Bald jedoch wendete sich das Blättlein wieder, denn die eingebornen Bonzen, befürchtend, etwas von ihrem bisherigen Einfluß zu verlieren, suchten das Volk gegen den „Bonzen von Chemachicogin" (so nannten sie Portugal) aufzuwiegeln und überdieß stellten sie dem Könige Himmel und Hölle vor, wie gefährlich die neue Lehre für den Staat sei. Ja als der König ihnen nicht sogleich willfahrte, weil er die Portugiesen nicht vor den Kopf stoßen wollte, beriefen sie gar eine Art Bonzenconcilium in der Stadt Bungo zusammen — es erschienen im Ganzen gegen dreitausend — und forderten den Fremdling auf, seine Lehrsätze vor dem versammelten Concil öffentlich zu vertheidigen. Dieses Religionsgespräch fand auch wirklich statt, blieb jedoch, wie man sich wohl denken kann, resultatlos. Mit andern Worten, es schrieb sich jede Parthei den Sieg zu und hatte dazu um so mehr Recht, als sie einander nicht einmal richtig verstanden. Das Volk aber scheint sich durchaus auf die Seite seiner eingebornen Priester gestellt zu haben und es entstand daher eine solche Gährung, daß die Portugiesen selbst, aus Furcht vor einer Revolution, auf die Entfernung Xaviers drangen.

---

schallsstab in der Hand, an die Spitze und ihm folgten ebenfalls entblößten Hauptes fünf der vornehmsten Portugiesen, welche die dem König von Bungo bestimmten Geschenke — ein mit ciselirtem Gold verziertes Scepter, eine herrlich eingebundene Bibel, schwarze mit Perlen gestickte Sammtpantoffel, die Jungfrau Maria in Oel gemalt und einen prächtigen Sonnenschirm — trugen. Drauf kam Franz Xavier selbsten, gekleidet in ein mit Edelsteinen besäetes Chorhemd von indischem Musselin, sowie in eine mit Diamanten besetzte Stola von Goldbrocat, und ihn umgaben dreißig reichgekleidete und mit goldenen Ketten und Edelsteinen geschmückte Seeofficiere, alle von hohem Adel. Den Schluß des Zugs bildeten Matrosen und Seesoldaten, natürlich alle in ihren Sonntagsgewanden und mit dem Hut in der Hand einherschreitend, denn die Ehrfurcht vor Franz Xavier litt nicht, daß sie ihr Haupt bedeckten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In Folge dessen verließ der Missionär am 20. November 1551 nach einem Aufenthalt von siebenundvierzig Tagen die Stadt Bungo — nicht jedoch ohne einen Hirten für die kleine Heerde, welche er gewonnen hatte, zurückzulassen — und segelte auf einem ihm vom Admiral Gama zur Disposition gestellten Schiffe nach der Stadt Canton, welche eine der ersten im chinesischen Reiche ist. Ein Sturm nöthigte ihn übrigens auf einer kleinen Insel unterwegs zu landen und hier erfuhr er von einigen portugiesischen Kaufleuten, daß es keinem Fremden erlaubt sei, die Gränzen Chinas zu überschreiten, außer wenn er in der Eigenschaft eines Gesandten komme. Er ließ also das Schiff, wie sich der Sturm gelegt hatte, statt nach Canton, nach Goa hinwenden und drang, dort angekommen, mit allem Eifer in den Vicekönig — derselbe hieß damals Don Alfons von Norogna, — eine Gesandtschaft nach Pecking abzusenden, unter deren Fittigen er in dieses verschlossene Reich dringen könne. Der Vicekönig wollte anfangs nicht darauf eingehen, ließ sich aber endlich doch bewegen, dem reichen Kaufmann Jaques Pereyra, der gerne in chinesischen Waaren speculirt hätte, das Patent eines Gesandten auszufertigen, und mit ihm reiste Franz Xavier, begleitet von einigen weiteren Mitgliedern der Gesellschaft Jesu, die er sich im Collegium auslas, am 14. April 1552 von Goa ab. Der Weg führte sie über Malacca und dort wurde erstmals gelandet; allein es wäre besser für sie gewesen, wenn sie ohne Aufenthalt vorbeigefahren wären. Dem hier residirenden portugiesischen Statthalter nämlich, einem stolzen Adeligen, Namens Don Alvarez von Atayde, kam es ganz ungeheuerlich vor, daß ein gewöhnlicher bürgerlicher Kaufmann an den größten Monarchen Asiens als Gesandter geschickt worden sein solle, und er erklärte daher, die Gesandtschaft nicht abgehen lassen zu können, bis er vorher nähere Nachrichten vom Vicekönig aus Goa erhalten hätte. Franz Xavier protestirte gegen jeden Aufenthalt und that den Don Alvarez, als dieser sich durchaus nicht fügen wollte, in den Bann. Allein auch dieß half nichts; im Gegentheil wurde der stolze Mann nun so aufgebracht, daß er sofort die ganze Gesandtschaftsflotte bis auf weiteres mit Beschlag belegte. Darüber wurde Franz Xavier fast toll und entfloh, die meisten seiner Gefährten in Malacca zurücklassend, auf einer kleinen Barke, deren Bestimmungsort die Insel Sancian war. Von hier

aus — die besagte Insel liegt an der mittägigen Küste von China unweit der berühmten Stadt Canton — hoffte er sich mit Leichtigkeit in das himmlische Reich einschmuggeln zu können und es wäre ihm dieses auch mit Hülfe eines chinesischen Kaufmanns, den er bestach, ohne Zweifel gelungen, wenn nicht die Vorsehung Gottes bereits anderweitig über ihn verfügt gehabt hätte. Kaum war er nämlich, nach einer stürmischen Fahrt von fast einem Monat, auf Sancian gelandet, so überfiel ihn am 20. November 1552 ein heftiges Fieber und von einem unwissenden Arzte behandelt starb er an dieser Krankheit zwölf Tage nachher am 2. Dezember in einem Alter von nur sechs und vierzig Jahren. *)

Das war das Ende eines Mannes, der sich den größten Gefahren aussetzte, um das, was er christliche Religion nannte, auch in den entlegensten Ländern zu verbreiten, — eines Mannes, dessen Muth und Standhaftigkeit selbst das größte Unglück nicht beugen konnte und der sich selbst dem tapfersten Soldaten gleichzustellen das Recht hatte; aber auch eines Mannes, der nie im Dienste der Menschheit, sondern nur in dem des Pabstthums stand, und der sich nicht im geringsten scheute, durch seinen mehr als unklugen Eifer die christliche Lehre geradezu lächerlich und zum Gespötte der Ungläubigen zu machen. Sein Orden verdankt ihm außerordentlich viel, denn er legte den Grund zu den vielen Etablissements, deren sich die Gesellschaft Jesu nur wenige Jahrzehnte später in Indien, Japan und China zu erfreuen hatte, und ohne sein anfeuerndes Beispiel hätten seine Nachfolger im Missionswerke sicherlich das nicht geleistet, was sie notorisch zum großen Staunen der Welt zu Stande brachten. Eben deßwegen ehrten ihn auch seine Mitbrüder ganz außerordentlich und brachten seinen Leichnam, der im ersten Augenblicke ganz ceremonienlos zu Sancian eingescharrt worden war, schon nach zwei Jahren mit großem Pompe nach Goa, um ihn da im Collegium des heiligen Paulus feierlichst beizusetzen. Ein noch prachtvolleres Mausoleum wurde ihm später in der Jesuitenkirche zu Goa errichtet und ein ähnliches steht in der Jesuitenkirche zu Rom, wohin man auf Befehl des Ordensgenerals Claudius Aqua-

*) Er war anno 1506 auf dem Schlosse Xaviero in Navarra, am Fuße der Pyrenäen, geboren.

viva einen Arm Xaverii brachte.*) Die Hauptsache aber war, daß Pabst Paul V. „den Apostel Indiens", wie man den Franz Xavier nach seinem Tode nannte, selig sprach, und Gregor XV. ihn am 12. März 1622 gar unter die Heiligen versetzte — ein Actus, der aber erst am 6. August des Jahres darauf von Urban VIII. der Christenheit bekannt gemacht wurde. Noch später, anno 1747, ertheilte ihm Pabst Benedict XIV. den Ehrentitel eines „Protektors von Indien" und Könige wie Königinnen beeilten sich, ihm Gotteshäuser zu erbauen, welche man natürlich nach seinem Namen benannte.

Ich habe mich über die Thätigkeit Franz Xavier's in Asien ziemlich weitläuftig verbreitet, denn derselbe war eine allzu interessante Persönlichkeit, als daß ich nur so kurz und obenhin hätte über ihn hinweggehen können. Was aber seine „Nachfolger im Amte" betrifft, ich meine die Gefährten und Streiter Jesu, die nach ihm in Japan, China und Ostindien das Missionswerk betrieben, so werde ich mich etwas kürzer fassen und weniger auf die verschiedenen Schicksale, die sie erfuhren, als vielmehr auf das Resultat hinweisen, dessen sie sich schließlich zu erfreuen hatten. In Ostindien hatte Xavier den Weg schon vollständig gebahnt, denn durch ihn waren in allen bedeutenden Plätzen, welche sich die Portugiesen unterworfen hatten, jesuitische Etablissements, hießen sie nun Collegien oder Residenzen oder Missionen, gegründet worden, und es handelte sich also nur darum, ihre Anzahl zu vermehren und sie selbst zu vergrößern. Letzteres gelang den Söhnen Loyola's überall leicht, einmal, weil die portugiesischen Statthalter ihnen auf Befehl des Königs (Don Alvarez von Atayde war eine fast einzeln stehende Ausnahme) auf alle Weise in die Hände arbeiteten, zum andern, weil sie mit Hülfe des von ihnen errichteten Inquisitionstribunals alles, was ihren Absichten im Wege stand, mit Leichtigkeit beseitigen konnten. Ersteres aber, das Vermehren der Missionen, fiel auch nicht schwer, denn sie rückten überall hin nach, wohin die Portugiesen oder auch andere europäische Eroberer vordrangen, und überdieß

*) Zu diesem Behufe wurde der Leichnam anno 1612 ausgegraben und ein Wundarzt mußte den Arm ablösen. Auch soll bei dieser Operation das Blut so hell und klar geflossen sein, wie bei einem Lebendigen!

wußten sie, wo sie einmal festen Fuß gefaßt hatten, durch ein einfaches Mittel sogleich eine christliche Gemeinde herzustellen. Worin bestand nun aber dieses einfache Mittel? In nichts Anderem, als darin: daß sich die Herren Missionäre als indische Priester, das ist als Braminen oder Bramanen (in ganz Ostindien herrscht die Brahmareligion) kleideten, um vor den Indiern, die einen angebornen Widerwillen und ein sehr in der Natur begründetes Mißtrauen gegen Ausländer hatten, als Eingeborne zu figuriren, so wie dann auch noch darin, daß sie die bisherigen heidnischen Religionsanschauungen und Gebräuche der Ostindier mit dem Christenthum, das sie lehrten, förmlich verschmolzen. Die guten Hindus (oder Ostindier) durften Hindus bleiben, wenn sie sich nur dazu hergaben, „getauft" zu werden und fortan den Namen „Christen" zu führen! Ja, es war nicht einmal nöthig, bei der Taufe einen christlichen Namen anzunehmen, wenn die Leute es vorzogen, ihren bisherigen heidnischen beizubehalten, denn der Apostel Paulus sagte ja selbst: „man solle Allen Alles werden!"

Es wäre mir nun natürlich ein leichtes, eine ganze Liste von Jesuiten aufzurollen, welche als Braminen im Lande herumreisten und als solche das Kreuz Christi, wenn nicht mit Füßen traten, doch wenigstens geradezu verläugneten; allein ich begnüge mich mit Zweien von ihnen, hoffend, daß deren Beispiel dem Leser ein hinlänglich klares Bild von der jesuitischen Wirksamkeit und Aufführung in Ostindien geben werde. Der Eine von ihnen nämlich, der Pater Constantino Beschi, welcher die Hindusprache und sogar das Sanscrit ganz genau studirt hatte, ahmte die Sitten und Manieren, so wie die Lebensweise der Brahminen so genau nach, daß das Volk von Dekan, wo er sich besonders lange aufhielt, anfing, ihn wie einen Heiligen, wohlverstanden für einen Heiligen im Heidenhimmel, zu verehren, und als er vollends Volksgedichte in indischer Sprache herausgab, so wurde alle Welt seines Ruhmes voll. Was war nun das Resultat hievon? Der Beherrscher von Dekan machte ihn zu seinem ersten Hofbeamten und Minister, natürlich in der Voraussetzung, einen wirklichen Brahminen vor sich zu

haben, und Constantino Beschi fand sich durchaus nicht gemüßigt, denselben über diesen Irrthum aufzuklären. Im Gegentheil erschien der ehrwürdige Pater, auf europäische Sitten und Abstammung vollständig verzichtend, von jetzt an nur noch in prachtvollem orientalischem Costüme, reitend auf einem reich geschirrten Pferde oder von Sklaven in einem Palankin getragen und immer in Begleitung einer zahlreichen indischen Leibgarde, welche hoch zu Roß den Pöbel aus dem Wege des hohen Herrn trieb und zugleich mit Trompetenstößen sein Kommen und Gehen kund that. Kein Mensch hätte ihm angesehen, daß er ein Europäer, und noch weniger, daß er ein getaufter Christ sei; ein Jesuite aber blieb er deßwegen doch sein Leben lang und seine Mitbrüder waren auch nicht wenig stolz auf ihn.

Eine ganz andere Wirksamkeit entwickelte der sehr ehrwürdige Pater Barthelemi Acosta, denn er — das zweite der von mir anzuführenden Beispiele — hielt sich nicht vornehm an die Höchsten des Landes, sondern trieb sich vielmehr unter der tiefsten Hefe des Volkes herum, natürlich aber von ganz denselben Zwecken und Absichten getrieben, wie Constantino Beschi, der Premierminister und Großviramamuni. Namentlich suchte er die verrufenen Wohnungen der öffentlichen Tänzerinnen und Buhlerinnen, d. i. die Hütten derer, die man Bajaderen nennt, auf, und machte sich wohl wissend, daß sie, die täglich und stündlich bereit sind, dem Gotte der Liebe Opfer zu bringen, einen ganz außerordentlichen Einfluß auf die Männerwelt besitzen, so vertraut mit ihnen, als es nur möglich war. Er spielte mit ihnen, er sang mit ihnen, er tanzte mit ihnen, er trank mit ihnen, er war ihr innigster Freund auf Du und Du. Die armen Geschöpfe waren daher ganz entzückt von ihm, und wünschten nichts mehr, als durch ihn, der es ihnen so leicht machte, in den Himmel befördert zu werden. Nur Eines stand ihrem Uebertritt zum Christenthum entgegen, nämlich das, daß man ihnen gesagt hatte, die christlichen Priester verdammten das Handwerk, von dem sie lebten, als ein sündhaftes Laster, und somit zauderten sie von Stunde zu Stunde, das Sacrament der Taufe zu empfangen. Was that nun aber der ehrwürdige Pater? Er lehrte sie, daß sie Christinnen werden und doch, ohne eine Sünde zu begehen, fortfahren könnten, dem Gotte der Liebe Opfer

zu bringen, so bald sie einen Theil ihres Erwerbes der christlichen Kirche weihten und mit denen, welchen sie ihren Körper Preis gaben, wenigstens einen Versuch der Bekehrung machten.

Auf diese und andere ähnliche Weise wußten sich die Jesuiten überall in ganz Ostindien einzunisten, und so lange die Herrschaft der Portugiesen dauerte, so lange blieben sie unbeschränkte Herren des Terrains, d. h. sie durften das ganze ungeheure Gebiet ganz allein ausbeuten, ohne daß es einem andern Orden gestattet wurde, ebenfalls Proselyten zu machen und Collegien nebst Residenzen zu gründen, denn die Könige von Portugal liebten sie, wie wir hernach sehen werden, fast über alle Maßen. Wie aber nach Verfluß eines Jahrhunderts auch andere seefahrende Nationen, insbesondere die Franzosen, die Holländer und die Engländer herbeikamen, um sich an der großen Jagd auf Indiens Reichthum zu betheiligen, und wie dann nach und nach die Macht der ersten Eroberer von allen Seiten zusammenstürzte, da kam auch der jesuitische Besitz zu Falle. Darauf jedoch, so wie: auf welche Weise es die Jesuiten während der Zeit ihres Glanzes in Indien trieben, werde ich im vierten, fünften und siebten Buche zu sprechen kommen; für jetzt genügt es, zu wissen, daß die Gesellschaft Jesu in religiösen und kirchlichen Dingen über hundert Jahre lang die Alleinbeherrscherin Indiens war.

Ganz eben so glückte es ihnen auch in Japan, obwohl mit weit größerer Mühe, als in Indien, und schon im Jahr 1573, also nur einundzwanzig Jahre nach Xaviers Tode, durften sie sich rühmen, fast in der Hälfte der hundert kleinen Königreiche, in welche das große Kaiserthum getheilt war, größere Niederlassungen zu besitzen. Ueberdem war es eine Thatsache, daß damals bereits über zweimalhunderttausend Japanesen — unter dieser Zahl sind die Weiber und Kinder nicht mitbegriffen — zu ihrer Fahne geschworen hatten, und man kann es daher nicht bloß als eine reine Aufschneiderei betrachten, wenn sie den Päbsten zu Rom stolz zuriefen, daß sie nicht ruhen würden, als bis sie ganz Japan unter die Herrschaft des Christenthums gebracht hätten. Wem verdankten nun aber die Jesuiten diesen großen Erfolg? Einzig und allein ihrer Klugheit und dem Umstande, daß Japan kein einiges und einziges, von nur einem Monarchen beherrschtes Reich bildete. Schon dem Franz Xavier hatte es eingeleuchtet, daß er sich in die Japanesen

schicken müsse, wenn er sie für seine Sache gewinnen wolle, nicht umgekehrt, und deßwegen war er, wie wir gesehen haben, als Bonze aufgetreten. Ganz dieselbe bequeme Moral befolgten auch seine Gefährten, die er in Japan zurückließ, nämlich Come von Torrez, Juan Fernandez, Cosmos oder wie sie sonst heißen mochten, und Jeder hütete sich wohl, was man sagt: mit der Thüre in's Haus zu fallen. Der Platz sollte nicht im Sturme genommen werden, sondern ganz sachte, auf allen Vieren kriechend und von Laufgräben gedeckt, rückten die heiligen Väter vor und überdem stellten sie der Besatzung so leichte und angenehme Bedingungen, daß diese fast gar nicht umhin konnte, sich zu ergeben. Erlaubten die Väter Jesu ihren Täuflingen ja doch sogar auch nach der Bekehrung die heidnischen Pagoden zu besuchen und sich vor ihren Göttern, dem Jebischu, dem Daikotu, dem Fatziman, dem Fottei oder wie sie sonst hießen, anbetend niederzuwerfen, wenn sie diese Huldigung und Verehrung nur „in Gedanken" auf Christum übertrügen! Doch wäre die Eroberung sicherlich nicht so leicht und ohnehin nicht in so großem Umfange möglich gewesen, wenn nicht die Zerrissenheit des großen Reichs dazu verholfen hätte. Jeder der verschiedenen Unterkönige nämlich suchte nur seine eigene Vergrößerung, nicht die des gemeinschaftlichen Vaterlandes, und somit herrschte eine ewige Eifersucht, ein immerwährender Neid und Haß unter diesen Duodezregenten. Keinem von ihnen lag etwas anderes mehr am Herzen als die Unterdrückung oder doch Verkleinerung des Nachbars, und jedes Mittel, welches hiezu führen konnte, hieß man von Herzen willkommen. Insbesondere glaubten sich einzelne dieser kleinen Despoten einen großen Vortheil davon versprechen zu dürfen, wenn sie mit der seefahrenden Nation der Portugiesen in Handelsverbindungen träten oder wenn es ihnen gar gelänge, ein Bündniß mit diesen tapfern Männern, welche so eben Ostindien erobert hatten, einzugehen. Durch wessen Vermittlung aber konnten derartige Verbindungen besser und leichter hergestellt werden, als durch die der Jesuiten? Denn Letzteren — ich verweise den Leser auf die Aufnahme, welche Franz Xavier bei Eduard von Gama im Seehafen von Bungo fand — wurde ja überall von den portugiesischen Seeleuten mit fast knechtischer Unterwürfigkeit begegnet und wo nur immer ein portugiesisches Schiff in einem japanischen Hafen ankerte, da durften die

Söhne Loyola's gewiß sein, daß sich dessen Kapitän ihnen zur Verfügung stelle, dieweil ja ihr Orden damals am Hofe von Lissabon allmächtig war. Demgemäß beeilten sich nicht wenige der obgenannten Unterkönige, die Loyoliten so freundlich als möglich aufzunehmen und ihnen nach dem Grundsatz: „Eine Hand wascht die Andere", so viel Vorschub, als sie nur immer konnten, zu leisten. Ja, einige von ihnen ließen sich sogar selbst taufen, durch welches Beispiel die Unterthanen natürlich verleitet wurden, ein Gleiches zu thun, und verbanden dann mit der Taufhandlung meist eine größere Schenkung von liegenden Gründen, auf welchen die Jesuiten sich bleibend ansiedeln, respektive Collegien und Residenzen anlegen konnten! So erfahren wir z. B. vom Könige von Omura, daß er den Jesuiten anno 1562 die Stadt Vocoxiura mit allen Dörfern auf zwei Stunden in der Runde eigenthümlich überlassen habe, und wenn andere Fürsten auch nicht gerade so weit gingen, so überließen sie den Missionären wenigstens die sämmtlichen Klöster, nach welchen es dieselben gelüstete. Kurz also, die Jesuiten erlangten nach wenigen Jahrzehnten eine außerordentliche Macht in Japan — selbst in Miaco, dem Sitz des Dairi, errichteten sie ein Collegium nebst einem Noviciate — und wie sie sich deren einmal bewußt waren, so benützten sie sie dazu, um den ihnen feindseligen Regenten damit zu drohen. Was sage ich: zu drohen! Das ist ein viel zu gelinder Ausdruck, denn vom Drohen kam's nur zu oft zum Handeln, das heißt, die schwarzen Kutten verleiteten die bekehrten Fürsten zum Angriff auf die nichtbekehrten und verwendeten ihre ganze Macht dazu, den ersteren zum Siege zu verhelfen. Ganze Bände voll könnte man von diesen Machinationen, von diesem immerwährenden Schüren und Hetzen der Japanesen gegen einander schreiben, und die Folge davon war, daß die damalige Geschichte von Japan nichts ist als eine fortlaufende Reihe von Aufruhren, Empörungen, Kriegen und Niedermetzelungen; jeder dieser Bruderkriege aber und jede dieser Empörungen verhalf den Jesuiten zu neuen Triumphen, und endlich brachten sie es gar so weit, daß drei von ihnen bekehrte Könige, nämlich die von Bungo, Arima und Omura, unter ihrer Führung anno 1585 eine glänzende Gesandtschaft an den damals regierenden Pabst Gregor XIII. abordneten, um dem Haupte der Christenheit ihre Huldigung darzubringen. Das war ein Ruhm! Wahr-

haftig, solche Resultate konnten alle übrigen Orden zusammen nicht aufweisen; allein der Pabst erwies sich auch dankbar und verbot sofort durch eine eigene Bulle allen sonstigen Mönchen und Geistlichen „bei Strafe des großen Bannes ohne ausdrückliche Erlaubniß des heiligen Stuhls nach Japan zu gehen, um daselbst irgend eine geistliche Verrichtung, welche es auch immer sei, auszuüben." Hiedurch wurde Japan den Jesuiten zur ausschließlichen Ausbeutung überlassen, und daß diese eine solch außerordentliche Bevorzugung zu benützen verstanden, wird man sich wohl denken können. Doch was gewann dadurch das Christenthum? Sicherlich nichts oder vielmehr eitel Schaden, denn das von den Jesuiten auf Japan gelehrte Christenthum hatte von diesem nur den Namen, nicht aber auch den Inhalt, wie dieß schon daraus erhellt, daß die Loyoliten für die Japanesen ein eigenes Leben Jesu fabricirten, in welchem sie den Sohn des Weibes eines Zimmermanns im Purpur zur Welt kommen, als König Judäa's herrschen und auf dem Paradebett in aller Monarchenglorie sterben ließen. *) Noch weniger geschah für die Erziehung der getauften Japanesen, sondern man ließ denselben geflissentlich den alten Aberglauben nebst allen ihren verdorbenen Sitten und den Lastern der Wollust.

Weit schwerer als nach Japan wurde es den Jesuiten, bis nach China vorzudringen, denn dieses Reich war für alle Fremden fest verschlossen und das gewaltige Thor wollte sich weder durch List noch durch Gewalt öffnen lassen. Franz Xavier selbst starb, wie wir wissen, Angesichts seiner einladenden Küsten und ebenso erging es noch mehreren seiner Ordensbrüder, insbesondere den Patribus Michael Ruggieri und Pazzio, welche sich dreißig Jahre hindurch abmühten, von Goa oder Macao aus „den chinesischen Felsen (wie sich Bruder Valignano ausdrückte) zu ersteigen"; aber endlich sollte

*) In den Jahren 1633—1636 bereisten die frommen Geistlichen Antonius v. St. Marie, Franz v. Alameda und Jean Baptist Morales auf Befehl des Pabstes den ganzen Orient und in ihrem Berichte steht es schwarz auf weiß, daß es den Japanesen von den Jesuiten gestattet war, alle frühere Götzendienerei fortzutreiben und das Christenthum nur heimlich zu üben. Die Jesuiten läugneten dieß auch gar nicht, sondern erwiederten vielmehr: die Apostel hätten den bekehrten Juden und Heiden gegenüber dieselben Mittel ausgeübt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

diese schwere Aufgabe doch Einem von ihnen gelingen und zwar war dieser Eine kein anderer als der berühmte Mathias Ricci. In demselben Jahre geboren, in welchem Xavier starb, nämlich am 6. Oktober 1552 — sein Geburtsort war die Stadt Macerata in der Mark Ankona — zeigte er schon sehr frühe große Anlagen und ging, nachdem er sich in den alten Sprachen gehörig umgesehen, anno 1568 nach Rom, um da die Rechte zu studiren. Dort lernten ihn die Jesuitenpatres, insbesondere Lainez und Salmeron, kennen und ihren fortgesetzten Bemühungen gelang es, den hochbegabten Jüngling für ihren Orden zu gewinnen. Neunzehn Jahre alt wurde er Novize im Collegium Romanum und begann dort den gewöhnlichen Cursus durchzumachen, allein bald erkannte der Pater Valignano, der damalige Vorstand des Novizhauses, daß der junge Mathias ein besonderes Talent für die Mathematik und Mechanik besitze und — wer war nun erfreuter, als die Herren Jesuitenpatres? Seit mehreren Jahren schon fahndeten sie nach einem solchen Talente, denn aus den von Indien und Japan einlaufenden Berichten hatte ihr General in Erfahrung gebracht, daß die vornehmeren Chinesen eine besondere Vorliebe für die sogenannten exakten Wissenschaften, nämlich für die Mathematik, die Chemie und die Astronomie, so wie auch für die mechanischen Künste hätten und daß Jeder, der sich hierin ungewöhnlich auszeichne, bei ihnen bald zu hohen Ehren gelange. Darum wurde es auch sofort beschlossene Sache, einen mit derartigen Kenntnissen wohl ausgerüsteten Jesuiten im Gewande eines chinesischen Gelehrten in's „Reich der Mitte" zu senden und — war es nun nicht natürlich, daß die Leiter des Ordens hoch aufjubelten, als sie endlich das längst gesuchte Talent fanden? Augenblicklich wurde also das Studium der Theologie bei Ricci auf die Seite geworfen, um dagegen den Unterricht in der Mathematik, Chemie und Astronomie zu beginnen, und man bot zu diesem Behufe die berühmtesten Lehrer und Professoren, deren es damals in Rom gab, auf. Ueberdem unterwies man den jungen Novizen in allen mechanischen Künsten, so besonders auch in der Kunst physikalische Instrumente zu verfertigen, und selbst die Uhrmacherkunst ward nicht vernachläßigt; Ricci aber begriff alles mit einem wunderbaren Genie und zwar ebensowohl in der Praxis, wie in der Theorie. Trotzdem brauchte er volle acht Jahre, bis

er sich vollständig ausgebildet hatte, und nun erst schiffte er sich nach dem Oriente ein. Doch auch jetzt noch nicht unmittelbar nach China, sondern vorerst nach Goa, dem Haupt- und Mittelpunkt der asiatischen Mission. Hier, in dem Collegium des heiligen Paulus sollte die letzte Hand an seine Erziehung gelegt werden und insbesondere sollte er hier die chinesische Sprache so gut erlernen, daß er fähig wäre, für einen Eingebornen des himmlischen Reichs gehalten zu werden. Er that es mit unermüdlichem Eifer, und endlich nach weiteren vier Jahren wurde er auch damit fertig. Jetzt aber ließ er sich durch nichts mehr zurückhalten, sondern schiffte sich im September 1583 in der Kleidung eines Lama oder Fo-Priesters (Fo ist nur ein anderes Wort für Buddha und ein Lama oder Fo-Priester bedeutet also in China dasselbe, was Bonze in Japan) nach China ein, wo er sofort in einem kleinen Seehafen mit Namen Tschao-tcheu an's Land stieg. Nach Canton nämlich oder in eine andere große Seestadt wagte er sich für den Anfang nicht, aus Furcht, für einen Europäer erkannt zu werden, sondern er hielt es vielmehr für's klügste, recht unbedeutend von unten herauf anzufangen, und deßwegen hatte er auch jenes bescheidene Lamagewand angezogen.

Die ersten Jahre brachte er damit zu, daß er der Jugend Unterricht in der Mathematik so wie in den übrigen von ihm erlernten Wissenschaften ertheilte, und bald gewann er sich dadurch das Zutrauen seiner Umgebung. Auch wußte er einige höher gestellte Gelehrte und Beamten — dieselben heißen in China „Mandarinen" — für sich zu interessiren, indem er eine geographische Charte vom himmlischen Reich entwarf, was etwas in China bis jetzt Unerhörtes war. Für seinen eigentlichen Zweck aber, das ist für die Bekehrung der Chinesen zum Christenthum, wagte er vor der Hand nicht viel zu thun, wenigstens nicht öffentlich, sondern er begnügte sich vielmehr damit, daß er in den Zwischenpausen seiner Lehrstunden einige Punkte des christlichen Glaubens mit einfließen ließ und zwar lauter solche, die mit den religiösen Ansichten der Chinesen nicht im Widerspruche standen. In jenem großen Reiche gab es nämlich damals — und gibt es auch jetzt noch — zwei Religionssysteme, welche neben einander bestehen, ohne sich gegenseitig anzufeinden, und jedes dieser Systeme besitzt das gleiche Recht

der Existenz, jedes wird vom Kaiser und seinen Beamten auf gleiche Weise beschützt. Das eine derselben, die Buddhareligion oder wie man in China sagt, die Religion des Fo, kennen wir bereits von Japan her, und ich habe daher nichts mehr darüber zu sagen, als daß seine Anhänger sich hauptsächlich unter dem gemeinen Volke befinden, denn es ist die Religion der Vielgötterei, der Mönchs- und Nonnenklöster, des Wunder- und Aberglaubens. *) Das andere Religionssystem ist das des Confucius oder besser gesagt Kong-fu-tse und sein Inhalt besteht aus einer reinen Moral, welche mit der des Christenthums ungemein viel Aehnlichkeit hat. Auch erweisen die Anhänger dieses Systems — und unter diese gehören meist alle Gebildeten, so wie insbesondere auch der ganze Hof nebst den sämmtlichen Mandarinen von der niedersten bis zur höchsten Stufe — dem Stifter desselben göttliche Ehre, obwohl sie zugeben, daß er ein bloßer Mensch gewesen sei, verwerfen dagegen alle Abgötterei nebst den Wundern und sonstigem heidnischen Religionsausputz. Unter solchen Umständen nun war es dem Ricci leicht, die im Christenthum niedergelegten moralischen Grundwahrheiten in seinen Unterricht mit einfließen zu lassen, ohne bei irgend einem Chinesen anzustoßen, und er konnte sogar so weit gehen, „expreß für die Chinesen einen christlichen Katechismus zu verfassen", denn alles, was in diesem Büchlein stand, harmonirte vollkommen mit der Lehre des Confucius. Dagegen aber hütete er sich gar wohl, irgend einem seiner Schüler etwas von der Dreieinigkeit oder von der Geburt und Himmelfahrt Christi, oder von der Erlösung oder von sonst einem christlichen Mysterium zu sagen, und in dem bewußten Katechismus war ohnehin alles Derartige weggelassen. Man sieht also, daß er mit einer doppelten Klugheit verfuhr, einmal: indem er vom Christenthum nur so nebenbei hie und da etwas einfließen ließ, und zum andern: indem er dieses Christenthum den chinesischen Begriffen an-

*) Als ein drittes Religionssystem wird nicht selten noch der sogenannte Taoglaube oder „die Religion des rechten Wegs" genannt, allein dieses System ist längst mit dem Buddhismus fast gänzlich verschmolzen und ich glaubte daher seiner nicht noch insbesondere erwähnen zu müssen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

paßte — mit andern Worten: indem er es chinesisch ummodelte.

Nachdem nun übrigens Ricci verschiedene Jahre lang in Tschaotcheu und Umgegend gewirkt und sich mit den chinesischen Sitten und Gewohnheiten hinlänglich vertraut gemacht hatte, ging er in's benachbarte Königreich Kiang-Sy, sowie etwas später nach Nanking und trat da in der reichen Kleidung eines Schriftgelehrten der Konfutsereligion auf, indem er zugleich als Arzt practicirte. In letzterer Eigenschaft wurde er mit einem Mandarinen sehr hohen Ranges bekannt, der ihn seines kranken von den chinesischen Medicinern falsch behandelten Sohnes wegen rufen ließ, und da es ihm gelang, diesen Sohn herzustellen, so lud ihn der Mandarine zu sich nach Peking, der Hauptstadt des chinesischen Reiches, ein. Das war es, was Ricci schon längst zu erreichen gestrebt hatte, und er folgte also dem Rufe anno 1595 mit dem freudigsten Eifer. Auch wußte er sich unter den Fittichen seines hochstehenden Protektors bald mit der vornehmen Welt der Residenz bekannt zu machen und Jedermann staunte über die merkwürdigen Kenntnisse, die er an den Tag legte. Insbesondere übrigens trachtete er darnach, sich Freunde bei Hof zu erwerben, um durch diese bei dem Kaiser selbst eingeführt zu werden, und damit er diesen Zweck um so gewisser erreiche, begegnete er selbst den Geringsten mit einer kriechenden Schmeichelei, während er es bei Andern — je nachdem ihr Character war — mit Präsenten und Bestechung versuchte. Endlich, aber erst anno 1601, erzählten Einige von der nächsten Umgebung Van-Liés — so hieß der damalige Kaiser — dem Letztern so viel von den Merkwürdigkeiten, die der gelehrte Ricci besitze, sowie namentlich von einer Glocke, die von selbst schlage, daß der Monarch begierig wurde, das Wunderwerk zu sehen, und den Besitzer desselben vor sein Antlitz zu bringen befahl. Ricci erschien und brachte dem Monarchen nicht nur „die von selbst schlagende Glocke," d. h. eine von ihm verfertigte Schlaguhr, die sehr schön aussah, sondern auch noch einige andere, namentlich physikalische Seltenheiten, von denen man in China bis jetzt nichts gewußt hatte. Er brachte sie aber natürlich nicht „zum bloßen Beschauen", sondern er legte sie dem Monarchen als Präsent zu Füßen und dieser war so erfreut darüber, besonders über die Uhr, daß er nach der gnä-

digen Entlassung des verkleideten Jesuiten mehrere Stunden damit zubrachte, den Gang des Räderwerks zu besehen, die Zeiger umzudrehen und dem Glockenschlage zu lauschen. Ja damit nicht zufrieden, befahlen Seine Majestät sofort seine Frauen nebst der Kaiserin Mutter herbeizuholen, damit diese das Wunderwerk ebenfalls beschauen könnten, und nun ging der Jubel erst recht los; allein — o weh — durch das ewige Betasten, Schlagenlassen und Aufziehen kam das künstliche Werk in Unordnung und blieb sofort plötzlich stehen. Van-Lié war trostlos über dieses „erloschene Leben" und rief dem schnell herbeigeholten Ricci mit kläglicher Stimme zu: „sie ist todt!" Aber der Jesuit tröstete ihn mit den Worten: „sie soll wieder leben, wenn der Sohn des Himmels (so titulirt man in China den Kaiser) es befiehlt," nahm die Uhr mit nach Hause und stellte sie richtig nach wenigen Stunden ohne viele Mühe wieder her.

Von nun an hatte Ricci, was man sagt, gewonnenes Spiel, denn der Kaiser konnte seiner nicht mehr entbehren, oder vielmehr Ricci wußte sich Seiner Majestät unentbehrlich zu machen. Einmal nämlich benützte er die Schwachheit des Monarchen für das Uhrenspielwerk, um sich von demselben den Auftrag geben zu lassen, deren noch eine ganze Parthie anzuschaffen, und wie nun die Uhren von den Patribus, die Ricci zugleich von Goa mitverschrieb, begleitet ankamen, so mußte er natürlich die Stelle eines Uhrenoberaufsehers versehen, denn wer außer ihm hätte diese vielen und verschiedenen Werke aufziehen und in Ordnung halten können? Zum zweiten zeigte es sich nun, daß der Pater Mathias auch in einer andern Lieblingswissenschaft des Kaisers gar wohl bewandert sei, nämlich in der Astronomie, und endlich zum dritten verstand es der kluge Loyolite, nach und nach seine Kenntnisse in der Chemie und Mathematik ebenfalls im glänzendsten Lichte zu zeigen. Solch ungewöhnlich viele Begabungen verdienten doch gewiß eine Anerkennung und Van-Lié konnte also nicht umhin, dem Pater die Auszeichnung eines Hofmandarinen, d. i. eines höheren Hofbeamten, zu geben. Ueberdem schenkte er ihm ein großes Haus in der Stadt, um darin ein Collegium zu errichten und begabte dasselbe mit großartigen Einkünften, denn es sollten darin Astronomen, Mathematiker, Chemiker, Optiker und andere Künstler aller Art erzogen wer-

den. Ein christliches Colleg war es also nicht und überhaupt keine Erziehungsanstalt für künftige Priester, sei's dieser oder jener Religion; aber eine sehr gelehrte Anstalt war es und eine sehr exquisite dazu und deßwegen sandten auch die Vornehmsten unter den Bewohnern Pekings ihre Söhne dahin, damit sie so geschickte Leute würden, wie Mathias Ricci und seine frisch angekommenen Gefährten. Natürlich jedoch wurde der christliche Religionsunterricht deßwegen doch nicht ganz ausgeschlossen; nur war es ein solcher, durch welchen die jungen vornehmen Herrn nebst ihren Mandarinenvätern nicht vor den Kopf gestoßen werden konnten. Im Gegentheil — Ricci und seine Gefährten lehrten nur, was Confucius auch gelehrt hatte, und wiesen deßhalb auch diesem Religionsstifter seinen gebührenden Platz im Himmel an. Ebenso hüteten sie sich wohl, die bisherigen Gebräuche und Gewohnheiten der Chinesen irgendwie anzugreifen oder auch nur einen leisen Tadel auf sie zu werfen, sondern sie gestatteten vielmehr ihren Schülern ganz so fortzuleben, wie sie es bisher gewohnt waren. Dieselben durften z. B. nach wie vor ihre Hausgötzen — wenn sie welche hatten — anbeten; sie durften dem Laternenfeste, dem Seelenfeste, dem Feste des Phelo und was dergleichen allen Chinesen gemeinsame Religionsfeierlichkeiten mehr sind, nach wie vor beiwohnen; sie durften bei den Gräbern der Verwaisten opfern und sich, wenn sie krank wurden, mit dem Luin versehen, d. i. mit dem geschriebenen Passe — par — tout, welchen die Lamapriester für die andere Welt ausstellen; sie durften sogar, wenn sie älter waren, der Sitte der Vielweiberei huldigen und sich Frauen oder Kebsweiber nehmen, so viel sie wollten; ja selbst ihre eigenen Schwestern durften sie sich in's eheliche Bett legen, wenn sie anders ein Gelüste darnach trugen, und weitläufigere Verwandtschaft bildete ohnehin kein Hinderniß für die Heirath. Solches alles und noch viel Mehres durften sie thun — und die Jesuitenpatres machten von all' diesen Ceremonien und Sitten, um nicht anzustoßen, den größten Theil selbst mit*) — wenn sie sich nur taufen ließen und erklärten,

*) Dieß gesteht der Jesuit Ignaz Lobo in einem vom 19. Sept. 1635 datirten und an den Franciskanerpater Antonio de Saint Marie gerichteten Briefe selbst ein. Ueberhaupt bemerke ich hier einmal für allemal, daß was

Christen sein zu wollen! Man machte es ihnen gewiß so leicht und bequem als möglich, man verlangte gewiß so wenig als möglich von ihnen; dagegen aber versprach man ihnen so unendlich viel, daß es ein Meerwunder gewesen wäre, wenn dieselben nicht zugegriffen hätten. Man versprach ihnen für dieses Leben alle Wissenschaften Europas, vermittelst deren Kenntniß sie sich über alle ihre Landsleute erheben konnten, so daß für die Zukunft der Kaiser nur aus ihrer Mitte seine Statthalter, seine Generale, seine Minister wählen durfte! Man versprach ihnen für jenes Leben eine ewig andauernde Glückseligkeit und einen so glorioſen Sitz im Tien, d. i. im Himmel oben, daß die übrigen Seelen, selbst die, welche nicht in der Hölle brieten, sie sämmtlich darum beneiden mußten! Und für alles das kein weiteres Opfer, als die Erklärung, von nun an ein Christ heißen zu wollen? Nein, nicht mehr, ich wiederhole es, nur war mit dieser Erklärung auch, wie sich von selbst versteht, die Verpflichtung verbunden, keinen andern Gewissensrath mehr zu haben, als nur allein die Jesuitenpatres! Darin lag die Pointe, denn wenn die Herren Patres erst die Beichtväter und Gewissensräthe einer Familie wurden, dann war es so viel, als wenn die sämmtlichen Mitglieder dieser Familie ihnen den Unterthaneneid geschworen hätten!

Auf diese Art gelang es dem Mathias Ricci, sich nach und nach eine äußerst einflußreiche Stellung am Hofe zu Peking zu erwerben und in Folge dessen wurde es ihm nicht nur erlaubt, nächst dem Collegium eine Kirche zu erbauen, sondern er durfte auch in andern Städten des großen Reichs durch seine Gefährten, deren er von Goa immer mehrere heranzog, Collegien und Kirchen einrichten lassen. Deßwegen dürfen wir aber doch durchaus nicht glauben, daß er nicht auch mit vielen Hindernissen zu kämpfen gehabt habe. Im Gegentheil thaten insbesondere die Priester der

---

hier von der Christenlehre der Jesuiten in China erzählt wird, nur ein Auszug aus den Berichten der Jesuiten selbst ist, wie z. B. aus dem großen Werke des Du Halde über China, aus den Denkschriften der Patres Le-Comte und Martini, aus den Berichten des Pater Michael Boym, so wie aus den hinterlassenen Papieren Ricci's selbst. Es handelt sich also hier nicht von Andichtungen, die von Jesuiten-Feinden ausgingen, sondern von Wahrheiten welche die Jesuitenmissionäre selbst zugestanden.

Foreligion alles, was in ihren Kräften stand, um ihn und seine Gefährten zu verdächtigen, und es kam z. B. in Canton anno 1608 so weit, daß der dortige Statthalter dem Pater Franz Martinetz eine Bastonnade geben ließ, unter welcher er den Geist aufgab. Auch dem Pater Longobardi wäre beinahe dasselbe Schicksal zu Theil geworden und den Ricci selbst hätte um ein Kleines eine von dem Großbonzen in Peking angezettelte Kabale gestürzt; allein er wußte die Freundschaft, die der Kaiser für ihn hegte, so gut zu benützen, daß er stets schließlich triumphirte und der ihm und seinen Gefährten zugedachte Streich auf seine Feinde zurückfiel.*) Im großen Ganzen genommen hatte also seine Mission einen wirklich außerordentlichen Erfolg und als ihn anno 1610 der Tod nach einer mehr als siebenundzwanzigjährigen Wirksamkeit in China hinwegraffte, durfte man mit Recht von ihm rühmen, daß er im Reich der Mitte so viel oder gar noch mehr geleistet habe, als Franz Xavier in Indien und Japan. Freilich keineswegs für das Christenthum, denn was er lehrte hatte von diesem fast nur den Namen und wich insonderheit von den Glaubenssätzen der römisch-katholischen Kirche total ab, wohl aber für seinen Orden, weil er ihm eines der größten Länder der Welt eröffnete, in welchem es der Macht, des Ruhmes und des Reichthums, wenn man es geschickt angriff, eine unendliche Menge zu ernten gab.**)

---

*) Die Hofintrigue, auf die ich oben anspielte, machte er durch einen wirklichen Meisterstreich zu Schanden, indem er den Großbonzen beim Kaiser verdächtigte, eine Schmähschrift, die eben in Pecking über den Hof circulirte — eine Schrift, die wahrscheinlich ihn selbst zum Autor hatte —, nicht bloß verbreitet, sondern auch verfaßt zu haben. In Folge dieser Verdächtigungen erhielt nämlich der Großbonze die Bastonnade und zwar in solchem Grade, daß er unter derselben starb. Auch der Gouverneur von Canton, welcher den Pater Martinez so übel behandelte, kam schlecht weg, denn er wurde wegen dieser seiner Uebereilung auf ein geringeres Gouvernement versetzt, und mußte noch froh sein, mit einer solch gnädigen Strafe davonzuschlupfen.

**) Der beste Beweis, wie wenig den Ricci „das Christenthum“ kümmerte, liegt in seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Er schrieb nämlich für die Chinesen und zur Unterstützung seiner Mission unter denselben folgende Werke: 1) Die praktische Mathematik des Clavius. 2) Die sechs ersten Bücher des Euclid. 3) Die Sphäre des Euclid. 4) Eine Abhandlung über Physik. 5) Eine

Nicht lange nach Mathias Riccis Tode starb auch sein großer Beschützer, der Kaiser Van-Lié, und unter seinem Nachfolger Tien-Ki, welcher übrigens nicht lange regierte, versuchten es die einheimischen Priester auf's neue und zum öftern, ein Decret zu erlangen, welches den eingedrungenen Fremdlingen das Handwerk lege. Intrigue spielte gegen Intrigue, Verläumdung gegen Verläumdung, Anklage gegen Anklage, und das eine Mal schien diese, das andere Mal jene Parthie die Oberhand gewinnen zu wollen. Natürlich übrigens hätte es allzuwenig Interesse für die Leser, wenn ich über alle diese Dinge in nähere Details eingehen wollte und somit bemerke ich nur, daß die Jesuiten wenigstens einmal nahe daran waren, gänzlich zu unterliegen. Der Statthalter des Königreichs Kiang-Nan nämlich, welcher in Nanking residirte, erklärte sich anno 1615 zu ihrem besonderen Feinde und verfaßte nicht nur eine weitläufige Denkschrift gegen sie, welche er an den Hof einsandte, sondern begann auch mit ihrer Austreibung, ohne erst höhere Genehmigung abzuwarten. Darin folgte ihm der Gouverneur der angrenzenden Provinz Quang-Tong nach und nun erlitten die in diesen Theilen des ungeheuren Reichs befindlichen Jesuiten die grausamsten Verfolgungen. Man schloß ihre Collegien, riß ihre Kirchen nieder, warf sie selbst in harte Gefängnisse, gab ihnen die Bastonnade und schloß damit, daß man sie wie Waarenballen in ein Schiff packte, um sie außer Lands nach Macao zu transportiren. Man hätte nun erwarten sollen, daß der Hof von Peking hiegegen eingeschritten wäre, weil die Jesuiten daselbst immer noch als Mathematiker, Astronomen, Chemiker, Musiker und Mechaniker in großem Ansehen standen; allein dieß geschah nicht nur nicht, sondern das Nanking'sche Ausweisungsdecret wurde sogar bestätigt, wahrscheinlich, weil die oben angeführte Denkschrift des Statthalters von Kiang-Nan sich auf unwiderlegliche Anklagepunkte — die Jesuiten selbst beobachteten in ihren sonst so detailirten Nachrichten

---

Methode, Sonnenuhren zu machen. 6) Die Art, wie man sich des Astrolabiums zu bedienen hat. 7) Ueber den Gebrauch der Spinette. 8) Einen Katechismus der Moralphilosophie — denselben, in welchem er sein „chinesisches Christenthum" niederlegte. — Ich denke, aus dieser Hinterlassenschaft wird man „den Apostel für China" am besten beurtheilen können!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

über China hierüber stets das unverbrüchlichste Stillschweigen — stützte. Dagegen traten nun politische Ereignisse ein, welche die frommen Väter urplötzlich wieder zu größeren Ehren brachten, als sie je zuvor genossen hatten.

Schon längst nämlich hatten sich die Tartaren, ein eben so zahlreicher als tapferer Volksstamm, dessen Wohnsitze an den nördlichen Grenzen des Reichs lagen, den chinesischen Kaisern furchtbar gemacht und dieselben konnten sich der Einfälle dieser Nomadenhorden stets nur mit der Aufbietung all' ihrer Kräfte erwehren. Ein solcher Einfall fand nun auch im Jahr 1618 statt und der Chan der Tartaren, der Dieb „Thien-Min," wie ihn die chinesischen Geschichtsschreiber nennen, drang fast bis unter die Mauern von Peking vor. Der Kaiser kam in die höchste Noth, denn seine feigen Soldaten schlugen sich schlecht und es stand also zu befürchten, daß Peking selbst in die Hände des Feindes fallen würde. Da gab der Mandarine Seu, einer der höchsten Staatsbeamten des Reichs, welchen die Jesuiten durch seine fromme Tochter Kandide — diese war von ihnen getauft worden und wird von ihnen als eine förmliche „Heilige" geschildert — ganz in ihrer Gewalt hatten, dem Monarchen den Rath, sich von den frommen Patribus portugiesische Officiere und besonders Artilleristen zu erbitten, um durch deren überlegenere Kriegskunst den Feind zu schlagen, und darauf ging der Kaiser mit Freude ein. Auch willfahrten ihm die Jesuitenpatres auf's bereitwilligste — jedoch, wie man sich leicht denken kann, nur unter gewissen Bedingungen, unter welche namentlich auch die solenne Aufhebung des Nanking'schen Verbannungsdecrets gehörte — und die Folge war, daß sie nach glücklicher Verjagung der Tartaren das Herz des Kaisers und mit demselben den Schlüssel zur Regierung vollständig in die Hand bekamen. Man gab ihnen also vollkommen freie Hand, in allen Städten des Reichs Collegien zu errichten und Kirchen daneben zu erbauen, und daß sie hievon den ausgedehntesten Gebrauch machten, daran wird kein Vernünftiger zweifeln. Die Tartareneinfälle hörten übrigens mit der Niederlage Thien-Mins nicht auf, sondern erneuerten sich vielmehr unter dem Kaiser Hoai-tsong, dem Nachfolger Tien-Ki's, noch viel stärker als zuvor, und Hoai-tsong kam dadurch hart in's Gedränge. Noch schlimmer wurde es, als der Prinz Li-tse-tsching einen Auf-

ruhr erregte und mit Unterstützung von siebzigtausend Tartaren-Reitern bis Peking vordrang. Von längerem Widerstand konnte da keine Rede mehr sein und in der Verzweiflung entleibte sich Hoai-tsong in seinem Palaste mit allen seinen Weibern, worauf sofort Li-tse-tsching Besitz vom Throne nahm. Allein wenn ihm nun auch die Hauptstadt huldigte, so geschah dieß doch nicht von Seiten der Provinzen, und es entstand dadurch eine so gränzenlose Verwirrung im chinesischen Reiche, daß bald kein Mensch mehr wußte, wer Koch oder Kellner sei. Tief war der Jammer unter allen Vaterlandsfreunden und noch tiefer die Noth des Volks; die Jesuiten dagegen rieben sich vor Vergnügen die Hände, denn sie wußten im Trüben zu fischen und versprachen jedem der verschiedenen Prätendenten, die sich um die Herrschaft stritten, gegen gewisse Zusagen goldene Berge. Insbesondere hervorstechend benahmen sich hiebei die beiden Patres Cofler und Schall, und es ist in der That der Mühe werth, dieses Betragen ein wenig näher zu beleuchten, da beide — obwohl natürlich nicht auf eigene Faust, sondern auf Befehl ihres Generals in Rom, der stets alle Fäden der Maschinerie in der Hand hielt — in ganz entgegengesetzten Lagern wirkten.

Pater Cofler nämlich fand sich alsobald, als Tum-Lié, ein Enkel des Kaisers Van-Lié's, sich in der Provinz Chan-Sy zum Kaiser ausrufen ließ, bei letzterem ein und brachte den Doktor Lucca, einen guten Genieoffizier und noch bessern Jesuiten, so wie noch verschiedene andere Patres, worunter auch den Martin Boym mit sich. Ueberdem befanden sich auch einige weltliche Portugiesen, lauter Offiziere, welche ihm der Statthalter von Macao sandte, in seinem Gefolge und somit konnte er schon mit einiger Ostentation auftreten. Das that er denn auch und Tum-Lié wurde dadurch mit Leichtigkeit auf den Glauben gebracht, daß es ihm nicht schwer fallen werde, sich ganz China zu unterwerfen, so bald er sich ganz auf die Seite der Christen stelle. Es war dieß ja bereits eine großmächtige Parthei und Cofler sagte ihm deren einmüthigen Beistand zu, so bald Tum-Lié darein willige, sich selbst mit Weibern und Kindern taufen zu lassen. Der Letztere besann sich eine Weile, denn er wußte doch nicht, ob er nicht durch eine solche Handlung die große Masse des chinesischen Volks allzusehr vor den Kopf stoße;

allein als er die Nachricht empfing, daß seine Truppen vom Feinde geschlagen seien, willigte er ein, wenigstens Frauen und Kinder vor aller Welt taufen zu lassen, wenn er selbst auch „äußerlich" das Christenthum noch nicht bekannte, wogegen Pater Cosler sofort ein christliches Heer unter Luccas Befehl erstehen lassen sollte. Beides geschah, d. h. die Taufhandlung ging vor sich und Lucca fing an, ein kleines Heer zu sammeln. Die beiden Gemahlinnen Tum-Lié's erhielten die Namen Helena und Anna, und erstere ward sofort veranlaßt, durch den Pater Michael Boym dem Pabste Alexander VII. ein vom 4. December 1650 datirtes eigenhändiges Schreiben zu senden, worin sie den heiligsten Vater, den Statthalter Christi auf Erden, versichert, daß ganz China sich in tiefster Ergebenheit ihm unterwerfe *), Der Thronerbe Tam-Tym aber ward „Constantin" umgetauft und ihm stellte Cosler wörtlich folgendes Horoscop: „das Kind, gleich dem Sohn Gottes um Mitternacht geboren, muß in Allem Glück haben und gleicht einer Sonne, welche ganz China mit Glück überschütten wird."

All diesem nach sollte man nun natürlich die Ueberzeugung haben zu dürfen glauben, daß die Jesuiten in China es durchaus mit dem Prätendenten Tum-Lié gehalten und insgesammt darauf hingearbeitet hätten, ihm den Sieg über alle seine Thronmitbewerber zu verschaffen. Allein dem war doch nicht so, sondern sie spielten vielmehr bei einem andern Prätendenten ganz die nämliche Rolle, ohne Zweifel, um jedenfalls, mochte schließlich dieser oder jener siegen, die Palme davon zu tragen. Nachdem nämlich Li-tse-tsching Besitz von Peking ergriffen hatte, eilte Vsan-Quei, ein Bruder des letztverstorbenen Kaisers, in die Mantschurei, warb dort mit den mitgenommenen Schätzen ein großes Heer, stellte sich an dessen Spitze, fiel in China ein, belagerte Peking und zwang den Li-tse-tsching zur Abdankung. Gleich darauf starb er und hinterließ die Errungenschaft seinem einzigen Sohne Schun-tschin; dieser aber rüstete sich sofort mit aller Macht, die übrigen Provinzen China's ebenfalls seiner Herrschaft zu unterwerfen und den verschiedenen

*) Auch dieses Schreiben, auf welches sich die Jesuiten nicht wenig einbildeten, weil es ein Beweis von ihrem hohen Ansehen bei Hofe war, ist ausführlich zu lesen in: „Du Halde, description de la Chine. Tom. III. pag. 301 ff.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Prätendentschaften einmal für allemal ein Ende zu machen. Er war als ein tapferer Feldherr bekannt und da er sich überdem auf seine wohlerprobte Armee verlassen konnte, so durfte er fast nicht daran zweifeln, daß der Erfolg des zu beginnenden Kampfes ein günstiger für ihn werden müsse. Dessenungeachtet beschloß er, weil er, wie so viele kühne Feldhauptleute vor und nach ihm, dem Glauben an den Einfluß der Gestirne huldigte, von dem Beginn seiner Operationen das Geschick um Rath zu fragen, und er befahl also dem Jesuiten Adam Schall, welcher den Lehrstuhl der Astronomie am Pecking'schen Collegium inne hatte, den Himmel nächtlicher Weile zu consultiren. Schall, als ein anderer Seni, that, wie man von ihm begehrte, und prophezeihte dem kühnen Schun-tschin den glorreichsten Sieg, so wie schließlich für ihn selbst und seine Nachkommen den vollkommen ruhigen Besitz des ganzen himmlischen Reichs. Nun brach Schun-tschin mit seinem Heere auf, eroberte eine Provinz nach der andern und schlug endlich auch den Tum-lié auf's Haupt. Ja er nahm ihn sogar mit sammt seiner Familie gefangen, und ließ ihn wie alle Mitglieder derselben, also auch seinen Erstgeborenen Tam-Tym, welchem Pater Andreas Xavier Cosler doch eine so glorioſe Zukunft vorhergesagt hatte, elendiglich erdrosseln; die Jesuiten aber, die bisher am Hofe des Besiegten wirkten, geschah nichts, denn sie waren sämmtlich vorher auf Befehl Schalls, der vom Ordensgeneral insgeheim das Patent eines Generalvikars der chinesischen Mission in der Tasche hatte, in's Lager des Siegers übergegangen.

Auf diese Art verstanden es die Jesuiten, in zwei feindseligen Feldlagern zugleich zu wirken, und es ist kein Zweifel, daß sie insgesammt dem Tum-lié zugelaufen wären, wenn die Glücksgöttin sich ihm günstiger gezeigt hätte. Nun aber priesen sie den großen Schun-tschin hoch, und dieser erwies sich ihnen so gnädig, daß sie, als er anno 1661 starb, folglich noch nicht achtzig Jahre seit der Ankunft Ricci's in China, bereits acht und dreißig Collegien und Residenzen nebst hundert und ein und fünfzig Kirchen daselbst besaßen. Am allerweitesten übrigens brachte es der Pater Adam Schall, denn ihm verlieh sein huldvoller Monarch die Würde eines Mandarinen vom höchsten Rang, indem er ihn zugleich zum Ober-

haupt der europäischen Bonzen, so wie zum Präsidenten des Tribunals der Mathematiker des Reichs ernannte. Das war eine der höchsten und einflußreichsten Stellen in China, und man sah den Adam Schall nunmehr öffentlich nie mehr anders, als gekleidet in die reichsten Stoffe und überladen mit Edelsteinen, sitzend in einem Palankin, den zwölf Sklaven trugen, von der Sonne geschützt durch einen ungeheuren Ehrenschirm, unter dem ihm zahlreiche Diener Luft zuwedelten, eskortirt von einer Schwadron seiner eigenen Leibwache und angestaunt von der Volksmasse, die ihm ehrfurchtsvollst Platz machte, um nicht mit Bambusschlägen auseinandergetrieben zu werden. Auch schenkte der große Kaiser seinem Günstling, außerdem daß er ihn sonst mit Reichthümern überhäufte, einen großen Palast in der nächsten Nähe der Residenz und besuchte ihn darin mehr als zwanzig Male persönlich, während es bekanntlich in China Etiquette ist, daß die Souveräne in ihrer Erhabenheit nie einen Tritt über die Schwelle eines Unterthans setzen. Ja, um der Sache die Krone aufzusetzen — er gab ihm die Erlaubniß, sich in allen Angelegenheiten stets unmittelbar an den Thron zu wenden — bei allen übrigen Kron- und Hofbediensteten hatte dieß durch das Tribunal der Bittschriften zu geschehen — und vertraute ihm schließlich die Erziehung und Vormundschaft seines erstgeborenen Sohnes und Thronnachfolgers an!

Eine solch großartige Stellung nahm der Jesuite Adam Schall am Hofe zu Pecking ein und nicht minder großartig war die Stellung seines Nachfolgers, den ihm der General nach seinem Tode gab, nämlich des ehrwürdigen Paters Verbiest, denn auch er wurde Großmandarin und Präsident des Tribunals der Mathematiker; auch er erhielt den Ehrentitel „Ma-Fa", und schritt einher nicht wie ein Prediger der christlichen Lehre, sondern wie ein stolzer Großwürdenträger des chinesischen Reichs. Was that man aber in jenen für die Jesuiten so glorreichen Zeiten in den Collegien, welche sie leiteten? Nun man arbeitete darin an mathematischen Instrumenten, an Klavieren, an Uhren, an astronomischen Tabellen und was dergleichen mehr ist; an der christlichen Religion aber arbeitete man nicht. Es gingen daraus hervor eine Menge von Baumeistern, Malern, Geographen, Musikern, Astronomen, Mathematikern, Mechanikern, Aerzten und sogar Diplo-

maten *), — christliche Theologen und Prediger aber producirten sie keine. Ja sogar eine Kanonengießerei wurde von den Herren Jesuitenpatribus unter der Oberleitung des ehrwürdigen Verbiest hart neben dem Peckinger Collegium errichtet und die daraus hervorgegangenen Geschütze erwiesen sich als weit vortrefflicher, denn die der Chinesen waren; — daß sich die Herren Patres aber bestrebt hätten, den Geist Gottes über das chinesische Volk auszugießen, davon hat man nie etwas gehört oder vernommen!

II. Die jesuitische Mission in Afrika.

Wir haben so eben gesehen, wie großartig die jesuitische Mission sich in Asien ausdehnte — so großartig, daß sie kaum in einem eng begrenzten Raum zu bewältigen war; ganz anders dagegen stellt sich die jesuitische Mission in Afrika heraus, denn sie beschränkte sich auf ein einziges Land und auf einen verhältnißmäßig sehr kurzen Zeitraum.

Schifft man sich in Egypten auf dem Nile ein, um stromaufwärts zu fahren, so gelangt man, so bald man die Grenzen dieses Reiches hinter sich hat, nach Nubien, das jetzt eine Provinz Egyptens geworden ist; dringt man aber noch weiter gegen Süden vor, so erreicht man ein mächtiges Hochland, das sich zwischen der großen Ebene von Kordofan und dem rothen Meere (durch dieses wird es von der Halbinsel Arabien getrennt) ausdehnt und unter den beiden Namen Abyssinien (oder Habesch) und Aethiopien in den geographischen Handbüchern figurirt. Dieses fruchtbare Hochland nun, welches die Mutter der Hauptnebenströme des Nil, so

---

*) In letzterer Eigenschaft verwandte sie besonders auch der Kaiser Kang-hi (derselbe, den Schall erzogen hatte), und sie waren es z. B., welche anno 1689 mit den Russen den Grenzregulirungsvertrag zwischen Sibirien und der Mantschurei abschlossen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wie einer Menge von andern herrlichen Flüssen ist und in welchem die Früchte des Südens gerade so gut gedeihen, als die des gemäßigten Klima's, war einst — in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung — ein mächtiges Königreich, nach seiner großen Hauptstadt Axum das Axumitische genannt, und byzantinische Autoren erzählen uns von demselben, daß seine Beherrscher ihre Waffen sogar bis nach Yemen und Saba in Arabien hinübergetragen hätten, so wie sich überhaupt an seinen Grenzen sowohl die Macht der Römer als die der Parther gebrochen habe. Damals, als diese Ereignisse vorfielen, herrschte in jenem Reiche natürlich die heidnische Religion und wir lesen z. B. noch von dem im Anfang des vierten Jahrhunderts regierenden tapferen König Aizanes, daß er (anno 333) nach einem glorreich erfochtenen Siege dem Ares oder Mars einige Statuen errichtet habe. Gleich hernach aber, noch vor dem Jahr 340, fingen zwei von Egypten her eingewanderte Missionäre, Namens Frumentius und Aedesius (man nannte sie später nur die Apostel Aethiopiens), an, das Christenthum zu predigen und diese Lehre fand, weil sich König Aizanes als einer der ersten taufen ließ, unter Hoch und Niedrig so großen Anklang, daß in weniger denn zehn Jahren schon zwei Drittheile der sämmtlichen Heidentempel in christliche Kirchen verwandelt waren. Ueberdem erstanden eine Menge Klöster und Einsiedeleien, natürlich nach dem Muster der egyptischen, so wie auch Egypten die Hunderte von Weltpriestern lieferte, welche zur Versehung des Gottesdienstes nöthig wurden, und man kann sich also wohl denken, daß der ganze Ritus kein anderer war, als der im Mutterlande übliche. Um aber dem Ganzen das Siegel aufzudrücken, so weihte der Patriarch von Alexandrien den Missionär Frumentius zum ersten Bischof des neubekehrten Landes, und von dort an blieb es ein Vorrecht dieses Patriarchen, den „Abuna" — wie man den Bischof-Primas von Abessynien heißt — zu ernennen und einzusetzen. So bildete denn Aethiopien das äußerste Bollwerk des Christenthums in Afrika, und von hier aus wurden viele Versuche gemacht, selbst Arabien für diesen Glauben zu gewinnen; allein als im sechsten Jahrhundert der Muhammedanismus in's Leben trat, gab's augenblicklich einen förmlichen Umschwung der Dinge. Der Muhammedanismus nämlich, der bekanntlich mit dem Schwert in

der Hand Proselyten machte, eroberte nicht bloß Arabien nebst dem ganzen Küstenstrich am rothen Meere, den bisher die Könige von Axum inne hatten, sondern unterwarf sich auch Egypten bis an die Grenzen Nubiens und machte dadurch Abessynien so zu sagen zu einer christlichen Oase inmitten von lauter muhammedanischen Ländern. Ja nicht genug an dem, die Khalifen (Muhammeds Nachfolger) suchten auch in Abessynien selbst einzudringen und schwächten es nicht bloß ungemein durch unaufhörliche Angriffskriege, sondern ruhten auch nicht, als bis ein Theil der Bevölkerung den Islam angenommen hatte. Was aber noch schlimmer war, sie entzogen jenem Reiche nach und nach alle Verkehrswege zu Wasser und zu Land, indem sie es gleichsam mit einem Cordon umzogen, und isolirten es dadurch so sehr, daß man in Europa Jahrhunderte lang gar nichts mehr von ihm erfuhr. Erst im Mittelalter tauchte dann wieder eine Sage von dem verloren gegangenen Christenreich auf und man fabelte viel von einem „Priester Johannes", der dieses Reich beherrsche und unmittelbar von König Salomo abstamme. Doch konnte natürlich Niemand etwas mit Bestimmtheit angeben und Viele meinten daher, es sei alles Mythus und eitel Träumerei, bis endlich auf einmal anno 1483 auf dem Concil von Florenz ein Abessynier auftauchte, der sich für einen Abgesandten des Beherrschers dieses Reichs, Za-Yacub, ausgab. Er verschwand jedoch gleich darauf wieder und man wußte nachher so viel wie vorher. Da erfuhren die Portugiesen bei einer ihrer Expeditionsfahrten an den Ostküsten Afrika's anno 1484 durch eine Gesandtschaft des Negerstaates Benin, daß zwanzig Monatsreisen hinter Benin ein mächtiger christlicher König mit Namen Za-Ogané herrsche, und weil sie mit Recht vermutheten, daß dieses christliche Königreich kein anderes sein könne, als das mythische Reich des Preste Joao (das Reich des Priesters Johannes), so rüsteten sie sofort anno 1486 unter dem Oberbefehl des Pero de Covilha eine Expedition aus, die von Egypten aus durch das rothe Meer nach der afrikanischen Ostküste vordringen sollte. Corilha vollführte seinen Auftrag auf eine wirklich glänzende Weise und fand nach dreijährigem Suchen, was er zu finden beauftragt war, nämlich den christlichen Staat Habesch inmitten einer theils heidnischen, theils muhammedanischen Umgebung. Das große Räthsel war also endlich gelöst und der

Lohn der Portugiesen war, daß sie vom Beherrscher dieses Staats, dem Negus Za-Dengsal (Negus ist im Abessynischen so viel als König) die Erlaubniß erhielten, nach Belieben Handel zu treiben und Handelsetablissements zu gründen; dafür aber leisteten sie dem Negus kräftige Hülfe gegen die Muhammedaner, welche eben von Aden her einen Einfall machten, so wie später gegen die Gallas, einen wilden Volksstamm, der südlich von Abessynien seine Wohnsitze hatte.

So weit war nun alles recht und die beiderseitigen Nationalitäten kamen sehr gut mit einander aus, besonders nachdem sie sich gegenseitig theils durch Dolmetscher, theils durch Spracherlernung zu verständigen angefangen hatten; allein nun machte der Pabst zu Rom eine Entdeckung, welche das gute Einverständniß urplötzlich und zugleich auf eine sehr nachhaltige Weise zerstören sollte. Und worin bestand nun diese Entdeckung? Einfach darin, daß die Abessynier keine gute römisch-katholische Christen, sondern vielmehr Häretiker von der Sekte der sogenannten Monophysiten seien und daher sofort zur einzig wahren katholischen Kirche bekehrt werden müßten. Der Pabst hatte in gewisser Beziehung recht, nämlich von seinem Standpunkte aus; das heißt die Abessynier bekannten sich zu demselben Glauben, wie die Christen in Egypten (die sogenannten Kopten) und bestritten den Satz, daß in Christo zwei Naturen, die menschliche und göttliche, ohne Vermischung, Verwandlung und Trennung zu einer Person vereinigt seien. Ueberdem wichen sie auch noch in einigen andern Dingen von dem lateinischen (d. i. römisch-katholischen) Ritus ab, wie z. B. in der Taufe, welcher sie stets die Beschneidung vorangehen ließen, in der Feier des Sonnabends und in der Beobachtung der Fastenzeit, welche sie bis zu Sonnenuntergang ausdehnten, während die römischen Christen sich nur bis zum Mittag der Nahrung enthielten. Der Hauptanstoß lag aber keineswegs in diesen paar Aeußerlichkeiten, welche dem christlich-orientalischen Ritus entnommen eigentlich so viel wie nichts bedeuteten, sondern darin, daß die abessynische Geistlichkeit nicht den Pabst zu Rom, sondern den Patriarchen von Alexandrien für ihre oberste kirchliche Behörde erachtete und sich hievon trotz aller römischen Zureden nicht abwendig machen lassen wollte. Das war eine offenbare Ketzerei und dagegen

mußte mit aller Energie eingeschritten werden! Doch wen sollten die Päbste zu Exekutoren ihres Willens ernennen? Selbstverständlich Niemanden anders, als den Jesuitenorden, der es sich ja zur Aufgabe gesetzt hatte, überall in der ganzen Welt die Ketzerei zu bekämpfen und das päbstliche Ansehen in seiner Vollgewalt wieder herzustellen. Auch hatten ja die Söhne Loyola's in Indien, Japan und China bereits Proben davon abgelegt, was sie zu leisten vermochten, und wenn daher ihnen die Romanisirung Abessyniens nicht gelang, so gelang sie Niemanden.

Was nun folgte, kann man sich denken, und ich will daher mit ganz wenigen Worten darüber hinweggehen. Vor Allem suchten sich die Jesuiten durch die Gründung von Collegien festzusetzen, und dieß gelang ihnen auch unter dem Schutz ihrer Freunde, der Portugiesen, auf deren Schiffen sie nach Abessynien kamen. Dann machten sie sich an die Großen des Reichs, um dieselben zu ihren Ansichten zu bekehren und dabei blieb kein Mittel der Ueberredung — Schmeichelei so wenig als Bestechung — unversucht. Endlich nach Jahrzehnte langem Unterminiren und Schüren gelang es dem Pater Paez, der ein zweiter Ricci zu werden versprach, zu Ende des 16. Jahrhunderts, den Thronfolger Socinios auf seine Seite zu bringen, und derselbe gelobte in seiner geistigen Schwäche, so bald er des Scepters mächtig sei, alles thun zu wollen, wodurch „die Einheit der Kirche" — das war der Köder, welchen die Jesuiten auswarfen — wieder hergestellt werden könne. Auch hielt er in der That sein Wort und wie er anno 1603 König wurde, schwur er sofort mit seiner ganzen Familie die bisherige monophysitische Ketzerei ab, indem er zugleich die eidliche Erklärung abgab, von nun an nur allein den Pabst als den geistlichen Oberherrn des Reichs anzuerkennen. Sein Beispiel ahmten, wie man sich wohl denken kann, eine Menge der Höflinge nach, und da man auf die Gunst des Herrschers verzichten mußte, wenn man beim alten Glauben blieb, so traten in ganz kurzer Zeit die meisten Statthalter der Provinzen ebenfalls auf die Seite der Jesuiten. Kurz, es schien eine ausgemachte Sache zu sein, daß die letzteren den Sieg davon tragen müßten, und sie setzten es daher auch beim Pabste Gregor XV. durch, daß derselbe anno 1622 einen der ihrigen, Alfonso Mendez, unter dem Titel eines Patriarchen von Abes-

synien zum obersten Bischof des Landes mit förmlich diktatorischer Gewalt in Glaubenssachen ernannte; zu gleicher Zeit aber brachten sie auch den geistesarmen Negus Socinios dazu, daß er sich bereit erklärte, mit seinen weltlichen Waffen und seiner Regentenoberherrlichkeit alles durchzusetzen, was der lateinische Patriarch zu verfügen belieben würde.

Nunmehr begann, wie man sich wohl denken kann, eine gar arg schlimme Zeit für das früher so glückliche Land Abessynien, eine Zeit so schrecklicher innerer Zwietracht, Verfolgungswuth und Heimsuchung, daß die Feder sich sträubt, die unmenschlichen Gräuel niederzuschreiben, welche auf Befehl der Jesuiten gegen widerspenstige Altgläubige in Scene gesetzt wurden; allein eben diese blutgierige Rohheit und Gewissensquälerei, eben diese übermäßige Leidenschaftlichkeit, mit welcher man für Rom kämpfte, war es, welche den Söhnen Loyola's schließlich den Sieg entriß. Abessynien zählte nämlich eine sehr zahlreiche Geistlichkeit, bestehend aus „Kasis" oder Pfarrern, aus „Debteraten" oder Dekanen, aus „Komosaten" oder Prälaten, so wie endlich aus dem „Abuna" oder Metropolitanbischof, von dem ich schon weiter oben gesprochen habe, und überdem gab es der Mönche und Nonnen fast mehr als genug; alle diese Priester und Kuttenträger aber hingen mit einer fast unüberwindlichen Zähigkeit an ihrem seit Jahrhunderten hergebrachten Ritus und wollten insbesondere auch nichts von einem Pabste zu Rom, der über alle Bischöfe und Patriarchen gesetzt sei, wissen. Die Jesuiten durften sich also nicht verhehlen, daß die Neuerungen, welche sie einzuführen suchten, der Widersacher eine Menge finden würden, und zwar eine um so größere Menge, als die Geistlichen Abessyniens sich eines großen Einflusses auf das Volk erfreuten und insbesondere über den Willen ihrer Beichtkinder geringerer Klasse unbedingt zu gebieten hatten; sie durften sich nicht verhehlen, daß hier nur durch langsame geistige Einwirkung — nur durch eine jahrelange mit unsäglicher Geduld ausgeführte Unterminirung der religiösen Ueberzeugungen etwas ausgerichtet werden könne, nicht aber, da es sich von einem ganzen Volk handelte, durch Gewalt. Dennoch beschlossen sie in ihrem Ungestüm und Uebermuth das letztere, denn sie meinten „mit dem Gesindel" eben so leicht fertig werden zu können, als mit den Indiern und Japanesen, und somit

feuerten sie den König an, daß er seinen Statthaltern befahl, gegen alle Widerspenstigen, besonders gegen die widerspenstigen Priester mit größter Strenge zu Werke zu gehen. Allein siehe da, jetzt zeigte es sich, daß die Abessynier keine verweichlichten, zu willenlosen Sklaven herabgesunkenen Geschöpfe waren, welche sich durch einen Befehl von oben herab sofort zum demüthigsten Gehorsam bequemten. Nein nicht das, sondern sie erklärten vielmehr, angeführt von den Priestern, zu Tausenden in Eingaben an den Thron, daß sie nicht nachgeben würden, sondern bereit seien, für ihren Glauben zu leben und zu sterben. Was half es nun, daß die Beamten des Königs auf Verlangen der Jesuiten den Widerstand der Leute durch Stockschläge und Säbelhiebe zu brechen suchten? Was half es, daß einige Statthalter, unter denen sich Einer Namens „Zela" mit dem Beinamen „Christ" besonders auszeichnete, alle diejenigen einheimischen Priester, welche die Bekehrung nicht dem Galgen vorzogen, hängen ließ? Das Volk stand auf und der Sturm brach los und die Bewegung wurde eine solch allgemeine, daß König Socinios sich gezwungen sah, wenn er nicht Alles verlieren wollte, zu Gunsten seines Sohnes Facilidas abzudanken; Facilidas aber kehrte sofort, wie man sagt, den Stiel um, d. h. er trat augenblicklich zur alten Religion zurück und jagte die Portugiesen mit sammt den Jesuiten und dem lateinischen Patriarchen aus dem Lande. Ja er ließ sogar einige der letzteren, die es versuchten, eine Gegenrevolution hervorzurufen, öffentlich hinrichten und promulgirte ein Dekret, worin den Schwarzröcken das Ueberschreiten der Landesgrenzen für alle Zukunft bei Todesstrafe verboten wurde!

So endigte die kurze Herrschaft der Jesuiten in Habesch und dieselben waren durch das energische Vorgehen des Negus Facilidas so gründlich von aller Bekehrungswuth in diesem Theile der Welt geheilt, daß sie nie mehr einen Versuch machten, dahin zurückzukehren. Eben so wenig dachten sie ernstlich daran, sich an andern Orten Afrika's festzusetzen, oder vielmehr, sie verzichteten nach einem kurzen Anlauf sowohl in Egypten bei den halsstarrigen Kopten, als in Congo bei den halbthierischen Schwarzen auf bleibende Niederlassungen, wahrscheinlich weil ihnen das Feld keine ergiebige Ernte versprach. So verwischten sich ihre Spuren gar bald in dem afrikanischen Sande, und wenn je später von Zeit zu Zeit in den por-

tugiesischen Niederlassungen und Faktorien an der Westküste Afrika's Agenten der Gesellschaft Jesu erschienen, so kamen sie nicht, um das Christenthum zu predigen oder um sich bleibend niederzulassen, sondern um eine Ladung Schwarzer einzukaufen und dieselben als Sklaven nach ihren Kolonien in Amerika zu schleppen.

III. Die jesuitischen Missionen in Amerika.

Mit den Portugiesen kamen die Jesuiten nach Asien, mit den Portugiesen nach Afrika und abermals mit den Portugiesen nach Amerika.

In letzterem Welttheil nämlich besaßen die Portugiesen ein ungeheures Ländergebiet, welches unter dem Namen Brasilien bekannt ist, und dahin sandte König Johann III. von Portugal anno 1549 eine Flotte mit verschiedenen Ansiedlern, die im Golfe von Bahia an der östlichen Küste des mittäglichen Amerika die Stadt San-Salvador anlegen sollten. Weil nun aber das Missionswerk Franz-Xaviers in Asien so außerordentlich gut gedieh und die Völker Asiens dadurch in gute Unterthanen verwandelt wurden, so erbat sich der König von Loyola, dem Jesuitengeneral in Rom, auch für Amerika einige Missionäre, in der Hoffnung, daß es die schwarzen Patres mit den Bewohnern Westindiens gerade so weit bringen würden, als sie es mit den Ostindiern gebracht hatten, und Loyola, die Wichtigkeit dieser Mission auf den ersten Blick erkennend, verwilligte ihm sofort sechs Mitglieder seines Ordens. Die Sechs, darunter der durch seine rastlose Energie, so wie durch seine fein überlegende Klugheit nicht mit Unrecht von den Geschichtschreibern der Societät überaus hochgepriesene Emanuel Nobrega, erbauten sich sofort in San-Salvador ein Haus, d. i. eine Residenz, und begannen von hier aus ihre Streifzüge in's Innere des Landes, um zu sehen, was mit den Eingebornen anzufangen sei. Diese letzteren jedoch (so viel zeigte sich bald) hatten einen ganz andern Charakter, als die ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

weichlichten heruntergekommenen Hindus, und waren durch die Erpressungen und Quälereien der Europäer wo möglich noch wilder, roher und grausamer geworden, als sie es zuvor schon gewesen. Die Jesuitenpatres fanden daher keine gute Aufnahme bei ihnen und konnten in Folge dessen auch nicht viel ausrichten, am allerwenigsten im Anfang, wo sie von der Sprache der Indianer — so nennt man die Eingebornen Amerika's gewöhnlich — noch nichts verstanden. Ueberdem mußten sie in steter Angst leben, von den Wilden, die stets ein Gelüste nach Menschenfleisch hatten, ermordet zu werden, und auch sonst hatten sie der Drangsale bei ihren Wanderungen so viele zu erdulden, daß man sich nur wundern muß, wie sie trotz allem dem in ihrem Eifer nicht nachließen. Doch bald sahen sie ihre Bemühungen wenigstens von „einigem" Erfolge gekrönt, indem die Indianer ihnen erlaubten, alle die Unglücklichen, welche „zum Gefressenwerden" verurtheilt waren — meist Gefangene, die sie in ihren ewigen Fehden mit andern Stämmen gemacht hatten — vor der Abschlachtung zu taufen *). Ueberdem gelang es ihnen, auf die indianischen Weiber — wenigstens auf die Weiber der Stämme, welche in der Nähe der europäischen Niederlassungen ihre Lager aufgeschlagen hatten — einzuwirken und dieselben zu bestimmen, daß sie sich Rosenkränze und Agnus Dei schenken ließen; durch die Weiber aber erhielten sie auch Einfluß auf die Männer und das Resultat war immer der Actus der Taufhandlung, mit welchem die Bekehrung als vollendete Thatsache abgeschlossen wurde, obwohl die Getauften vom Christenthum gar nichts inne hatten. Schließlich endlich brachten sie es dahin, daß die meisten Weißen in den portugiesischen Niederlassungen, so wie die Mischlinge, d. i. die Abkömmlinge von Weißen und Indianerinnen, sie als Beichtväter annahmen und — was die Hauptsache war — ihnen große Stücke ihrer weitläuftigen Ländereien präsentweise abtraten, um Residenzen und Collegien erbauen zu können.

---

*) Nicht selten übrigens nahmen die Indianer die Erlaubniß zum Taufen der Menschenopfer zurück, und zwar aus dem Grunde, weil sie das Vorurtheil hatten, das Fleisch der Opfer verliere durch den Akt der Taufhandlung am guten Geschmack. Sie hielten nämlich die Taufhandlung für eine Zauberformel und die Jesuiten hüteten sich wohl, ihnen diesen Aberglauben zu nehmen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dieß geschah auch allüberall, wo es nur irgend möglich war, und bald blühten in San-Salvador, in Fernambuco und in Rio-Janeiro drei großartige und äusserst zahlreich besuchte Erziehungsanstalten. Nicht lange hernach — noch keine zwanzig Jahre nach ihrer ersten Landung — hatten die Jesuiten auch bereits die Grenzen Brasiliens überschritten und waren nach Peru eingedrungen, wo sie in Lima, La-Paz und Cusco ebenfalls Collegien errichteten. Wiederum zwanzig Jahre später aber besaßen sie in jedem Theil des südlichen und mittäglichen Amerika, in welchem die Fahnen Portugals oder Spaniens wehten, besonders in Chili, Mexiko, Tucuman und Maranham Niederlassungen und ihre Agenten und Missionäre durchzogen den ganzen ungeheuren Continent von der Meerenge von Panama bis nach der Magellansstraße hinab, so wie umgekehrt von Panama hinauf bis an den Rio del Norde. Ja sogar bis nach Canada drangen sie vor und stolz entfaltete sich daselbst das Banner Ignatii, so lange die weiße Fahne mit den drei Lilien es schützte. Doch so wie das Land von den Franzosen den Engländern übergeben wurde, mußten die Jesuiten den Wanderstab ergreifen und sich über Hals und Kopf nach dem Süden hinab flüchten, denn weder die Engländer, noch die Holländer, noch die Dänen duldeten in ihren amerikanischen Kolonien jesuitische Niederlassungen.

So groß nun aber auch die Macht und die Besitzthümer waren, welche sich die Jesuiten in den einzelnen Ländern Amerika's zu erwerben wußten, so verschwindet diese Größe fast in ein Nichts vor einer andern Acquisition, die sie in demselben Amerika machten, nämlich vor der Acquisition eines eigenen Reichs, und zwar eines Reichs zum mindesten doppelt so groß, als Italien, über welches sie als vollkommen souveraine Herren regierten. Dieses Land hieß Paraguay und da es wohl noch nie erhört worden ist, daß ein geistlicher Orden sich zu einem souverainen König emporschwang, so dürfte es wohl der Mühe werth sein, ein wenig näher auf die Sache einzugehen. Das „jetzige" Paraguay, einer der kleinsten Freistaaten des südlichen Amerika, wird westlich vom Paraguaystrome, östlich und nördlich von Brasilien, südlich vom Parana begrenzt und umfaßt nur 4175 Quadratmeilen; das Paraguay des 16. und 17. Jahrhun-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

derts dagegen war unendlich viel größer und umfaßte so ziemlich alles Land, welches gegenwärtig die Staaten des La-Plata und der Banda-oriental einnehmen. Dasselbe bildet fast durchweg eine nach Süden und Westen abhängende Ebene mit nur wenigen, kaum bis zu tausend Fuß ansteigenden Hügelreihen und ist von einer Menge der herrlichsten Ströme bewässert, die sich sämmtlich, wie insbesondere auch der Paraguay- und Uruguaystrom, in den Parana (dieser nimmt nach der Vereinigung mit dem Uruguay den Namen Rio de La-Plata an) ergießen. Das Klima ist halbtropisch und es übertrifft deßhalb auch die Fruchtbarkeit des Bodens fast alle anderen Länder der Welt. Somit gedeihen hier nicht bloß die gewöhnlichen Fruchtgattungen, die der Mensch zu seinem Lebensunterhalt benützt, sondern mit noch weit größerem Vortheil pflanzt man Tabak, Baumwolle und Zucker. Nicht minder bedeutend, ja fast noch bedeutender erscheint die Thierwelt und es weiden daselbst wahrhaft ungeheuerliche Heerden theils von Wild aller Art, wie von Schweinen, Hirschen und Rehen, theils von zahmem Vieh, besonders von Ochsen und Pferden; nichts aber gleicht vollends der Pracht der Wälder, und sogenannte Barrigudos von drei Klaftern im Umfange, so wie Palmbäume von hundert und achtzig Fuß Höhe gehören keineswegs unter die Seltenheiten. Kurz es ist ein wunderbar herrliches Land und das Einzige, was vielleicht in entgegengesetzter Richtung geltend gemacht werden kann, dürfte in dem Umstande liegen, daß während der Regenzeit oft ungeheure Strecken unter dem Wasser verschwinden.

Der erste Entdecker dieses mächtigen Ländergebiets war der Spanier Juan Diaz de Solis, Großsteuermann von Kastilien, der anno 1516 in den Rio de La-Plata einfuhr und daselbst von den Indianern getödtet (nach der Ermordung verzehrten sie ihn Angesichts seiner auf dem Schiff befindlichen Mannschaft) wurde. Drei Jahre später sandte Don Martin de Sosa, Generalkapitän von Brasilien, den Alexis Garcia mit noch vier andern Portugiesen, lauter kühnen und starken Männern, nach dem Rio de La-Plata, damit sie es versuchten, von da bis zu dem gold- und silberreichen Peru, das den Spaniern gehörte, vorzudringen, und diese verwegene Fahrt wurde auch in der That ausgeführt; auf dem Heimweg aber wurde Garcia mit zweien seiner Gefährten von den

Wilden erschlagen und es gelangten also nur die beiden Uebrigbleibenden nach der Stadt Bahia oder San-Salvador zurück. Ganz eben so unglücklich endete die Expedition des Georg Sedeno, der sich mit sechzig andern Portugiesen ebenfalls von Bahia aus nach dem Parana aufmachte, denn sie alle fanden durch die verrätherische List der Indianer in diesem Flusse ihr Grab. Nun endlich sandte Kaiser Karl V. anno 1525 seinen Großsteuermann Cabot mit fünf Schiffen nach dem La Plata und dieser berühmte Seefahrer schiffte den Fluß aufwärts, bis er in den Paraguay gelangte, so daß man die erste genauere Kunde vom Paraguaylande Niemanden als ihm zu verdanken hat. Auch nahm er das ganze Parana- und Paraguaygebiet für die Krone Spanien in Besitz und legte am Einfluß des Rio Tercero in den Parana ein Fort an, welches unter dem Namen „Cabotsthurm" bekannt wurde. Die erste eigentliche Niederlassung aber, nämlich die Stadt Buenos-Ayres, wurde erst zehn Jahre später durch Don Pedro de Mendoza, der anno 1535 mit vierzehn Schiffen und fast drei tausend Mann Besatzung ebenfalls auf Befehl Karls V. von Sevilla aus nach dem La Platastrom abfuhr, gegründet, und auf sie folgte dann zwei Jahre später am Einfluß des Pilco Mayo in den Paraguay die Stadt Assumption, welche von den Grenzen Perus und Brasiliens gleich weit entfernt liegt. Von da an begann die wirkliche Besitzergreifung des Landes, so wie dessen allmählige Besiedlung durch die Spanier und es entstand das Vicekönigreich La-Plata, über welches im Namen des Königs ein von diesem ernannter Adelantade oder Generalkapitän herrschte. Doch wenn nun auch schon nach Kurzem noch mehrere Städte gegründet wurden, wie z. B. Ciudad Real anno 1557 am Einfluß des Piquiry in den Parana und Santafé anno 1570 am Rio de Salado, so darf man dabei durchaus nicht außer Acht lassen, daß alle diese Niederlassungen an den Hauptflüssen des Landes lagen, daß dagegen im Binnenlande selbst, also entfernt von jenen Verkehrsadern, die statt der Straßen dienten, auch nicht eine einzige Kolonie erstand. Im Gegentheil blieb dieses Binnenland durchaus uncolonisirt, durchaus ununterworfen und sogar durchaus unbekannt, denn die Spanier, welche sich in ihren eroberten Provinzen nur um Gold- und Silberminen kümmerten und von Ackerbau und Viehzucht, so wie von Industrie und Gewerben nichts

wissen wollten, bewiesen, wie allüberall in Amerika, so wie auch hier ein sehr schlechtes Colonisationstalent. Wollte doch Jeder von ihnen, der sich nach Amerika einschiffte, nur als Edelmann daselbst leben, und meinte, er verunreinige sich, wenn er sich auch nur zur allergeringsten Arbeit bequeme!

Unter solchen Umständen mußten die Generalkapitäne bald zu der Einsicht gelangen, daß die ihnen anvertrauten Provinzen sich nie gehörig entwickeln und nie zu Wohlstand und Ordnung gelangen könnten, wenn nicht die Eingeborenen des Landes, also die Indianer, zu tüchtigen Staatsbürgern herangezogen würden. Sie bildeten ja die weitaus größte Mehrzahl der Bevölkerung und aus ihnen allein konnten die so überaus nöthigen Arbeitskräfte gezogen werden! Allein wie war dieß zu bewerkstelligen? Nun natürlich — so lautete die Antwort — dadurch, daß man sie zu Christen machte, denn mit der christlichen Religion überkamen sie gleichsam unwillkürlich christliche Sitte, christliche Bildung, christliche Lebensweise. Schon Karl V. hatte daher den Statthaltern, die er nach La-Plata sandte, nichts so sehr eingeschärft, als das, daß sie Geistliche und Mönche zur Bekehrung der Indianer mitzunehmen hätten, und dasselbe that auch Philipp II. Auch kamen die Generalkapitäne diesem Befehle pflichtschuldigst nach und brachten insbesondere mehrere Franziskanermönche nach Paraguay, unter denen sich Franz Solano und Ludwig de Bolanjos rühmlichst auszeichneten. Ueberdieß wurde der Provinz Paraguay in der Person des Johann de Barros, ebenfalls einem Franziskanermönche, ein Bischof gegeben und die Stadt Assumption zu seinem Sitze erhoben, woselbst er auch anno 1554 seinen feierlichen Einzug hielt. Allein mit dem Christianisiren der Eingeborenen wollte es doch ganz und gar nicht vorwärts gehen und zwar aus zwei ganz gleich wichtigen Gründen. Zum ersten nämlich stand das Betragen der Spanier im schroffsten Gegensatze zu den Lehren der Milde und Barmherzigkeit, welche das Evangelium predigt, denn es ist nur allzubekannt, mit welcher unbarmherzigen Härte und Grausamkeit die eben so stolzen als unersättlichen Eroberer die von ihnen bezwungenen Eingeborenen behandelten, und die Letzteren hatten daher nicht die mindeste Begierde, dieselbe Religion anzunehmen, zu welcher sich ihre Quälgeister bekannten. Im Gegentheil haßten sie diese Religion

gerade so sehr als sie die Spanier haßten, und wenn sie sich auch hie und da aus Zwang, um noch größeren Mißhandlungen zu entgehen, taufen ließen, so kehrten sie doch sogleich zu ihrem alten Glauben zurück, so bald sich eine günstige Gelegenheit dazu zeigte. Zum Zweiten herrschte ein förmlicher Mangel an Priestern und man traf ganze Ansiedlungen, in denen sich auch nicht ein einziger Pater befand. Niemand war da, die Jugend zu unterrichten, Niemand, um zu taufen und zu copuliren, Niemand, um den Sterbenden auf den Weg zur Ewigkeit die letzte Oelung zu reichen; wenn aber auch je noch die Städte so glücklich waren, einen oder gar zwei Geistliche zu besitzen, so sah es im Indianerbekehrungsdepartement um so leerer aus und man mußte schon wegen dieses Mangels an Kräften, noch mehr aber deßwegen, weil die wenigen vorhandenen Religiosen die Sprache der Indianer nicht verstanden, alle Hoffnung, die Ungläubigen zu bekehren, aufgeben. Und woher kam nun dieser große Abmangel? Einfach daher, daß das fast außer allem Weltverkehr stehende, der Civilisation noch gänzlich entbehrende Paraguay keinerlei Anziehungskraft auf die an Genüsse jeder Art gewöhnte katholische Priesterschaft ausüben konnte — daher, daß selbst die Bettelmönche der geringsten Sorte jenes entlegene, noch der ungebahnten Wildniß angehörende Land als eine Art von Strafexil ansahen, mit welchem Niemand freiwillig Bekanntschaft zu machen suchen konnte.

Siebzig Jahre lang, d. i. bis zum Jahre 1586, machte also die Bekehrung und Civilisation der Indianer in Paraguay nur sehr geringe oder beinahe gar keine Fortschritte; da kam dem neuernannten Bischof der gegen Chili hin gelegenen Provinz Tukuman, Don Franciskus de Victoria, der in seinem ganzen großen Sprengel noch kein Dutzend Geistliche vorfand, der Gedanke, ob es nicht räthlich wäre, sich von dem Orden Jesu Hülfe zu erbitten. Die Noth muß sehr groß gewesen sein, denn sonst wäre Don Franciskus, der selbst dem Dominikanerorden angehörte, gewiß nicht auf diesen Gedanken gekommen; allein sei dem, wie ihm wolle: ihm, dem ersten Bischof von Tukuman, fiel es ein, den Beistand der Jesuiten in Anspruch zu nehmen, weil dieselben in den benachbarten Staaten Brasilien und Peru schon Bedeutendes im Bekehrungsfache geleistet hätten, und er schrieb deßhalb sofort anno 1586 an die Provinziale

der beiden genannten Staaten, die Patres Anchieta und Atiensa; diese aber entsprachen seinem Wunsche augenblicklich und sandten ihm gleich das erste Mal nicht weniger als acht Ordensmitglieder, indem sie ihm zugleich versprachen, deren nach Bedürfniß noch mehr folgen zu lassen. Ja nicht genug an dem, diese Acht *) waren keine gewöhnlichen Patres, nur geschickt, die Sakramente auszutheilen und eine Messe zu singen, sondern sie verstanden etwas, was die bisher als Missionäre verwandten Mönche nicht verstanden hatten, nämlich die Sprache der Indianer, dieweil gerade hierauf in allen Jesuitencollegien Brasiliens und Peru's mit allem Eifer hingewirkt wurde, und somit konnten sie sich gleich von Anfang an mit den Eingebornen in ein gutes Vernehmen setzen.

Dieß war der Anfang der jesuitischen Niederlassung in diesem Theile Amerikas — wie man sieht, ursprünglich ein sehr bescheidener und unschuldiger Anfang, allein sowohl die Bescheidenheit als die Unschuld verloren sich schon nach wenigen Jahren und an ihre Stelle trat das vollkommenste Gegentheil. Von der Stadt und Provinz Tucuman aus nämlich besuchten die Patres nach einander die übrigen Städte des Landes, insbesondere Cordua und Assumption nebst der weitläufigen Provinz Guayra (letztere bereisten insbesondere die Patres Ortega und Fields, welche der guayranischen Sprache vollkommen mächtig waren), und je länger sie sich in der Gegend umsahen, um so mehr fanden sie Gefallen an derselben. Sie trachteten daher vor Allem darnach, sich „häuslich" niederzulassen, gerade wie sie es auch in Indien, Japan und China gehalten hatten; doch währte es volle drei Jahre, bis sie ihr erstes Besitzthum erhielten und überdieß mußte dieses erste Besitzthum ein sehr modestes, ja fast ein geringfügiges genannt werden, denn es bestand

*) Der Curiosität wegen will ich die Namen dieser acht ersten Jesuiten hieher setzen. Sie hießen: Franciscus Angulo, Alphonso Barsana, Juan Villegas, Emanuel de Ortega, Stephan Grao (eigentlich Grau, denn er war ein Deutscher), Juan Salonio, Thomas Fields (ein Schottländer) und Paolo Arminio. Alle waren „Patres" und also zu jeglicher gottesdienstlichen Handlung berechtigt; als Oberer derselben aber, oder wie man sagte als Superior fungirte der Pater Arminio.

nur aus einem kleinen Wohnhause im Städtchen Villarica nebst einer eben so kleinen Kapelle daneben. Von nun an aber ging es was man sagt, im Galopp mit ihnen vorwärts, und da ihnen von Peru und Brasilien eine große Anzahl neuer Mitglieder zu Hülfe gesandt wurde, unter denen sich mehrere, wie z. B. die Patres Romero, Caspar de Monroy, Juan Viana und Marcel Lorenzana besonders auszeichneten, so konnten sie ein paar Jahre später bereits daran denken, ein Collegium zu errichten. Solches geschah anno 1593 in der Stadt Assumption, der Hauptstadt von Paraguay, und die spanische Einwohnerschaft derselben, den Gouverneur nebst dem hohen Adel an der Spitze, steuerte freiwillig eine solch große Summe zusammen, daß man das Anwesen nebst der daran stoßenden Kirche wirklich recht prächtig herrichten konnte. Auf dieses Colleginm folgte anno 1599 ein Missionshaus in Cordua mit einer großartigen Kathedrale und es war alle Aussicht vorhanden, daß in der nächsten Zeit ähnliche Etablissements in Santafé, so wie noch in mehreren andern Städten gegründet werden könnten. Hiezu kam es jedoch nicht, denn mit dem Jahr 1602 wurde mit dem ganzen Dasein der Jesuiten in Paraguay eine vollständige Neugestaltung vorgenommen.

Bisher hatten die Jesuiten als wahre Missionäre gewirkt, d. h. sie hatten zwar da und dort Grundeigenthum erworben und sogar, wie wir gesehen haben, ein Collegium nebst einem Missionshaus erbaut; dagegen waren sie diese ganze Zeit über stets „auf Reisen" begriffen und zogen von einem Distrikt, von einem Volksstamm zum andern, um überall das Kreuz Christi zu verkündigen. Solches ewige Hin- und Herreisen aber war wegen der großen Entfernungen, in der die Ansiedlungen von einander lagen, mit großen Beschwerlichkeiten verknüpft und überdieß konnte man darauf zählen, daß die Indianer, so bald die Missionäre weiter zogen, alsbald wieder zu ihrem heidnischen Glauben zurückkehrten. Somit konnte man sich's nicht verhehlen, daß man, wenn man „bleibend" auf die Eingebornen einwirken wollte, nothwendigerweise „stabile" Wohnsitze bei ihnen nehmen und das Herumreisen aufgeben mußte. Das war die eine Erfahrung, die man bis dato gemacht hatte. Die zweite bestand darin, daß die Jesuiten nunmehr genau wußten, wie es im Innern des ungeheuren Ländergebiets, das man Paraguay

nannte, aussah, während den Spaniern das gesammte Land außer den paar Städten an den großen Strömen und deren Umgebungen ein tiefes Geheimniß geblieben war. Letztere waren z. B. den Uruguay noch nicht weiter hinaufgekömmen, als bis zu dem ersten Wasserfall, und eben so unbekannt blieben sie mit dem ganzen großen Territorium, das zwischen dem Uruguay und Parana, so wie zwischen dem Parana und Paraguay lag; am allerwenigsten aber hatten sie sich die Mühe genommen, mit den verschiedenen Stämmen, welche diese Gegenden bewohnten, bekannt zu werden oder gar deren Freundschaft zu gewinnen, sondern ihr ganzes Trachten ging vielmehr dahin, allen den Eingebornen, die sie sich unterwerfen konnten, ein so hartes Joch, als nur irgend möglich, aufzuerlegen und sie zur angestrengtesten Sklavenarbeit auf ihren Pflanzungen oder, wie man in Paraguay sagte: „Commanden" anzuhalten. Solches alles und noch viel Mehreres wußten die in Paraguay wirkenden Jesuiten nur zu genau und berichteten es wie natürlich der Wahrheit getreu nach Rom an ihren General. Und dieser? Nun derselbe hieß Claudio Aquaviva, und er, ein Mann von ganz außerordentlichen Verstandesgaben und eben so großer Thatkraft, entwarf, auf die genannten Erfahrungen gestützt, sofort einen Plan, wie der größte Theil Paraguay's unter der Hand und ohne daß eine weltliche Regierung sich einmischen könnte, der Gewalt des Ordens Jesu zu unterwerfen wäre. Der Plan war unendlich klug angelegt und die Ausführung desselben wurde einem nicht minder klugen Manne anvertraut, nämlich dem Pater Stephan Paez, welchen Aquaviva als Visitator sämmtlicher Ordenshäuser der neuen Welt nach Paraguay sandte. Derselbe kam im Jahr 1602 in der Stadt Salta an und gebot sogleich allen Professen, vor ihm zu erscheinen. Dann nahm er einen Jeden einzeln vor und fragte ihn genau über alle Einzelnheiten aus, indem er ihm zugleich das Nöthige über die künftige Organisation des Ordens in Paraguay mittheilte; zuletzt aber versammelte er alle Anwesenden, hielt eine große Ansprache an sie, und verkündete ihnen schließlich die Befehle des Generals. Sie gingen, wie schon angedeutet, dahin, daß in Paraguay ein eigener christlicher Staat gegründet werden solle, welchen der Jesuitengeneral von Rom aus als unumschränkter Monarch

beherrschen sollte, und um diese großartige Maßregel durchzuführen, ward jedem Professen vorgeschrieben, was er zu thun habe.

Von jetzt an war jeder Schritt, den die Jesuiten in Paraguay thaten, ein stets zum voraus genau abgemessener, und wenn auch nur langsam, oft sogar mit Umwegen vorwärts geschritten wurde, so ging's doch immer unverrückt dem Einen großen Ziele entgegen. Vor allem galt es, die Indianer für sich zu gewinnen, und die jesuitischen Missionäre fingen daher einstimmig an, mit ungemeinem Eifer gegen die gräßliche Unterdrückung, unter welcher die Eingebornen seufzten, loszuziehen. „Die Commanden, auf denen die armen Rothhäute als Sklaven arbeiten müßten, seien ein Gräuel in den Augen Gottes", riefen sie, „und wenn es noch länger so fortgehe, so müsse in Kurzem eine totale Entvölkerung eintreten." Solche und ähnliche Worte erregten zwar den Haß der Spanier nicht wenig und die Herren Jesuitenpatres hatten in Folge dessen in den nächsten paar Jahren manche Unbill auszustehen. Ja sie wurden aus mehreren Städten wie aus Cordua und San-Jago geradezu vertrieben, aber sie gewannen um so mehr Anhänger unter den Rothhäuten, und insbesondere gelang es ihnen, einen nicht unbeträchtlichen Theil der großen Nation der Guaranes, d. i. der Bewohner von Guayra zu bekehren und sich zu befreunden. Vor der spanischen Eroberung nämlich war der Stamm der Tubinambas-Indianer bei weitem der gewaltigste in Paraguay und eben diesem Stamme, der sich durch eine besondere Wildheit auszeichnete, sind die Grausamkeiten zuzuschreiben, welche so vielfach gegen die eindringenden Weißen begangen wurden. Sie, die Tubinambas, schlachteten ihre Gefangenen; sie achteten Menschenfleisch für die köstlichste Speise unter der Sonne; sie wehrten sich bis auf's Blut vor dem Gotte der Christen! Weil sie nun aber nach jahrelangen Kämpfen einsehen lernten, daß die Waffen der Weißen ihnen überlegen seien, faßten sie den kühnen Entschluß, ihrem Vaterlande den Rücken zu bieten, und, diesen Entschluß sofort ausführend, zogen sie sich weit zurück in die Wildnisse des Urwalds bis zu dem breiten Thal des Marannon oder Amazonenstroms hin, bis wohin die Blaßgesichter — so hofften sie — nicht vorzudringen wagen würden. Die weiten Ebenen des Paraguay, Parana und Uruguay blieben also von jetzt an den andern Stämmen überlassen, welche

bisher in einer Art Abhängigkeit von den Tubinambas gestanden hatten, und als solche werden genannt die Apiakas und Cahahivas, die Calchaquis und Lulles, die Frontones und Omacuguakas, so wie vor allen die Guaranis, welche zahlreicher waren, als die übrigen fast alle zusammen. Diese letztere Thatsache schon mußte die Aufmerksamkeit der jesuitischen Missionäre auf sie wenden; noch mehr aber die weitere Thatsache, daß sie den wenigst wilden Charakter von allen in Paraguay lebenden Rothhäuten hatten. Im Gegentheil konnte man ihnen eine Art von Civilisation nicht absprechen, denn sie lebten, von erblichen Kaziken oder Clanhäuptern regiert, in Dörfern zusammen und nährten sich fast durchaus von dem Korn oder Mais, den sie pflanzten, während die übrigen Stämme nomadisirend umherstreiften und die Jagd allein für die eines Mannes würdige Beschäftigung erachteten. Dagegen lastete auf ihnen auch der Vorwurf des Abmangels an kriegerischem Geist, so wie des Abmangels an Energie, und sie fügten sich daher, obwohl in ihrem Innersten vom tiefsten Haß erfüllt, in den spanischen Commanden dem Arme des Weißen, der sie wie Lastthiere behandelte. Natürlich übrigens war die Zahl derjenigen, welche auf den spanischen Domänen lebten, eine sehr geringe gegenüber von der großen Masse derer, die jene großen Distrikte des Binnenlandes bewohnten, von welchen ich schon weiter oben bemerkt habe, daß sie den Spaniern noch ganz unbekannt geblieben seien, und man darf also mit Sicherheit behaupten, daß wohl neun Zehntheile der Guaranis das Joch der Unterdrückung noch nicht fühlten; die Angst aber, sich dieses Joch bald auferlegt zu sehen, erfüllte sie bereits jetzt und darum nahmen sie auch die Predigt der Jesuiten gegen die spanische Tyrannei mit so großem Wohlgefallen auf.

So stand es um die Guaranis in Paraguay zu der Zeit, als die Jesuiten den Entschluß faßten, ein eigenes Reich daselbst zu errichten, und es wird nun Niemanden mehr verwundern, warum es ihnen so leicht gelang, dem Christenthum dorten Eingang zu verschaffen. So wie sie aber so weit waren, gingen sie daran: in den Distrikten, in welche die Spanier bis jetzt noch nicht gedrungen waren, die bis dato in kleinen Dörfchen zerstreut lebenden Einwohner in

größere Gemeinden zu vereinigen, welche sie Bourgaden oder Reduktionen, d. h. zum christlichen Glauben „reducirte" Gemeinden nannten, und gaben dann jeder Reduktion zwei geistliche Hirten, den Einen, der immer ein längst bewährtes Ordensmitglied sein mußte, unter dem Titel eines Pfarrers und Seelsorgers, den Andern, meist einen jüngeren, eben erst aus Europa angekommenen Genossen, unter dem Titel eines Vikars. Diese Einrichtung war, wie wir gleich sehen werden, die Grundlage ihrer christlichen Republik oder wenn man lieber will, ihres theokratischen Staates, und dieselbe hatte ein solch unschuldiges Aussehen, daß ihnen dabei — wenigstens im Anfang — weder von Seiten der Spanier, noch von Seiten der Guaranis bedeutende Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Den Indianern nämlich sagten die Söhne Loyola's, daß verschiedene kleine Gemeinden, die auf vielen Meilen zerstreut liegen, ganz unfähig seien, sich gegen etwaige Angriffe der Spanier zu vertheidigen; wenn sie dagegen in eine Bourgade von acht bis zehntausend Köpfen zusammenzögen, so könnten sie sich der eroberungssüchtigen weißen Abenteurer mit Leichtigkeit erwehren, und dieß leuchtete natürlich dem Verstand der Rothhäute vollkommen ein. Eben so wenig hatten sie gegen die „geistlichen Hirten" etwas einzuwenden, denn man ließ ihnen ihre bisherigen Kaziken und Oberen unter dem Titel von Corregidoren oder Alcalden und gab dem Seelsorger nur das Oberaufsichtsrecht. Zu deutsch: die Indianer durften sich ihre weltliche Obrigkeit wie früher selbst wählen und die Jesuiten knüpften bloß die Bedingung daran, daß diese Obrigkeit bei allen Strafen, die sie verhängte, so wie überhaupt bei allen wichtigeren Entscheidungen zuvor die Genehmigung der geistlichen Hirten einzuholen hätte. War das zu viel verlangt? Ach, die guten Patres handelten ja so überaus liebreich und väterlich und somit mußte man ihnen auch das Recht eines Vaters gegenüber von seinen Kindern einräumen!

Nicht minder „grundehrlich" stellten sie die Sache dem Könige von Spanien, ihrem großen Beschützer und Freund, Philipp III., dar, d. h. sie erklärten in mehreren weitläufigen Eingaben an ihn und seinen hohen Rath für Indien, daß das Haupthinderniß einer

schnelleren und nachhaltigeren Ausbreitung des Christenthums in Paraguay und am La-Plata nur allein in den dahin gekommenen Spaniern liege, denn dieselben seien fast ohne Unterschied solch hochmüthige, habsüchtige, grausame, gotteslästerliche und grundlos liederliche Menschen, daß die Eingeborenen dieser schlimmen Christen wegen einen Abscheu vor dem Christenthum selbst bekommen müßten. Ueberdem würden die Indianer von den königlichen Statthaltern und Beamten auf die schändlichste Weise mißhandelt und es sei dadurch ein grimmer Haß unter ihnen gegen alles, was spanisch heiße, erwacht. Demgemäß müsse man diese armen Menschen, wenn man hoffen wolle, sie in den Schooß der Kirche zu bringen, ebensowohl vor der Tyrannei der Statthalter, als dem bösen Beispiel der Spanier bewahren und dieses beides sei nur dadurch möglich, wenn man ihnen, den Jesuiten erlaube, den längst gehegten Plan der Errichtung einer christlichen Republik in Paraguay durchzuführen. „In dieser christlichen Republik nämlich dürfe kein weltlicher spanischer Statthalter angestellt werden, sondern die Indianer sollten vielmehr darinnen unter ihrer, der Jesuiten alleiniger Aufsicht ein ruhiges, einträchtiges und nach Art der ersten Christen gemeinschaftliches Leben führen, so daß ein wahrhaft paradiesischer Unschuldszustand hergestellt würde; der Macht des Königs selbst aber vermöchte dadurch kein Schaden zu erwachsen, denn die sämmtlichen Mitglieder der christlichen Republik hätten ihn als ihren Oberherrn anzuerkennen und jede erwachsene Mannsperson müßte ihm einen Thaler Tribut per Jahr bezahlen." Das war der grundehrliche Vorschlag, den die Jesuiten dem Könige Philipp III. machten, und da sie damals noch fast allmächtig am spanischen Hofe waren, so wurde selbiger Vorschlag nicht nur anno 1609 von jenem Könige wirklich genehmigt, sondern auch später anno 1649 und 1663 unter Philipp IV. in allen seinen Theilen bestätigt, trotzdem ein kluger Staatsmann mit Leichtigkeit hätte ermessen können, wie die Könige Spaniens dadurch zu bloßen Scheinregenten in der christlichen Republik Paraguay herabgewürdigt würden. Allein die Räthe und Minister am allerkatholischsten Hofe der Welt waren damals wie mit Blindheit geschlagen und erst ein gutes Jahrhundert später sollte ihnen der Deckel von den Augen springen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die erste Reduktion, die noch vor 1609 gegründet wurde, erhielt den heiligen Namen Loretto und entstand am Einfluß des Pirape in dem Paranagane durch die Bemühungen der beiden Patres Maceta und Cataldino, welche etwa sechzig kleine dort befindliche guaranische Dörfchen in eine einzige große Commune zusammenschmolzen. Auf Loretto folgte zunächst die Bourgade St. Ignatius und auf diese wieder eine dritte und vierte, bis endlich nach Verfluß von kaum zwei Jahrzehnten ihre Zahl auf dreißig mit je neun bis zehntausend Einwohnern stieg. Die innere Einrichtung war in allen dieselbe, d. h. sie wurden von einem Jesuitenpater, dem ein Vikar zur Beihülfe und zugleich auch zur Ausspionirung zur Seite stand, regiert und dieser Pater stand dann wieder unter dem Superior, welcher über eine Diöcese von fünf bis sechs Kirchspielen gesetzt war; die Beaufsichtigung und Lenkung der Diöcesen aber lag dem in Assumption residirenden Provinzial ob, welcher seine Befehle unmittelbar von dem General in Rom erhielt. Man sieht hieraus, daß die Jesuiten keineswegs planlos zu Werke gingen, sondern daß sie vielmehr ihre christliche Republik so gut oder besser organisirt hatten, als es irgend ein weltlicher Monarch zu thun im Stande war. Auch kamen die Indianer bei dieser Regierungsweise, so weit man aus dem ersten Anblick schließen konnte, durchaus nicht schlecht weg, denn sie wurden mit aller Sorgfalt zu guten Bürgern herangezogen und vor Allem daran gewöhnt, eine regelmäßige Beschäftigung zu ergreifen. „Müßiggang ist aller Laster Ursprung," dachten die Jesuitenpatres und diesen Grundsatz wandten sie auf ihre sämmtlichen Unterthanen an, dieselben mochten einem Alter oder Geschlechte angehören, welchem sie wollten; doch nahm man Rücksicht auf Körperconstitution, so wie beinahe immer auch auf Neigung und Talent. Ackerbau und Viehzucht standen natürlich oben an und die meisten erwachsenen Männer wurden daher auf dem Felde beschäftigt, wobei ihnen die älteren Knaben an die Hand zu gehen hatten; den Weibern und Mädchen dagegen gab man eine bestimmte Portion Flachs oder Baumwolle und diese mußten sie in einer bestimmt vorgeschriebenen Zeit gesponnen haben. Uebrigens auch die Gewerbe nebst den Künsten wurden nicht vernachläßigt und eine jesuitische Chronik berichtet darüber wörtlich Folgendes: „In den Gewerben kommen wir täglich weiter und un-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sere Völker werden uns immer nützlicher. Nachdem wir ihnen das Ziegel- und Kalkbrennen gelehrt haben, bauen wir die prächtigsten Kirchen und Häuser und unsere Schreiner und Glaser wissen sie sehr zierlich von innen auszuschmücken. Andere spinnen das feinste Garn und weben dann prächtige Tücher und Decken daraus. Wieder Andere verfertigten Hüte oder beschäftigen sich mit dem Schuhwerk und was dergleichen mehr ist. Selbst in dem Klöppeln der Spitzen sind sie erfahren, und wenn wir eine recht schöne und breite zu einer priesterlichen Alben haben wollen, so verfertigen sie die Frauen nach einem gegebenen Muster mit einer solchen Geschicklichkeit, daß man keinen Unterschied zwischen Original und Nachahmung gewahr wird. Ein Mann machte vor Kurzem eine Orgel nach dem Muster einer europäischen, und zwar so vollkommen, daß ich wirklich staunte. Ein Anderer hat das Missale nach der schönen Antorfer Ausgabe dergestalt genau abgeschrieben, daß man die Abschrift ebenfalls für ein gedrucktes Exemplar halten sollte. Sie verfertigen Trompeten und alle musikalischen Instrumente, sie machen die vollkommensten Wand- und Sackuhren und sie malen unverbesserlich schöne Stücke. Mit einem Wort, sie machen alles nach, was wir nur wollen und zeigen sich also als eben so gelehrig wie fleißig, so bald wir sie nur gehörig zur Arbeit anhalten." *) Diesem allem nach läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß die Indianer unter der Jesuitenherrschaft zu wirklich nutzbaren und nützlichen Menschen auferzogen wurden, und für diese ihre Leistungen kann man der Gesellschaft Jesu seine Bewunderung nicht versagen; allein nun kommt auch die Schattenseite und diese überwiegt wohl die Lichtseite um ein Bedeutendes. In geistiger Beziehung nämlich erhielt man die Indianer auf der Stufe der tiefsten Unwissenheit und ihre ganze Religion bestand in einem krassen Wunderglauben, wobei sich die Jesuiten als die Orakel Gottes hinstellten. Dieser Gott selbst war aber nur für die weißen Patres da, welche eine Klasse von höheren Wesen bildeten, und die Guaranis wurden daher bei schwerer Pön angehalten, diesen höheren Wesen stets mit der allertiefsten Ehrfurcht zu begegnen. Ja mit solcher Ehrfurcht, daß man deren

*) Solches Alles steht wörtlich zu lesen in des Franz Xaver de Charlevoix Geschichte von Paraguay. Theil II. Vorrede pag. 3. 4.

Befehle nur auf den Knieen empfangen durfte und es schon für einen hohen Gewinn halten mußte, den Aermel oder den Rocksaum der heiligen Väter zu küssen! Aus dieser geistigen Kindschaft sollten sich die Guaranis nie emancipiren, und das Hauptmittel, sie darin zu erhalten, war die Furcht und die Einschüchterung. Deßwegen schmückte man auch jede Kirche mit Heiligenbildern der sonderbarsten Art aus, nämlich mit Statuen von wahrhaft riesigen Dimensionen mit furchtbaren Mienen und drohenden Geberden, mit Statuen, deren bewegliche Glieder und rollende Augen die armen Indianer mit wahrer Todesangst erfüllten, und einen solchen aberwitzigen Glauben nannte man dann Christenthum! Wie nun aber die Freiheit des Geistes auf alle Weise niedergehalten wurde, ebenso auch die politische und sociale Freiheit. Kein Einziger ihrer Unterthanen durfte daran denken, sich durch sein Talent, seinen Fleiß, seine Energie auf eine höhere sociale Stufe, als seine Standesgenossen, zu erheben, sondern er blieb ein Werkzeug in den Händen der Patres, die ihn nach ihrem Belieben leiteten, ihm nach ihrem Belieben diese oder jene Beschäftigung anwiesen. Eben darum gab's in der guaranischen Republik auch kein Eigenthum, selbst nicht das geringste, obwohl deßhalb doch keineswegs ein wirklicher und wahrer Communismus eingeführt wurde. Vielmehr mußten alle Erzeugnisse des Ackerbaus und der Industrie in die jesuitischen Lagerhäuser abgeliefert werden und dagegen gab man den Indianern täglich so viel, als sie zum nothdürftigsten Unterhalt bedurften. Man darf also mit Recht sagen, daß die armen Unterthanen der Jesuiten nichts anderes waren als Sklaven und zwar Sklaven im vollsten Sinne des Worts; allein diese Sklaverei wurde so ungemein in Zucker eingewickelt und mit solcher väterlichen Milde ausgeübt, daß die Guaranis in ihrer Kindlichkeit gar nichts Besseres wünschten. Gabs doch fast jeden Abend einen fröhlichen Tanz, zu welchem eine in der Musik wohl unterrichtete Bande von Eingeborenen aufspielte, und wurden doch selbst die schwereren Arbeiten im Feld stets durch ermunternde Melodien einiger mitgenommenen Trompeter und Pfeifer erleichtert, während an Sonn- und Feiertagen ohnehin sowohl in den Kirchen als außerhalb derselben die fröhlichsten Tänze und Schauspiele an der Tagesord-

nung waren! *) An Lustbarkeiten ließ man es also nicht fehlen, nur waren diese Lustbarkeiten immer darauf berechnet, die Indianer im Zustand der Kindheit zu belassen und sie nie zu denkenden Menschen heranwachsen zu lassen. Eben aus diesem Grunde sorgte man auch mit der emsigsten Sorgfalt dafür, daß nie ein Europäer seinen Fuß in eine der jesuitischen Reduktionen setze, denn was wäre mehr zu fürchten gewesen, als die ansteckende Aufklärung, die von solchen Fremden ausgehen konnte? Insbesondere verweigerte man den Spaniern den Eintritt in das jesuitische Gebiet und ermunterte die Indianer sogar dazu, gegen derartige Besucher gewaltthätig einzuschreiten, d. h. sie mit den Waffen in der Hand aus

---

*) Der Jesuitenpater Charlevoix berichtet über diesen Gegenstand wörtlich so: „Es ist in Spanien ein alter Brauch, daß an Festtagen Tänze durch Kinder aufgeführt werden. Diesen löblichen Brauch haben auch die Missionäre angenommen und ihn zu Bekehrung der Heiden in ihren Kirchen eingeführt. Wozu ich denn auch vier und zwanzig der Geschicktesten auf's Beste abrichtete und an solchen Tagen dergestalt brauchte, daß es zu allgemeiner Freude und großer Erbauung geriethe. Bald machten sie die künstlichsten Tänze, bald spielten sie Ritterspiele, theils zu Pferde, theils zu Fuß. Bald tanzten sie auf sechs Ellen hohen Stelzen, bald auf dem Seil; oder rannten mit Lanzen nach den Ringlein. Ein ander Mal ließ ich sie kleine Comödien vorstellen, welches alles sie, obwohl nach meiner vielen Mühe, in ihre dicken Köpfe brachten und auf's zierlichste vorstellten." — Ein anderer Bericht aus einer Reduktion äußert sich folgendermaßen: „Darauf (nach der Visitation der Schule nämlich) gehe ich zu denen Musikanten und höre ihren Gesang; jetzt die Discantisten, deren ich achte, der Altisten, deren ich sechse, der Tenoristen ohne Zahl, der Bassisten aber sechs habe. Nachdem blasen vier Trompeter, acht Schallmeien und vier Cornetisten auch ihre Lextion. Drauf instruire ich die Harfisten, deren sechs, die Organisten, deren vier, der Tiorbisten, deren einer ist. Einen andern Tag nehme ich die Tänzer zur Hand, und lehre sie solche Tänze, wie wir in den Komödien haben. Es ist hier höchst von nöthen, die Unglaubigen mit dergleichen Sachen einzunehmen, und mit denen äußerlichen Kirchengepräng en ihnen eine innerliche Neigung zur christlichen Religion einzudrucken, weßwegen wir alle Festtage nach der Vesper und vor dem Hochamte etliche Büblein schön aukleiden, daß sie alsdann in der Kirche, allwo die ganze Gemeinde versammelt ist, besagte Tänze anstellen. Diese halten wir auch in den officiellen Processionibus, allwo vor dem Venerabile nicht anders, als vor Zeiten David vor der Bundeslade, Etliche zu tanzen pflegen." Siehe Charlevoix Bd. II., pag. 7. 8. 21. Vorrede.

dem Gebiet fortzujagen. Auch gehorchten die Guaranis solchen Aufforderungen mit aller Bereitwilligkeit, weil ihnen die Jesuiten den Glauben beibrachten, die Spanier kämen nur, um ihre Ländereien in Besitz zu nehmen und sie zu denselben Frohndiensten zu zwingen, an denen so viel Tausende ihrer Brüder in den Commanden wegen Ueberarbeitung schon zu Grunde gegangen seien. Damit aber den Guaranis selbst die Möglichkeit einer Annäherung an einen Fremden genommen würde, lehrte man in den Schulen nur allein die guaranische Sprache und schnitt so jede Verständigung mit Andersredenden schon im Keime ab. Ja schließlich gingen die Jesuiten sogar so weit, in jeder Reduktion oder Bourgade ein bewaffnetes Corps — Reiterei wie Fußvolk — zu errichten und mittelst dieser wohlbewaffneten, vortrefflich einexerzirten und selbst mit Artillerie versehenen Schaaren konnte man leicht über jeden Versuch von Fremden, die Grenzen der christlichen Republik zu überschreiten, selbst wenn er von einem größeren Trupp ausging, Herr werden.

Auf diese Art constituirten die Jesuiten ihre christliche Republik in Paraguay und sie wußten dieß ihr ureigenes Königreich bald weit über die Grenzen der Provinz Guayra auszudehnen, so daß es in Kurzem alle Ländereien rechts und links vom Paraguay bis nach Brasilien hin umfaßte; nach Europa aber drang von diesem ihrem ungeheuren Besitzthum, weil sie es nach allen Seiten hin fest verschlossen hielten, fast anderthalb Jahrhunderte lang entweder gar keine oder nur eine unsichere Kunde, und selbst am Hof zu Madrid wußte man nichts Näheres darüber zu sagen, obwohl der König von Spanien „nominell" als Oberherr von Paraguay galt. Ich sage „nominell", denn nie seit 1609 bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts übte er irgend eine Autorität in jener Republik aus, und selbst das Kopfgeld, das die Jesuiten kontraktlich alle Jahre an die spanischen Könige zu bezahlen hatten, floß so spärlich, daß man hätte glauben können, dieselben besäßen der Unterthanen keine dreißig oder vierzig Tausend, während es doch deren mindestens zehnmal so viel waren. Doch eben diese übergroße Gewalt, welche der Orden Jesu im südlichen Amerika erlangte — eben dieses unumschränkte Königthum, das den General der Jesuiten in Rom den mächtigsten Monarchen der

Welt gleichstellte, sollte die Hauptursache des Sturzes der gefürchteten Gesellschaft werden und wie dieß so kam, das mag der Leser aus dem vierten, fünften und sechsten Buche dieses Werkes erfahren.

So viel von den jesuitischen Missionen in fernen Welttheilen oder besser gesagt von dem Riesenmäßigen des Wachsthums der Gesellschaft Jesu in Asien, Afrika und Amerika!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zweites Kapitel.

Die Machtstellung der Jesuiten in Europa.

Auf welche Weise, mit welchen Mitteln und mit welchem Resultate sich die Söhne Loyola's in Asien, Afrika und Amerika auszubreiten wußten, habe ich im vorhergehenden Kapitel gezeigt; ein Anderes aber ist es bei ihrer Ausbreitung in Europa, denn hier hatten sie bereits Christen vor sich und es handelte sich also nicht um die Bekehrung der Ungläubigen oder wenigstens konnten sie unter diesem Aushängeschild ihre Macht nicht begründen. Demgemäß löschte man sofort diese Firma und schrieb dafür mit großen Frakturbuchstaben: „Ausbreitung und Wiederherstellung des wahren Glaubens, das ist des römischen Katholicismus mit dem Pabstthum an der Spitze." War ja doch dieser Glaube in so vielen Ländern, wie ich im ersten Buche gezeigt habe, auf's tiefste erschüttert und lag die Gefahr nahe, daß der oberste Pontifex selbst in den bisher glaubenstreuesten Provinzen von seinem früher so allmächtigen Throne gänzlich könnte herabgestürzt werden! Doch auf welche Weise und mit welchen Mitteln gelangten die Jesuiten nun unter der für Europa ausgehängten Firma zu ihrem Zwecke? Allüberall auf dieselbe Weise und durch dieselben Mittel, nämlich durch Gründung von Erziehungsanstalten, durch Gewinnung des Beichtstuhls der Könige, durch Bekämpfung des Ketzerthums, durch Einverleibung der besten

Kräfte in ihren Orden, so wie endlich durch fanatisches Einwirken auf die große Menge.

Mit der Gründung von Erziehungsanstalten hielten sie es gewöhnlich folgendermaßen. Sie kamen zu Zwei, Drei oder Vier in eine Stadt; nicht zu Roß oder zu Wagen und auch nicht köstlich angethan, sondern zu Fuß, ohne Schuhe und Strümpfe, in armseliger Kleidung und so jämmerlich aussehend, daß man ihnen ein Almosen unmöglich versagen konnte. So war ihr Vorbild Ignatius aufgetreten und so traten auch sie auf. Im Wirthshaus stiegen sie nicht ab und ebenso wenig bei einem reichen Privatmann, selbst wenn man sie dringend einlud. Nein, sie gingen in's Hospital oder Armenhaus, das erbärmlichste Lager noch zu köstlich für sich erachtend; sie pflegten die Kranken, insbesondere diejenigen, welchen sich wegen ihres ansteckenden Siechthums Niemand mehr nahen wollte, und verrichteten die niedrigsten Dienste mit einer Miene, als wäre die Demuth des Knechtes der Knechte in ihnen lebendig geworden. Zugleich aber verabsäumten sie nie, einige ärmere Kinder an sich zu locken und sie im Lesen und Schreiben, so wie in den ersten Grundlagen der katholischen Religion zu unterrichten. Für diesen Unterricht verlangten sie natürlich nichts, auch nicht das geringste, und sie wußten gar wohl warum, denn eben in dieser Unentgeldlichkeit lag die Hauptanziehungskraft für die armen Leute, ihnen ihre Kinder zu überlassen. Bald sprach man in der ganzen Stadt von ihnen und da Jedermann ihres Ruhmes voll war, so mehrte sich die Anzahl ihrer jungen Scholaren nach kurzem so sehr, daß das Zimmerchen, worin der Unterricht stattfand, zu klein wurde. „Wir würden gerne noch mehr Kinder nehmen, wenn wir nur mehr Raum hätten," sagten nun die guten Väter, und dieser eben so fromme als bescheidene Wunsch drang einigen reichen Leuten so sehr an's Herz, daß sie den frommen Informatoren ein kleines Häuschen kauften, um darinnen Schule zu halten. Natürlich mehrten sich jetzt die Schüler abermals und es stellten sich sofort noch einige weitere Jesuitenpatres ein, damit allen Anforderungen ein Genüge geleistet werden könnte. Man konnte doch die Söhne reicherer und vornehmerer Leute eben so wenig abweisen, als die der Aermeren und Geringeren und mußte

deßhalb die Unterrichtsgegenstände ausdehnen! Allein eben diese Ausdehnung dessen, was gelehrt wurde, lockte abermals neue Schüler herbei und das kleine Häuschen konnte jetzt unmöglich mehr genügen. Die Wohlhabenden unter den Einwohnern der Stadt thaten also abermals ihre milde Hand auf und nach Verfluß von einem oder höchstens von ein paar Jahren errichteten die frommen Patres ein Collegium, das in seiner äußern Erscheinung eher einem Palaste als einer Erziehungsanstalt glich. Das war der gewöhnliche Verlauf der Dinge und wenn erst das Collegium stand, so hatten die Jesuiten natürlich gewonnenes Spiel, denn nunmehr bekamen sie den größten Theil der Jugend zur Erziehung in die Hände. Zu diesem Behufe errichteten sie in ihren Collegien gewöhnlich dreierlei Klassen oder Abstufungen: die Elementarschule, die Mittelschule und die Hochschule. In der Elementarschule lehrte man nur die Anfangsgründe des Wissens: Lesen, Schreiben, etwas Rechnen und insbesondere den Glauben, das ist strengen Gehorsam gegen die Lehren und Bräuche der römisch-katholischen Kirche, so wie Abscheu vor allen ketzerischen Neuerungen. In der Mittelschule wurden die Zöglinge verschiedene — gewöhnlich neun — Jahre lang in der lateinischen und griechischen Grammatik unterrichtet und gingen sodann zum zweijährigen Cursus der Rhetorik über; der Religionsunterricht war aber auch hier die Hauptsache und insbesondere wurde einem jeden der Zöglinge die Ehrfurcht vor der katholischen Priesterschaft und dem Pabstthum, so wie der Haß gegen die Abtrünnigen und Häretiker als Hauptingredienz des katholischen Glaubens eingeprägt. Auf der Hochschule endlich absolvirten die Studenten nach einem Triennium die Philosophie oder besser gesagt, die Logik und Metaphysik, so wie nach einem vierjährigen Cursus die Theologie, welche als die unumschränkte Königin aller Wissenschaften — mit der Medicin und Jurisprudenz gaben sich die Söhne Loyola's in der Regel nicht ab — bezeichnet wurde, und weitaus die Meisten setzten dann, wenn sie erst zu Priestern geweiht waren, die Welt durch die Schlagfertigkeit ihrer Zunge, so wie durch die Gewandtheit ihres Benehmens in Erstaunen. Nun aber, wenn sich die Sache so verhält, wird nicht der Leser zugeben müssen, daß die Jesuiten durch die Gründung ihrer Erziehungsanstalten einen ungeheuren Einfluß auf die katholische Menschheit in Europa gewannen? Sie lehrten ja alle

bei ihnen Erzogenen, Laien wie Geistliche, in religiösen Dingen so und nicht anders denken, als es für sie paßte, und Laien wie Geistliche wirkten dann später in ihrem Sinn!

Nicht minder wirksam für die Machtstellung der Jesuiten in Europa erwies sich die Gewinnung des Beichtstuhls der Könige, und kein anderer Orden von allen, die je existirten, ja nicht einmal die gesammte weltliche Geistlichkeit hat in dieser Richtung so Großartiges geleistet, als die hochberühmte Societät Jesu. Das Institut der „Beichte", von dem Christus selbst kein Wort sagte, entstand bekanntlich erst im zweiten und dritten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung aus dem öffentlichen Sündenbekenntnisse, welches die wegen gröberer Vergehen aus der Kirche Ausgestoßenen vor ihrer Wiederaufnahme abzulegen hatten; aber bereits im fünften Jahrhundert unter Pabst Leo dem Großen wurde die „geheime Privatbeichte" von den Priestern als unerläßlich zur Vergebung der Sünden erklärt und aus der geheimen Privatbeichte entwickelte sich dann die anno 1215 durch Innocenz III. gesetzlich sanktionirte „Ohrenbeichte" gleichsam von selbst. „Beichtvater" war im Anfang, wie sich von selbst versteht, der jeweilige Pfarrer der Gemeinde und selbst die Großen dieser Erde kannten keinen andern, sondern sie beichteten ihm wie die übrigen Christen in der öffentlichen Kirche. Am Schluß des sechsten Jahrhunderts dagegen gab's im Palaste der Kaiser von Konstantinopel bereits eine besondere Kapelle mit einem besonderen Predigerstübchen, dieweil es ihre Majestäten für despektirlich hielten, in einem und demselben Lokal mit ihren Unterthanen zu beichten, und diese Erfindung der konstantinopolitanischen Hofschranzerei wurde sofort von allen Monarchen der Welt nachgeahmt. War aber einmal eine Hofkapelle da, so durfte natürlich auch der Hofkaplan nicht fehlen und wir finden daher derlei Priester bereits bei den Königen Childebert und Chlotar. Ursprünglich gehörten sie der Weltgeistlichkeit an; mit dem Aufkommen der Mönchsorden dagegen findet man auch vielfache Kuttenträger als Gewissensräthe der regierenden Fürsten und Herren angestellt, und insbesondere oft übernahmen Benediktinermönche diese Stelle. So fungirte der heilige Bertin als Beichtvater des Grafen Valbert von Flandern; so Martin, Mönch in Corvey, als Hofkaplan des Karl Martell, so Benedikt von Aniane als Seelenberather Ludwigs des Frommen.

Später, als die Barone und sonstigen hohen Adeligen die Hofsitte nachahmten und sich ebenfalls ihre eigenen Schloßkapellen erbauten, kamen für diese die Bettelmönche, namentlich die Franziskaner, als sehr beliebte Beichtväter auf, wahrscheinlich, weil sie sehr wohlfeil zu haben waren; an den Höfen aber wurden die Dominikaner Mode und zwar keineswegs zum Schaden dieses Ordens. Doch gab's immer auch noch viele Weltgeistliche, welche zu fürstlichen Gewissensräthen vorrückten und man kann keineswegs behaupten, daß die Mönche auf das Beichtvaterthum bei den Vornehmen als auf ein Monopol Anspruch gemacht hätten. Ganz anders wurde dieß übrigens, als der Jesuitenorden in's Leben trat, denn kaum hatte er zu wirken angefangen, so wußte er auch sofort Alle und Jede zu verdrängen, welche an den Höfen eine derartige Stelle inne hatten und die übrigen Orden mochten sich auch wehren, wie sie wollten — sie wurden förmlich überflügelt. Auch wäre man sehr im Irrthum, wenn man etwa glaubte, es sei dieß so gekommen, weil einzelne Jesuiten es verstanden hätten, sich da oder dort an einem Hofe einzuschmeicheln. Nein — ganz und gar nicht, sondern es geschah dieß alles ganz planmäßig nach einem bestimmten Systeme. Schon Loyola selbst tadelte den Jakob Miro auf's heftigste, als dieser den Antrag des Königs Johann III. von Portugal, sein Beichtvater zu werden, mit der Entschuldigung ausschlagen wollte, daß sich dergleichen Stellen gar nicht für einen Orden paßten, dessen Beruf es sei, die Hospitäler zu besuchen, die Jugend zu unterrichten und sich jederzeit der tiefsten Armuth zu befleißigen. „Die Hofluft sei so gefährlich nicht," schrieb er ihm, „und man könne in Spitälern, auf Galeeren und in Gefängnissen seinen Eifer für das Seelenheil des Nächsten zeigen, ohne darum die Höfe meiden zu müssen. Im Gegentheil bedürften die Könige um so mehr einer guten geistlichen Oberleitung, als sie viel mehr Verlockungen zur Sünde hätten, denn der gemeine Mann, und deßwegen wolle er nicht, daß je ein Mitglied der Gesellschaft Jesu es unterlasse, der Beichtvater eines Königs zu werden." An diesem Befehle Loyola's, der auch so kräftig wirkte, daß von nun an kein Jesuit mehr sich der frommen Thorheit des Jakob Miro schuldig machte, genügte es übrigens seinen Nachfolgern im Generalate keineswegs, sondern es wurde später den Ordensmitgliedern der förmliche Befehl ertheilt, sich der

Gewissen der Souveraine zu bemächtigen, und man verfaßte eine genaue Ordnung, an welche sich die zu Beichtvätern Erkiesten zu halten hatten. *) „Der Hauptzweck — so heißt es in dieser Ordnung — aller unserer Bemühungen sei der, uns das Zutrauen und die Gunst der Fürsten und Vornehmsten aller Orten zu verschaffen, damit es Niemand wage, gegen uns aufzutreten, sondern vielmehr Alle von uns abhängen müssen." Ist nun das nicht deutlich gesprochen? Eben so klar sind die Wege angegeben, auf denen zu wandeln sei, um die Gunst der Herrscher zu erlangen. „Günstlinge der Fürsten, niedere wie hohe, weibliche wie männliche, müssen durch Geschenke, Schmeichelei und Gefälligkeiten aller Art verbindlich gemacht werden, damit sie bei ihrem Herrn für uns sprechen und uns getreulich Nachricht von dem Charakter und den Neigungen desselben geben. Umgekehrt aber sind alle die Diener, welche sich dem Orden abgeneigt zeigen, durch irgend welche Mittel aus der Nähe der Monarchen und ihrer Rathgeber zu entfernen, oder aber muß man sie durch Dritte mit großen Versprechungen auf unsere Seite bringen." Selbstverständlich übrigens konnte es den Jesuiten nicht bloß an der Gewinnung des Ohres der Fürsten liegen, sondern mit dem gleichen Eifer hatten sie sich obiger Vorschrift gemäß an die Fürstinnen zu machen und als Hauptmittel, deren Gunst zu erlangen, galt die Bestechung der Kammerfrauen, „denn durch sie erhält man Zutritt zu den größten Geheimnissen der Familie." Nicht minder charakteristisch lautet die Vorschrift, wie man sich die einmal erlangte Gunst zu erhalten habe. „Es geschehe dieß — heißt es — am besten dadurch, daß man, wie der Prophet Ezechiel (Capitel XIII., Vers 18) sagt, unter die Arme der Sünder ein Kissen lege," mit andern Worten dadurch, daß man ihre anstößigen Handlungen nicht zu bemerken scheine, und wenn man sie zu bemerken genöthigt ist, ihnen die Absolution nicht schwer mache. „Dem Gewissen eines Regenten muß man ohne viele Umstände die Bürde abnehmen, besonders wenn andere Geistliche sich dessen wei-

*) Diese Ordnung steht zu lesen in: „Monita secreta societatis Jesu," welche anno 1782 zum ersten Mal aus einem jesuitischen Archive zu Tag befördert worden sind.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gern, denn dadurch bewirkt man, daß die Fürsten jene Anderen verlassen und nur allein von unseren Rathschlägen, von unserer geistlichen Oberleitung abhängig sein wollen." Kurz, der Jesuitenorden betrachtete es als eine seiner höchsten und wichtigsten Aufgaben, an allen Höfen und bei allen Großen die Beichtvaterstellen zu erobern, wohl wissend, daß hierin eine ungeheure Macht verborgen liege; allein er hütete sich zugleich gar sehr, dieses sein Streben nach Macht öffentlich kund zu thun, besonders bei solchen Fürsten, die sich auf ihre weltliche Gewalt etwas zu Gute thaten. „Man betheure öfters und ernstlich — sagte die Vorschrift — daß man sich auf keine Weise in Staatsgeschäfte mischen wolle, und empfehle diejenigen, welche man gerne am Ruder der Geschäfte haben möchte, nicht unmittelbar, sondern durch vertraute Dritte, es sei denn, daß der Beichtvater vom Regenten geradezu um seine Meinung aufgefordert werde; wenn aber auch der Schein vermieden werden muß, so soll um so eifriger um die Wirklichkeit des Einflusses gerungen werden." — Braucht es nun nach allem diesem noch eines weiteren Zeugnisses, daß das Monopol des königlichen Beichtstuhls, das die Jesuiten mit allen Mitteln anstrebten und das sie sich auch in der That an den meisten katholischen Höfen Europa's schon kurze Zeit nach der Entstehung ihres Ordens zu erringen wußten, als ein mächtiger Hebel ihres Einflusses zu betrachten ist?

Ein drittes Mittel, ihre Machtstellung in Europa zu begründen, war ihre Beharrlichkeit, ihr Muth und ihre Geschicklichkeit in Bekämpfung des Ketzerthums, besonders des lutherischen und kalvinistischen, wie man sich in der Sprache Roms auszudrücken pflegt, denn sie wußten sich hiedurch als für den Katholicismus förmlich unentbehrlich hinzustellen. Wo fand daher viele Dutzend Jahre hindurch in Deutschland oder in irgend einem andern Lande ein Colloquium zwischen Protestanten und Katholiken statt, auf dem die Jesuiten nicht das große Wort geführt hätten? Wo gab es eine Kirchenversammlung, wo einen Kongreß, wo einen Reichstag, wozu man nicht die Söhne Loyola's als unentbehrlich herbeigerufen hätte? Es konnte dieß aber auch gar nicht anders sein und zwar einfach deßwegen, weil bekanntermaßen die übrige katholische Geistlichkeit in jenen Zeiten der protestantischen in Beziehung auf Gelehrsamkeit und Bildung keineswegs gewachsen war,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

während die Jesuiten es in der Disputirkunst, zu der man sie in ihren Kollegien förmlich heranzog, mit dem Gottseibeiuns selbst aufgenommen hätten. Ueberdem lag ihnen blutwenig daran, mit welchen Mitteln sie ihre Feinde schlugen, und von Niemanden auf der Welt wurde je in einem geistigen Kampfe die Kunst der Verläumdung, der künstlichen Verdrehung und sogar der offenbaren Lüge auf kolossalere Weise ausgeübt; wo aber diese Künste nichts mehr halfen, da brauchten sie Gewalt, und zwar die brutalste Gewalt, so wie es nur irgend anging. Hierüber ließen sich ganze Bände voll schreiben, allein es genüge an einem einzigen Beispiele. Ueber den Tod Luthers nämlich steht in einem jesuitischen Bericht, der auf der Kanzel verkündet wurde, wörtlich folgendes zu lesen: „Ich mag dieses höllische Ungeheuer bei seinem Namen nicht nennen, diesen Verräther der katholischen Religion, diesen Flüchtling aus dem Kloster, diesen Wiederhersteller aller Ketzerei, dieses Scheusal vor Gott und den Menschen. Er starb im achtzehnten Jahre seines Abfalls, nachdem er des Abends zuvor mächtig gesoffen, banquetirt und nach seiner Art Possen gerissen, und sein lasterhafter Geist ist ein herrlicher Bissen für den Teufel, der sich an solchen Brocken recht sättigen mag!" Jedermann weiß, daß dieser Bericht über Luthers Tod eine schändliche Lüge ist, und die Jesuiten selbst wußten es natürlich ebenfalls, allein gegen Ketzer galten nach ihren Grundsätzen alle Mittel und man that wohl daran, selbst die niederträchtigste Verläumdung zu verbreiten, wenn nur das große Publikum derselben Glauben schenkte. Uebrigens brauchten sie, wie ich der Wahrheit gemäß hinzusetzen muß, derlei schlimme und moralisch verwerfliche Kunstgriffe nicht bloß gegenüber der ungebildeten Masse, sondern auch gegenüber den Höhergestellten, und insbesondere wußten sie die katholischen Monarchen zu überreden, daß alle revolutionären Gährungen ihrer Völker nur allein vom Geiste des Ketzerthums herrühren. Eben deßwegen aber wollten sie, die Jesuiten, ganz allein als die Retter und Träger der Monarchien angesehen und behandelt sein, denn sie lagen ja anerkanntermaßen mit dem Ketzerthum in einem ewigen Kriege und gaben es nie zu, daß von den streitenden Partheien Friede geschlossen wurde.

Ein viertes Mittel, durch welches der Jesuitenorden seine Macht

in Europa auf eine bedeutende Höhe zu treiben wußte, lag in der Kunst, die besten Köpfe des Staates für sich zu gewinnen, und zwar entweder als wirkliche und offene Mitglieder der Societät oder aber als nur affiliirte und geheime. Die erstere Klasse anbelangend, so gaben die Kollegien, in welchen, wie wir wissen, Jünglinge von allen Ständen erzogen wurden, die beste Gelegenheit, die hervorstechenderen Talente, so wie überhaupt die für den Orden tauglichsten und nützlichsten Subjekte ausfindig zu machen, und hatte man sie nur einmal gefunden, so wußte man auch schon, wie man es angreifen müsse, sie für immer zu ködern. Hat ja doch jeder Mensch, besonders wenn er noch jung ist, seine mehr oder minder schwache Seite, an der man ihn fassen kann, und machte man doch ganz gewiß keinen Pater zum Rektor eines Kollegiums, der sich nicht durch große Menschenkenntniß, so wie durch ein ausgesuchtes Talent, die Jünglinge an sich zu fesseln, auszeichnete! In der That glückte es auch fast regelmäßig, die jungen Menschen, die man als Novizen für den Orden gewinnen wollte, durch dieses oder jenes Mittel so abzurichten, daß sie selbst die Aufnahme verlangten, und das einzige Widerwärtige dabei war, daß die Väter der Jünglinge oft und viel ihre Einwilligung zu diesem Schritt verweigerten; allein man wußte sich auch hier zu helfen und ließ die betreffenden Zöglinge sofort von der Schaubühne verschwinden, indem man sie in ein anderes weit entferntes Kollegium brachte. Dort gab man ihnen dann nöthigenfalls einen ganz neuen Namen, um vollends jede Spur zu vertilgen, und durch diese, wie durch andere List- und Gewaltmaßregeln wurde es den protestirenden Vätern, selbst wenn sie den reicheren und höheren Ständen angehörten, nie und nimmer möglich, ihre Söhne dem jesuitischen Noviziat zu entreißen. Der Orden behielt sie, man mochte machen, was man wollte; ja selbst wenn man die Hülfe des höchsten Gerichtes oder des regierenden Monarchen oder gar des Pabstes in Anspruch nahm — er behielt sie und erzog sie nach seinem Sinne und durfte dann stets gewiß sein, daß derlei Mitglieder ihm später vom höchsten Nutzen sein würden. Fast noch größeren Werth für die Societät hatten übrigens die sogenannten Affiliirten, d. h. die geheimen Mitglieder, die nur ein einziges Gelübde ablegten, nämlich das, der Gesellschaft Jesu in treuer Ergebenheit alle Dienste zu

leisten, die man von ihnen verlangte, und denen man hiefür erlaubte, als Weltleute in ihrer bisherigen Stellung und in ihren altgewohnten Verhältnissen fortzuleben. Es waren dieß meist Männer von höherem Rang, welche ihre Posten als Räthe oder Minister der Fürsten verloren haben würden, wenn sie sich offen und formell in den Jesuitenorden hätten aufnehmen lassen, und da dieser also einen größeren Vortheil darin sah, wenn solche Männer ihre seitherigen Funktionen beibehielten, als wenn sie in den Profeßhäusern beteten, so durften sie, laut vom General erhaltenen Dispens, ihren geheimen Eintritt in die Societät vor der ganzen Welt in Abrede ziehen. Noch mehr, sie durften äußerlich als Feinde des Ordens erscheinen, dieweil sie dann um so sicherer alles, was man wissen wollte, ausspioniren konnten, und es gab deßhalb sogar im eigenen Lager der Protestanten jesuitische Affiliirte. Doch wußte natürlich von ihrer Existenz Niemand, als der jeweilige Provinzial, mit dem sie korrespondirten, so wie der General zu Rom, und das einzige Geheimzeichen, an dem sie erkenntlich waren, bestand in einem Stück von einem Scapulier mit den Buchstaben J. H. S., welches sie auf der bloßen Brust trugen.

Das fünfte Mittel endlich, durch welches sie sich überall in Europa Eingang gewannen, war nicht auf die Gebildeten, sondern nur auf die große Menge berechnet, und bestand in einer Art von Fanatismus, bis zu welchem sie sich gelegentlich zu steigern wußten. So gehörte es ganz und gar nicht zu den Seltenheiten, daß zwei oder drei von ihnen bei Tag oder bei Nacht in halbnacktem Zustand wie verrückt durch die Straßen liefen, laut brüllend, daß wegen der Sünden der Menschheit das Ende aller Dinge vor der Thüre sei, und daß sie dazu mit einer stachlichten Geißel so lange auf sich hineinschlugen, bis das Blut in Strömen von ihnen lief. Natürlich sammelte sich, so wie sie ein solches Spektakelstück aufführten, immer viel Volk um sie, und wenn auch Anfangs die Einen lachten und die Andern sich verächtlich oder voll Unwillen abwendeten, so machte doch diese Stimmung bald einer andern Platz, nämlich der Anstaunung, wenn nicht gar Bewunderung. Die Herren Patres geißelten und züchtigten ja ihren Leib so sehr, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, — mußte man sie also nicht für angehende Heilige halten? Sie verletzten freilich durch ihr halbnacktes Erscheinen alle Gesetze

des Anstandes, und man fühlte sich oft versucht, ihnen dieß durch einen Tritt mit dem Fuß zu verstehen zu geben, allein so wie man dieß that, dankten sie da nicht auf's demüthigste für die gerechte Strafe und boten sie nicht dem Züchtiger noch extra beide Backen zu neuen Streichen dar? Genug, dieses extatische und verrückt fanatische Auftreten der Jesuiten blieb nie ohne Wirkung, sondern es steckte vielmehr an, und bald liefen ihnen ganze Schaaren nach, die sich ebenfalls geißelten und ebenfalls brüllten: „Wehe der sündigen, wehe der großen sündigen Stadt!"

Dieß waren die hauptsächlichsten Mittel, durch welche die Jesuiten in den katholischen Ländern Europas sich zu großer Macht emporzuschwingen wußten, und nachdem ich nun solches alles gehörig auseinandergesetzt, kann ich zu den näheren Einzelnheiten übergehen.

I. Die Machtstellung der Jesuiten in Italien.

Der päbstliche Hof Pauls III. zu Rom gab der Gründung des Jesuitenordens, wie wir im ersten Buche schon gesehen haben, nur deßwegen seine Zustimmung, weil Ignaz von Loyola versprach, daß sein und seiner Genossen ganzes Streben bloß dahin gehen solle, die Rechte Seiner Heiligkeit zu vertheidigen und das allerwärts gesunkene Ansehen Roms wieder herzustellen. Ignaz von Loyola hielt Wort und deßhalb erlangte auch seine Societät sowohl von Paul III. selbst, als auch von seinen unmittelbaren Nachfolgern die größten Begünstigungen. Ganz ebenso dachten und handelten die meisten späteren Päbste, und wie hätten sie auch anders denken und handeln können, da die Söhne Loyolas fast ein ganzes Jahrhundert lang dem Versprechen ihres Stifters durchaus nachkamen oder wenigstens nachzukommen schienen? Oder wie? Wer vertheidigte z. B. selbst jene Anmaßungen und Mißbräuche des Pabstthums, welche sogar von gut katholischen Geschichtschreibern als „ausschweifend" bezeichnet werden, mit größerem Eifer auf dem Tridentinischen

Concile, als die Jesuiten Lainez, Salmeron und Couvillon? Wer bekämpfte dorten die von aller Welt einstimmig verlangten kirchlichen Reformzumuthungen, weil sie dem römischen Stuhle ein Gräuel waren, mit besserem Geschick, als nur allein sie und abermals sie? Wer war es, der auf dem Kongresse zu Poissy, so wie überhaupt an allen Orten, wo es galt, die unumschränkte päbstliche Allgewalt zu vertheidigen, und dieselbe sogar über die allgemeinen Concilien selbst zu setzen — wer war es, der mit gleicher Energie, mit gleicher Beredtsamkeit und mit gleichem Glück kämpfte, wie die Mitglieder der Societät Jesu? Wenn es sich aber so verhielt, hätte man es nicht für eine gräßliche Undankbarkeit erklären müssen, wenn die Päbste nicht alles, was sie konnten, zum Emporkommen des Ordens und zur Vermehrung seiner Kollegien, Seminarien, Residenzen, Noviziate und sonstigen Häuser gethan haben würden? Ja hätte man nicht die Päbste sogar tadeln müssen, wenn sie anders verfahren wären, indem sie sonst offenbar ihren eigenen Vortheil nicht verstanden? „Eine Hand wascht die andere," ist ein altes Sprüchwort und nicht minder alt und wahr ist die Regel: „Leben und Lebenlassen." Beides, das Sprichwort wie die Regel, wurde von den Päbsten befolgt, und so kam es denn, daß der Orden schon unter Pius V., der anno 1572 starb, in Rom fünf Häuser oder Etablissements besaß. Noch freigebiger erwies sich Pabst Gregor XIII., der Nachfolger des vorhin genannten, denn er schenkte ihnen fünf und zwanzig Tonnen Goldes, damit sie sich ein noch herrlicheres Collegium, als sie schon besaßen, erbauen könnten, und durch sein Beispiel wurde eine Menge von Großen und Reichen veranlaßt, dem Orden ihre Gunst zuzuwenden. Kurz es kam in wenigen Jahrzehnten so weit, daß die Jesuiten in ihrer „Provinz Rom", welche den Kirchenstaat nebst Toskana umfaßte, ein Profeßhaus (in Rom selbst), zwei Probehäuser oder Noviziate (Rom und Florenz), sechs Residenzen, so wie nicht weniger als vier und dreißig Collegien nebst Seminarien besaßen, und in ziemlich gleichem Verhältniß standen die Besitzungen, welche sie im übrigen Italien erhielten. So zählte die „Provinz Mailand" zwei Profeßhäuser (Mailand und Genua), drei Noviziate (Genua, Arona und Chiara), sechzehn Collegien und sechs Residenzen; so die „Provinz Neapel" ein Profeßhaus (Neapel), zwei Noviziate (Neapel und

Atri), eine Residenz und sechs und zwanzig Collegien; so die „Provinz Sicilien" zwei Profeßhäuser und zwei Noviziate (je zu Palermo und Messina), zehn Seminarien und zwölf Collegien; so endlich die „Provinz Sardinien oder Savoyen" zwei Profeßhäuser (Sassari und Cagliari), ein Noviziat (Cagliari) nebst sechs Collegien, und wer wird also nicht zugeben müssen, daß der Orden in Italien gar bald zu einer großen Macht gelangte?

Die Herren Patres ließen sich's aber auch nicht verdrießen, allüberall anzuklopfen, ob ihnen nicht aufgemacht würde, und wo es das erste Mal nicht ging, da kamen sie zum zweiten und dritten Male wieder. Insonderheit suchten sie auch auf die große Masse zu wirken, und es gelang ihnen dieß bei dem damals noch sehr unwissenden und abergläubischen, zugleich aber auch überaus sinnlichen und leicht erregbaren Volk der Italiener, besonders der Unteritaliener, nur zu gut. So brachten sie zum Beispiel die Einwohner von Gaëta in eine ungeheure Aufregung, als sie mit ganz nacktem Oberkörper, von einigen Vermummten begleitet, die mit Dornen auf sie hineinschlugen, wie verzweiflungsvoll durch die Straßen rannten, und dabei mit kläglicher Stimme schrieen: „Thut Buße, thut Buße; die Hölle ist für die Sünder und das Paradies für die Auserwählten." So bildeten sie in Neapel aus den allerunterſten Klassen des Pöbels ganze Kompagnien von Geißlern und Geißlerinnen, an deren Spitze sie Stadt und Land durchzogen, und ich könnte dicke Bände voll schreiben von den Narrheiten und Unzüchtigkeiten, welche diese fanatischen Rotten, vor allen der weibliche Theil derselben, begingen. Ich begnüge mich jedoch hier mit der bloßen Andeutung, da ich im dritten Buche speciell auf dieses Thema zu sprechen kommen werde; dagegen kann ich nicht umhin, ein paar Worte über die sogenannten Leichenmaskeraden, welche sie in Palermo und Messina aufführten, zu verlieren, denn sie ließen darin den Tod in Person auftreten, und erfüllten dadurch das Volk mit solch großem Schauder und Schrecken, daß nicht Wenige dem Wahnsinn nahe kamen. Man denke sich, um einen richtigen Begriff von diesen Maskeraden zu bekommen, eine breite Straße und in dieser Straße eine große Prozession, welche von vielen Tausenden begafft wird. An der Spitze der Prozession sieht man einen nackten blutigen Körper, der mit dem Tode ringt und von einer Schaar Männer in langen Ta-

laren auf einer offenen Bahre getragen wird. Auf beiden Seiten der Bahre, so wie unmittelbar hinter derselben gehen schöne Knaben in gestickten weißen Dalmatica's, mit Flügeln auf dem Rücken und jeder ein Kreuz in den Händen tragend. Sie stellen einen Chor von Engeln dar und singen mit ihren hellen Stimmen ein Concert, das man im Himmel selbst nicht schöner hören kann. Aber leider wird man in diesem Genusse auf's widerwärtigste dadurch gestört, daß eine große Schaar von häßlichen schwarzen Teufeln mit mächtigen Klauen und Schweifen sich wildtobend um die Engelein herumtummelt und dazu heult und flucht, daß es ein Graus ist. Auch schwingen die Teufel angezündete Pechfackeln, und deren stinkender Qualm verdichtet oft die Luft so sehr, daß man auf Augenblicke gar nichts sieht. Doch jetzt kommt erst die Hauptsache, nämlich der Tod auf einem ganz schwarzen Wagen, der von sechs Rappen mit schwarzen Flören gezogen wird. Er ist ganz gräßlich anzuschauen, dieser Tod, denn er wird durch ein bleifarbenes Skelett von solch riesigen Dimensionen dargestellt, daß sein Kopf bis über die obersten Fenster der Häuser hinaufreicht. In der rechten Hand hält er eine kolossale Sense, und mit der linken schleppt er an einer langen Kette eine ganze Reihe heulender Gespenster nach sich, welche jedes Geschlecht, jedes Lebensalter und jede Klasse der Gesellschaft repräsentiren. Diese grauslichten und gräulichen Gespenster aber stoßen von Zeit zu Zeit ein klägliches Jammergeschrei aus und die Verkrümmungen ihrer Glieder beweisen die Höllenqualen, welche sie auszustehen haben. Unbehindert übrigens von diesem Geschrei, als wäre er taub und stumm, und grimmig die Zähne fletschend, setzt der Tod seinen Weg fort, zum deutlichen Zeichen, daß nichts ihn abhalten könne, alles Lebendige von der Erde wegzuhauchen und sofort in den Abgrund der Hölle zu spediren. Deßwegen erzielt auch ein auf ihn folgender Chor von büßenden Psalmensingern keinen Erfolg, dieselben mögen noch so klägliche Weisen herausstöhnen, und somit erreicht die Angst und das Entsetzen der Zuschauer, die keine Errettung von dem ewigen Verderben sehen, den höchsten Grad. Allein siehe da, jetzt erscheinen die Jesuiten; sie schauen ernst und feierlich, aber auch zugleich himmlisch-freundlich drein und über ihnen leuchtet, von vier kräftigen Laienbrüdern getragen, eine prachtvoll strahlende Sonne und von dieser Sonne geht das Licht der

ewigen Seligkeit aus, so daß nun die schwer geängsteten Gemüther wieder leicht aufathmen, da sie wissen, an wen sie sich wegen der Gnadenspendung für die Ewigkeit zu wenden haben.

So groß nun aber auch die Macht war, welche die Jesuiten in Italien erlangten, und so leicht es ihnen gewöhnlich wurde, ihr vorgestecktes Ziel zu erreichen, so kam es doch auch vor, daß sie ein ihnen entgegenstehendes Hinderniß kaum zu besiegen vermochten, und derlei Hindernisse gabs seiner Zeit in Mailand, in Venedig, im Veltlin und in Savoyen. In Mailand dominirte als Erzbischof von 1566 bis 1584 Carlo, Graf von Borromeo, anerkanntermaßen einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, dessen Diöcese, so lange er lebte und wirkte, allen andern bischöflichen Sprengeln zum Muster hätte dienen können. Dieser Borromeo nun berief, in der Hoffnung, dadurch eine bessere Zucht und Ordnung in die von früher her stark gelockerte Kirchendisciplin zu bringen, die Jesuiten nach Mailand, nahm sofort einen aus ihrer Mitte zum Beichtvater, übergab ihnen drauf ein Seminarium, um eine großartige Erziehungsanstalt darin zu gründen, und überhäufte sie überhaupt so sehr mit Gunstbezeugungen jeder Art, daß er sogar im Begriff stand, ihnen die sämmtlichen Besitzungen des verwilderten Humiliatenordens, die er aufheben wollte, zu übergeben. Weil er aber das Reformiren der ausschweifend gewordenen Geistlichkeit nebst dem Mönchthum gar zu eifrig trieb, ward er von den widerspenstigen Kuttenträgern beim Pabste verklagt und zu gleicher Zeit verdächtigte man ihn auch beim spanischen Statthalter von Mailand (denn die Lombardei gehörte damals zur Krone Spanien), als ob er in die Königlichen Prärogative eingreife. Der Pabst wie der Statthalter schritten gegen den, wie es schien, etwas zu eigenmächtigen Erzbischof ein und alle Welt glaubte, derselbe werde seinen Feinden unterliegen. Auch die Jesuiten, an deren Spitze der Pater Mazarini, der Rector ihres Kollegiums zu Mailand, sich besonders auszeichnete, waren dieser Ansicht und gingen daher nicht nur alsobald mit fliegender Fahne in das Feldlager des spanischen Statthalters über, sondern schmähten auch sofort den Erzbischof, ihren bisherigen Wohlthäter, in derselben Kirche, welche sie von ihm zum Geschenk erhalten hatten, auf die verläumderischste und giftigste Weise. Sie hatten sich aber verrechnet, wenn sie meinten, der Graf

Borromeo müsse einem Andern Platz machen, denn er schlug alle gegen ihn vorgebrachten Anklagen und Verläumdungen siegreich zurück. Nun zitterten die Elenden, die noch so eben den Mund so voll genommen hatten, und besonders die Söhne Loyola's glaubten nicht anders, als daß der Erzbischof sie seinen vollen Grimm fühlen lassen werde. Dieser jedoch, ein Mann der christlichen Liebe, begnügte sich damit, ihnen ihre Kirche nebst Kollegium zu nehmen und sie zwar allerdings aus der Stadt Mailand, nicht aber auch aus seinem übrigen, sehr ausgedehnten Sprengel zu verbannen. Es war dieß gewiß eine gelinde Strafe für solch Undankbare, als welche sich die Jesuiten erwiesen hatten, und die Letzteren hätten sich daher in Demuth bedanken sollen. Das thaten sie aber nicht, sondern sie meinten sich vielmehr durch eine List ohne Weiteres wieder in die Gunst Borromeo's setzen zu können, indem sie alles Vorgefallene nur allein dem Rektor Mazarini zur Last legten. Demgemäß mißbilligte der damalige Ordensgeneral Claudio Aquaviva das Verfahren Mazarini's in einem eigenen Schreiben an den Erzbischof, untersagte dem Delinquenten das Predigen auf zwei Jahre und befahl ihm, sich dem beleidigten Borromeo demüthigst zu Füßen zu werfen. Der Rektor gehorchte, wie sich von selbst versteht; allein der Erzbischof nahm deßwegen sein Ausweisungsdecret doch nicht zurück und sein Neffe und Nachfolger, Graf Federico v. Borromeo, der von 1595 bis 1631 den erzbischöflichen Stuhl von Mailand inne hatte, ging sogar noch viel weiter, denn mit seinem Regierungsantritt nahm er den Jesuiten die Leitung auch derjenigen Kollegien und Seminarien ab, welche sie außerhalb Mailand in der Lombardei hatten und verbot Jedem, der sich in seinem Sprengel dem Priesterthum widmen wollte, bei Strafe, der Weihe verlustig zu gehen, in einem Jesuitenkollegium zu studiren. Dabei blieb er, so lange er lebte und erst nach dem Jahre 1631 durften die Söhne Loyola's sich wieder im Mailändischen niederlassen.

Noch schlimmer erging es ihnen im Staate Venedig, einer Republik, welche sich in kirchlichen Dingen immer etwas freisinniger zeigte, als der römischen Priesterschaft lieb war, und allwo daher die Jesuiten sich schon sehr frühe niederließen, um durch ihren Einfluß einen Umschwung der Dinge herbeizuführen. Nun gefielen aber dem venetianischen Senate die jesuitischen Machinationen ganz

und gar nicht, und er dekretirte also im Jahre 1603 ein Gesetz, nach welchem ohne Bewilligung der Regierung weder neue Kirchen und Klöster erbaut, noch neue Mönchsorden und Gesellschaften eingeführt werden dürften. Das war ein harter Schlag für die Römlinge und insbesondere für die Jesuiten, welche damals eben im Begriff waren, überall im Venetianischen sich häuslich niederzulassen; allein noch viel härter traf sie die zwei Jahre später promulgirte und offenbar auf sie gemünzte Verordnung: „daß es fortan keinem Unterthan der Republik Venedig erlaubt sein solle, durch Testamente, durch Verkauf oder auf noch andere Weise, ohne Vorwissen des Senats, unbewegliche Güter an die Geistlichen und Ordensleute zu vermachen, zu schenken oder zu veräußern, und zwar bei Strafe des Kerkers, der Verbannung und der Güterconfiskation." Das war eine offenbare Kriegserklärung gegen die Societät Jesu und so nahm Claudio Aquaviva, ihr General, die Sache auch auf. Er eilte also mit seinem Freunde, dem Kardinal Bellarmin, zum Pabst Paul V. und brachte diesen so in Harnisch, daß sofort ein Breve an den Senat zu Venedig erlassen wurde, in welchem der Pabst unbedingte Aufhebung der beiden Gesetze von 1603 und 1605 verlangte. Der Senat berief sich auf sein Recht, allein Paul V. hörte in seiner Hitze auf keine Vernunftgründe und belegte anno 1606 die Republik Venedig ohne weiteres mit dem Interdikte, hoffend, daß nun, weil alle Kirchen sofort hätten geschlossen werden und aller Gottesdienst aufhören sollen, ein allgemeiner Volksaufstand gegen den Senat losbrechen werde. Mit diesem Gedanken hatten ihm wenigstens Aquaviva und Bellarmin geschmeichelt; allein wie sich sogleich zeigte sehr mit Unrecht. Der venetianische Senat nämlich nahm den hingeworfenen Handschuh furchtlos auf und verbot nicht nur die Bekanntmachung der päbstlichen Bannbulle, sondern befahl auch der sämmtlichen Klerisei, entweder den Gottesdienst wie bisher fortzusetzen, oder aber augenblicklich aus dem Gebiet der Republik zu scheiden. Alle Geistlichen und die sämmtlichen Mönchsorden gehorchten; nur die Jesuiten weigerten sich dessen. Sie meinten, weil ihr Einfluß bisher so groß gewesen sei, durch Trotz zu siegen; doch der Senat blieb fest und erklärte ihnen, daß sie das Venetianische, wenn sie eine gewaltsame Entfernung vermeiden wollten, augenblicklich zu verlassen hätten. Jetzt blieb nichts übrig, als zu gehorchen, und

sie zogen auch sofort mit den Kapuzinern, welche sie noch vor Thorschluß auf ihre Seite zu bringen wußten, in großer Prozession mit Voraustragung eines großen Kruzifixes ab; ihre Erwartung aber, daß die Feierlichkeit dieses „Auszugs aus Aegypten" die niederen Massen fanatisiren und wenigstens einen kleinen Auflauf hervorbringen werde, schlug eben so fehl, als früher die Hoffnung des Pabstes, denn das Volk, so massenhaft es auch herbeiströmte, um das Spektakel mitanzusehen, regte nicht nur keine Hand für sie, sondern rief ihnen sogar noch Verwünschungen nach. Nach ihrem Abzug confiscirte der Senat ihre Häuser und nun machte man ganz sonderbare Entdeckungen. Sie hatten nämlich außer ihren Reichthümern an Gold und Silber zwar allerdings auch den größten Theil ihrer Bücher und schriftlichen Sachen in aller Eile zu dem spanischen Gesandten so wie zu einigen andern geheimen Freunden geflüchtet; allein man fand der Briefe doch noch übrig genug, um daraus zu ersehen, wie sie den zeitlichen Dingen sich viel mehr gewidmet hatten, als den himmlischen, und namentlich steigerte sich der Verdacht, daß sie es mit dem spanischen Hofe, der schon längst nach dem Besitze Venedigs strebte, gehalten hätten, zur Gewißheit. Ueberdem wurde es nun vielen der Herren Senatoren klar, warum der Orden die Wohlgestaltetsten unter seinen Mitgliedern gerade nach Venedig gesandt habe, denn manche der zurückgebliebenen Episteln rührte von weiblicher Hand her und ihr Inhalt zeugte nicht gerade für die Unschuld der venetianischen Hausfrauen. Dazu kam dann noch, daß die Vertriebenen, um ihrem Zorne Luft zu machen, in Bologna, Ferrara, Mantua, Bari, Palermo und andern Orten auf's heftigste wider die Republik predigten, daß sie an den Höfen zu Madrid und Prag allem aufboten, um den König Philipp III. und den Kaiser Rudolph II. zum Krieg gegen Venedig aufzustacheln, so wie endlich, daß sie verkleidet in's Venetianische eindrangen und überall es versuchten, Meutereien gegen die Regierung zu erregen. Kurz, es stellte sich bis zur unwiderleglichsten Evidenz heraus, daß die Jesuiten höchst gefährliche Feinde der Republik Venedig seien, und somit faßte der Senat unterm 14. Juli 1606 einstimmig den Beschluß, sie für immer und ewig aus dem Venetianischen zu verbannen. Ja, nicht genug an dem, sondern es wurde noch der ebenfalls einstimmige Beisatz gemacht, daß die Regierung niemals Vor-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schläge zu ihrer Wiederaufnahme auch nur anhören dürfe, außer wenn von den hundert und achtzig Senatoren fünf Sechstheile dafür stimmten, und überdem wurde Jedermann in den Venetianischen Staaten, weß Standes oder Geschlechtes er auch sein möge, bei schwerer Geldstrafe, Verbannung oder Galeere verboten, einen Briefwechsel oder sonstigen Verkehr mit den Söhnen Loyola's zu unterhalten. Dabei blieb es auch, trotzdem der Pabst sich schon kurze Zeit darauf anbot, das Interdikt aufzuheben, so bald die Jesuiten wieder zugelassen würden. Im Gegentheil verwarf der Senat letztere Bedingung durchweg und am Ende sah sich Paul V., von Frankreich, dem Verbündeten Venedigs, gedrängt und von Spaniens König, dem Freunde der Jesuiten, im Stich gelassen, in die Nothwendigkeit versetzt, mit Venedig unter Aufopferung der Söhne Loyola's Frieden zu schließen. Nun versuchten es letztere auf andere Weise und boten anno 1612 dem venetianischen Senat unter der Hand für die Zurücknahme des Verbannungsdekrets die für jene Zeit ungeheuere Summe von fünfmalhunderttausend Dukaten, allein die Nobilis benahmen sich als wirkliche Edle und wiesen den Bestechungsversuch mit Verachtung zurück.

Ganz dasselbe Loos, das ihnen im Venetianischen zu Theil wurde, hatten sie schon früher im Veltlin, einem Theile Graubündtens, erfahren. Dort nämlich brachten sie anno 1560 einen sehr reichen und angesehenen, aber zugleich altersschwachen und beinahe kindischen Greis, Namens Anton Quadrius, der in Ponte, dem Hauptflecken des Ländchens, seinen Wohnsitz hatte, so weit, daß er ihnen sein ganzes Vermögen vermachte, um damit ein Kollegium zu gründen. Allein dessen rechtmäßige Erben wurden sofort beim Landeshauptmann klagbar, und dieser befahl den Schwarzröcken, sowohl Ponte als das ganze Veltlin, zu räumen. Nun wandten sich die Jesuiten an den Bundestag von Graubündten, der im Jahre 1561 in Chur zusammentrat, und brachten es zugleich so weit, daß die mächtigsten Kronenträger der katholischen Christenheit sich brieflich für sie verwandten. Doch die Graubündter, als freie Republikaner, gaben nicht viel auf die Rathschläge gekrönter Häupter und faßten nach genauer Prüfung sofort in öffentlicher Sitzung den einstimmigen Beschluß, daß die Jesuiten „als Feinde des Evangeliums und unruhige Köpfe, so wie auch als Prie-

ster, die mehr dazu geeignet seien, die Jugend zu verderben, als solche zu unterrichten", das Territorium von Graubündten für immer zu meiden hätten. Ganz auf dieselbe Weise erklärten sich auch fünfzig Jahre später, anno 1610, die Nachbarn der Graubündter, die Walliser, und somit schlugen die Versuche der Jesuiten, über Wallis in's Veltlin einzudringen, ebenfalls fehl. Um so wüthender aber wurden diese letzteren über den Mann, durch dessen Beredtsamkeit solches Resultat hauptsächlich zu Stande kam, nämlich über den Bartholomä Alett, einem höchst angesehenen Bürger von Leugk, und da derselbe schon das Jahr darauf unter den deutlichsten Symptomen der Vergiftung starb, so ward allgemein angenommen, daß ihm dieses Gift von Niemanden gereicht worden sei, als von einem verkleideten Loyoliten.

Ganz anders als in den bisher genannten Theilen Italiens traten die Jesuiten in Savoyen auf. Hierher nämlich hatten sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts nicht wenige Protestanten aus anderen Ländern, in welchen man sie ihres Glaubens wegen verfolgte, zurückgezogen, indem sie hofften, daß sie in den tiefen, stillen Alpenthälern, die so zu sagen ganz von der übrigen Welt abgeschnitten waren, ungestört und unbeirrt würden leben können. An sie schlossen sich jene Reste der Waldenser an, welche schon seit ein paar Jahrhunderten ihre Heimat hier und in dem nahen Piemont hatten, und die Folge war, daß sich die letzteren, in deren Glauben ohnehin schon viel Protestantisches lag, vollends ganz zur reformirten Kirche bekannten. Das war aber natürlich nicht nach dem Geschmack der katholischen Priesterschaft, und der damalige Herzog Philibert Emanuel wurde daher auf's eindringendste angegangen, solchem Umsichgreifen der Ketzerei in dem sonst durchaus katholischen Lande mit Gewalt entgegenzutreten. Insonderlich schroff trat der Dominikaner Thomas Giacomello auf und derselbe ließ nicht nach, als bis „zum abschreckenden Beispiel" eine Anzahl Reformirter verbrannt oder auf die Galeere geschmiedet waren. Doch nun drohten die Protestanten in ihrer großen Mehrheit zu den Waffen zu greifen, und um solchem vorzubeugen, wandte sich der Herzog an den Pabst Pius IV., um ihn zu fragen, ob nicht dem ganzen Streite am besten durch ein Religionsgespräch abgeholfen würde. „Nein," erwiederte der Pabst, dessen Sache durch öffentliche religiöse Dis-

putationen noch nie etwas gewonnen hatte; „nein, ein Religionsgespräch dürfe nicht stattfinden, sondern er werde Theologen senden, um die Unwissenden im wahren Glauben zu unterrichten. Uebrigens," fügte er am Schlusse seines noch vorhandenen Schreibens hinzu, „wisse man kein Beispiel, daß je etwas mit Gelindigkeit sei ausgerichtet worden; wohl aber habe die Erfahrung bestätigt, daß das beste Bekehrungsmittel in den Händen der Justiz und, wenn diese zu schwach sei, im Zwang liege." Und wer waren nun die Theologen, welche Pius IV. nach Savoyen abordnete? Ei — er selbst sandte keine, sondern er beauftragte den Jesuitengeneral Lainez mit der Sache und dieser ließ sofort den durch diese Mission so berüchtigt gewordenen Pater Anton Possevin an den Herzoglichen Hof abgehen, um mit Philibert Emanuel wegen Errichtung von einigen jesuitischen Collegien zu unterhandeln. Das war aber nur der eine Theil seiner Aufgabe und der andere, viel wichtigere bestand darin, den Beherrscher Savoyens dazu zu bewegen, daß er dem Ketzerthum in seinen Landen durch Vertilgung der Ketzer für immer und ewig ein gründliches Ende mache. Possevin fand sich in dem Herzog bald zurecht und verstand den durch die lange Zeit, die er als General Karl's V. und Philipp's II. im Felde zugebracht, sehr herrisch gewordenen und namentlich auch ziemlich verwilderten Fürsten so ausgezeichnet zu behandeln, daß derselbe, obwohl ohne sich dessen bewußt zu sein, alles that, was der Jesuit haben wollte. Vor allem drang letzterer damit durch, daß Philibert Emanuel die Errichtung von zwei Collegien gestattete. Possevin hielt dieß für unumgänglich nothwendig, um noch eine beliebige Anzahl von Genossen in's Land rufen zu können, und den Einwand des Herzogs, daß seine Staaten zu arm seien, um zu Gunsten der Gesellschaft Jesu Stiftungen machen zu können, beseitigte er dadurch, daß er erklärte, seine Societät begnüge sich mit den Gütern, welche man den Ketzern confisciren werde. Nun aber die Jesuitenpaters förmlich in Savoyen installirt waren, gingen sie daran, ihr Versprechen der Ketzerbekehrung in Ausführung zu bringen, und in der That — eine ganz eigenthümliche Art von Bekehrung war es, die sie in Anwendung brachten. Pater Possevin nämlich und seine Mitpatres durchstrichen in einfacher bürgerlicher Kleidung das ganze Land und drangen namentlich in alle abgelegenen Gebirgsthäler ein,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in denen sie reformirte Gemeinden witterten. Hatten sie aber eine solche aufgefunden, so hüteten sie sich wohl, sich den Leuten zu erkennen zu geben, oder gar durch's Predigen des römisch-katholischen Glaubens einen Bekehrungsversuch mit ihnen anzustellen. Nein, sie kehrten vielmehr in ihre Standquartiere zurück, um sich einen Succurs von einigen tausend Mann Soldaten zu holen und, wenn sie dann mit diesen wieder in die einsamen Gebirgsthäler retournirten, dann — ja, dann Gnade Gott den armen Reformirten! Doch — wie kamen sie zu den Soldaten? Auf die einfachste Weise von der Welt, denn nachdem Possevins Beredtsamkeit den Herzog, wie zum voraus beabsichtigt war, davon überzeugt hatte, daß ein katholischer Fürst seine eigene Ehre besudle, wenn er eine Horde von elenden Ketzern in seinen Landen dulde, sowie daß die einzige wirksame Bekehrung in der Anwendung von Gewalt liege, verstand es sich gewissermaßen von selbst, daß von demselben eine größere Truppenmacht angeworben wurde, um die Bemühungen der Jesuiten zu unterstützen. Auch ließ sich Philibert Emanuel um so gerner dazu herbei, als der Pabst ihm einen bedeutenden Geldbeitrag zur Unterhaltung dieser kleinen Glaubensarmee bewilligte, und überdem mußte ein Fürst seines Charakters nicht glauben, im vollkommensten Rechte zu sein, wenn er Unterthanen, die seiner Aufforderung, den Glauben des Landesherrn öffentlich zu bekennen, nicht nachkamen, als Rebellen und Aufrührer züchtigte? Genug also — die Ketzer wurden unter Anführung der Jesuiten von Soldaten zu Paaren getrieben und es kam in Folge dessen eine Zeit des Elends und des Jammers über Savoyen, welche näher zu beschreiben die Feder sich sträubt. So überfiel z. B. Possevin an der Spitze von zweitausend Mann den Flecken St. Germain im Thal der Perouse und ließ die sämmtliche männliche Einwohnerschaft, trotzdem sie sich nicht zur Wehre setzte, die Spitze des Schwertes kosten; die zwei reformirten Geistlichen aber, die man dort fand, wurden bei einem langsamen Feuer gebraten, zu welchem die Weiber und Mädchen, durch Lanzenstiche angetrieben, das Holz herbeitragen mußten. Ganz das gleiche Schicksal hatten noch viele Dutzende von reformirten Gemeinden und allüberall, selbst in den abgelegensten Gehöften wüthete das Schwert oder loderten die Scheiterhaufen. Da endlich, als sie sahen, daß es auf nichts anderes, als ihre Vernichtung abgesehen sei, er-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hoben sich die Reformirten zumal in allen Theilen des Landes und, einmüthig zu den Waffen greifend, leisteten sie den Glaubenssoldaten einen tapferen Widerstand. Bald erfochten sie sogar kleine Siege, und da es ihnen ein Leichtes war, sich in ihren Thalschluchten fest zu verschanzen, so fingen die savoyischen Truppen nach und nach an, in ihren Angriffen zu erlahmen. Nun griff Possevin, der ganz wüthend darüber wurde, daß ihm der Sieg, dessen er schon gewiß zu sein glaubte, schließlich noch aus den Händen gewunden werden solle, zur List und bot den Ketzern im Namen des Herzogs freie Religionsübung an, so bald sie die Waffen niederlegen und sechzehntausend Goldthaler Sühngeld zahlen würden. Die Reformirten gingen darauf ein und der Vertrag wurde unterzeichnet; allein so wie das Geld gezahlt und die Waffen abgeliefert waren, lachte man den armen Getäuschten in's Gesicht und die Jesuiten begannen ihre blutigen Bekehrungen von neuem. Abermals drangen sie an der Spitze von rohen Soldatenhaufen in die Gebirgsthäler ein, abermals wütheten sie mit Lanze und Schwert und abermals wurden alle ketzerischen Geistlichen, sowie überhaupt die Angesehneren und Reicheren unter dem armen Volke dem Scheiterhaufen überliefert. Nun jedoch erwachte der Grimm der so niederträchtig Betrogenen mit furchtbarer Gewalt, und nachdem sie sich von neuem Waffen verschafft, brachten sie der herzoglichen Armee im Mai des Jahrs 1561 eine so entscheidende Niederlage bei, daß Philibert Emanuel mit Nothwendigkeit an den Frieden denken mußte. Seine Finanzen waren erschöpft, denn die nun seit zwei Jahren auf den Beinen erhaltene Armee kostete schwer Geld und der Pabst hatte längst aufgehört, Baarzuschüsse zu machen — mit welchen Mitteln sollte er also, nachdem seine Truppen aufgerieben worden, ein neues Heer anwerben? Ueberdem mußte es ihm nicht längst klar geworden sein, daß er, wenn er die Ketzer seiner Lande bekriegte, seine eigenen Unterthanen erschlug und daß er, wenn er die Jesuiten mit den confiscirten Gütern der Erschlagenen bereicherte, seine eigenen Staaten der Verarmung Preis gab? Nein — des Bluts war nun genug geflossen und des Jammers mehr als genug verbreitet; darum entließ Philibert Emanuel sofort den Pater Possevin nebst seinen Genossen und schloß am 5. Juni 1561 mit seinen protestantischen Unterthanen einen Vergleich ab, worin er ihnen die freie Ausübung ihrer Reli-

gion nebst der theilweisen Zurückgabe ihres confiscirten Eigenthums zusagte, während sie dagegen versprachen, in allen ihren Gemeinden auch die römisch-katholische Religion zu dulden, doch so, daß nie und nimmer irgendwer von ihnen mit Gewalt zur Annahme dieses Cultus gezwungen werden dürfte. Von da an hatte das Land Frieden und die Bürger lebten wieder in Eintracht mit einander; aber freilich nur so lange, bis hundert Jahre später, zu den Zeiten Ludwig's XIV., wie wir später sehen werden, die Jesuiten abermals kamen und die Zeiten des eben geschilderten Elends wiederkehren machten.

II. Die Machtstellung der Jesuiten in Portugal.

Daß König Johann III. sich von Ignaz von Loyola einige Mitglieder der Gesellschaft Jesu erbat, um sie als Heidenbekehrer nach Indien zu senden, daß ferner Ignaz den Franz Xavier und den Simon Rodriguez zu diesem Behufe nach Lissabon sandte, und daß endlich Johann III. den Simon Rodriguez, weil er ihn allzulieb gewann, als Beichtvater und vertrautesten Freund bei sich an seinem Hofe behielt, ist schon im vorigen Buche erzählt worden. Dieser Simon Rodriguez nun legte den Grund zu der wahrhaft außerordentlichen Macht, welche die Jesuiten von nun an während fast ganzer zweier Jahrhunderte über Portugal und seine Colonien ausübten, denn er benützte die Gunst des ihm fast willenlos ergebenen Königs so sehr, daß der Orden schon nach einem Decennium die prächtigsten Collegien in Coimbra, Evora, Lissabon und Braga, sowie noch verschiedene Seminarien in anderen Städten besaß, und daß er durch diese Erziehungsanstalten, von denen mehrere, wie Coimbra und Evora, sogar zu Hochschulen erhoben wurden, die Wissenschaft, den Glauben und die Sitten der Portugiesen vollkommen beherrschte. Sobald nämlich der Jesuitengeneral in Rom sah, daß in Portugal der Boden für seine Sache so gar leicht zu bearbeiten sei, sandte er dem Rodriguez aus Italien und Frankreich

so viele Mitglieder der Societät zu Hülfe, als er nur irgend entbehren konnte, und diese wußten dann so schnell und mit solchem Glück Proselyten anzuwerben, daß z. B. nur allein das Collegium zu Coimbra bereits anno 1544 sechzig Ordensmitglieder zählte. In demselben Verhältniß wuchsen auch die übrigen empor und die Reichsten und Vornehmsten des Landes wetteiferten darin, ihre Reichthümer mit diesen Anstalten zu theilen. Wie wäre dieß aber auch anders möglich gewesen, da die Jesuiten, um das Beispiel des Königs nachzuahmen, von fast allen Großen des Landes zu Beichtvätern angenommen wurden? Als solcher fungirte z. B. bei der Königin Katharina der Pater Michael de Torres und bei dem Kardinalinfanten Don Henri der Pater Leon Henriquez; dem Pater Simon Rodriguez selbst aber, dem Beichtvater des Regenten, vertrauten die ersten Würdenträger des Reichs, wie der Herzog von Aveiro, der Graf von Castanheira und andere mehr ihre Gewissen an. Kurz, die Jesuiten wurden unter Johann III. fast allmächtig am Hofe denn Rodriguez war so sehr die rechte Hand und der Busenfreund des Monarchen, daß letzterer gar keine Regierungshandlung mehr vornahm, ohne seinen Beichtiger gefragt zu haben. „Ja" — so schreibt Telles in seiner Chronik des Jesuitenordens wörtlich — „als Rodriguez zu Almeirin krank lag, ging der König in Person und in Begleitung des Prinzen und der obersten Hofbeamten dahin, um den Kranken zu besuchen, und somit schien der Monarch seine Königliche Würde zu vergessen, nur um dem Pater zu zeigen, daß er sein Freund sei."

Es ging jedoch nun, wie es meistentheils zu gehen pflegt; das heißt das außerordentliche Ansehen, in welchem die Herren Patres standen, so wie die unermeßlichen Schätze, mit welchen der König sie überhäufte, machten sie so stolz, übermüthig, träge und wollüstig, daß bald unter dem Volke ein allgemeines Murren entstand. Auch blieb es keineswegs bei diesem Murren, sondern die Einwohner von Lissabon ließen ihre Klagen bis an den Thron ertönen und beschuldigten die Regierung laut, daß sie das Vermögen des Landes an Unwürdige verschwende. Doch — was half's? Simon Rodriguez hatte den schwachen König allzu sehr in seiner Gewalt, als daß dieser auf die Kläger gehört hätte, und schließlich kams gar so weit, daß dieselben in's Gefängniß gebracht oder aus dem

Reiche verbannt wurden. So triebs der Beichtiger bis zum Jahre 1551, und zwar, wie man sich wohl denken kann, mit einer immer mehr wachsenden Frechheit. Da erhielt Ignatius zu Rom genaue Kunde von der Sache, und da er wohl einsah, daß der außerordentliche Haß, mit dem das portugiesische Volk nunmehr die Societät betrachtete, die schlimmsten Folgen tragen müsse, so faßte er den festen Entschluß, mit starker Hand einzugreifen. Namentlich lag ihm auch das Collegium zu Coimbra am Herzen, und er betrübte sich tief darüber, daß dasselbe in einen gänzlichen Verfall gerieth, denn nach allen Berichten, die er darüber erhielt, glich es eher einer Schule der Aergerniß, als der Erbauung, und Alles lebte dort, statt sich den Studien und der Erziehung zu widmen, dem Müßiggang, der Schwelgerei und der ränkevollen Klatschsucht. So schickte denn Loyola kraft seiner unumschränkten Gewalt als Ordensgeneral urplötzlich den Pater Emanuel Godin nach Coimbra, um als neu ernannter Rector das Collegium wieder in Ordnung zu bringen, den Pater Rodriguez aber rief er zu sich nach Rom und ersetzte ihn durch den bescheidenen Jakob Miron, der sich, wie wir bereits gesehen haben, nicht einmal für würdig hielt, bei einem Könige als Beichtvater zu wirken. Johann III. war im Anfang über diesen Gewaltstreich Loyola's äußerst ungehalten und er drohte sogar, alle Jesuiten nach Italien zurückzusenden, allein als ein geistiger Schwächling, der er war, beruhigte er sich bald wieder, und nach einem Monat schon hatte ihn der neue Beichtvater so gut oder noch besser in der Gewalt, als dieß bei dem früheren der Fall gewesen war. In Lissabon also, oder, wenn man lieber will, am Hofe, kam Alles sogleich wieder in's alte Geleise, nur mit dem Unterschiede, daß statt des gewaltthätigen und deßwegen verhaßten Rodriguez der stille und sanfte Miron regierte; in Coimbra dagegen wollte sich die Sache nicht machen, trotzdem Pater Godin mit aller Strenge das äußere Aergerniß des Collegiums abbestellte. Die Einwohnerschaft der Stadt hatte nämlich den lockern Lebenswandel der Jesuiten allzulange mitangesehen und war durch deren Liederlichkeit allzusehr mit Verachtung erfüllt worden, als daß sie jetzt zu einer so plötzlichen Sinnesänderung hätte Zutrauen fassen können. Vielmehr hielt man Alles für pure Verstellung und wenig fehlte, daß die Leute nicht Spottlieder auf die heuchlerischen Schwarzröcke gesungen hätten. Darum,

wenn das alte Ansehen wieder hergestellt werden sollte, mußte man irgend ein Hauptaffektstück, irgend einen herzrührenden, theatralischen Donnerschlag auf die Scene bringen, und dieser Coup wurde auch wirklich ausgeführt. Eines schönen Morgens läuteten zu ganz ungewöhnlicher Stunde die Glocken der Jesuitenkirche auf's feierlichste zusammen und einen Augenblick darauf öffnete sich das Hauptportal derselben, um eine der sonderbarsten Prozessionen, die es je gab, erscheinen zu lassen. Voran schritt ein wahrer Goliath, der ein riesiges Bild des gekreuzigten Christus trug, und hinter ihm drein kam der Pater Godin, aber nicht in seiner gewöhnlichen Kleidung, sondern nackt bis auf den Gürtel hinab und mit einer mächtigen Geißel bewaffnet. Ihm folgten die sämmtlichen Novizen, ganz ebenso kostümirt, und an sie reihten sich dann wieder die Laienbrüder, die natürlich auch nicht anders aussahen. Den Schluß bildeten die Lehrer und Coadjutoren, und Alle zusammen sangen, während sie langsam mit gesenkten Blicken sich fortbewegten, in einförmiger Weise einen Bußpsalm, der außerordentlich düster und traurig klang. An jedem Kreuzweg, auf jedem öffentlichen Platze blieben sie stehen, aber nicht blos um in noch traurigerer Weise, als bisher, zu singen, sondern um die Geißeln durch die Luft zischen zu lassen und sich selbst auf's unbarmherzigste zu züchtigen. Bald floß das Blut rinnweise von ihren nackten Schultern herab und das Volk, das in Masse zusammenströmte, um dieß außerordentliche Schauspiel zu sehen, wurde natürlich dadurch auf's tiefste gerührt; sie aber, die Jesuiten mit ihren Zöglingen, schrieen laut auf, indem sie bittend die Hände rangen: „Ihr Männer von Coimbra, vergebet uns um Christi willen das Aergerniß, welches euch unsere Gesellschaft gegeben hat." So ging der Zug weiter und weiter, bis er endlich die Kirche der Barmherzigkeit erreichte, und nun bestieg der Pater Godin die Kanzel und hielt eine Rede von solch außerordentlicher Bußfertigkeit, daß alle Zuhörer, und deren waren so viele, als die Kirche nur fassen konnte, auf die Knice fielen und mit Thränen in den Augen kreischten: „Barmherzigkeit, Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!" Was war nun aber die Wirkung dieses merkwürdigen Schauspiels? Natürlich keine andere, als daß das Volk von Coimbra die Jesuiten wieder förmlich zu Gnaden annahm, denn wenn auch unter den Gebildeten und Aufgeklärten gar Manche

den ganzen Auftritt für nichts als ein Bühnenschaustück ansahen, so war doch der gemeine Haufen und insbesondere das Weibervolk anderer Meinung und hielt die Büßer für halbe Heilige.

Als König Johann III. im Jahre 1557 starb, hinterließ er eine Wittwe, die Königin Katharina, Schwester des Kaisers Karl's V., einen dreijährigen Enkel, Sebastian, Sohn des verstorbenen Infanten Johann, als Thronerben, und einen zweitgebornen Sohn, den Kardinal Henri. Die Königin Katharina wurde Vormünderin des jungen Sebastian und zugleich Regentin von Portugal; sie regierte aber nicht selbst, sondern an ihrer Statt ihr Beichtvater Michael de Torres nebst dem Leon Henriquez, dem Beichtvater des Kardinals Henri, und diese zwei Patres gaben dem Thronerben ihren klugen Mitbruder Louis Gonsalva de Camara zum Hofmeister und Erzieher. Nun begannen die schlimmsten Tage Portugals, denn von jetzt an beherrschten die Jesuiten das Land so unumschränkt, als wären sie dessen wirkliche und rechtmäßige Inhaber. Allerdings wagte es die Königin Regentin einmal, sich aufzuraffen, und in ihrer Aufregung schrieb sie dem damaligen Jesuitengeneral Borgia einen langen Brief, worin sie sich insbesondere über den Pater Gonsalva und seine Erziehungsmethode bitter beklagte. „Er bringe seinem Zögling, dem künftigen Könige, wilde und wollüstige Sitten bei," sagte sie unter anderem in diesem Schreiben, „und lehre ihn, sie, seine Großmutter, zu verachten und zu mißhandeln. Ueberhaupt erziehe er ihn nicht, wie man einen künftigen Herrscher erziehen solle, sondern er gewöhne ihn daran, ein willenloses Werkzeug in seinen eigenen Händen zu sein, und erfülle seinen Kopf mit phantastischen Bildern, durch welche die Entwickelung seines Verstandes total gehemmt werde." Was war nun aber die Folge dieses Briefes? Etwa die Entfernung Gonsalva's? O nein, sondern umgekehrt, die Entfernung der Königin — Regentin. Die Jesuiten und ihre Kreaturen, worunter auch die Minister und sonstigen Hochgestellten gehörten, chikanirten nämlich von jetzt ab die arme Dame auf alle Weise, wie sie denn namentlich auch geltend machten, daß die Regierung eines Weibes sich für einen Staat, wie Portugal, gar nicht passe, und um kurz zu sein, sie brachten es so weit, daß derselben ihre Existenz förmlich entleidet wurde. Demgemäß begab sich die Königin, um endlich Ruhe zu bekommen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

im Jahre 1562, ihrer vormundschaftlichen Regierung und legte sie vor den versammelten Reichsständen in die Hände des Kardinal-infanten Don Henri nieder. Dieser aber, zufrieden damit, Regent zu heißen, ließ die frommen Patres nach Belieben schalten und walten, und wenn er auch hie und da den Anlauf nahm, als wollte er selbstthättg eingreifen, so brachte ihn doch schon der nächste Augenblick wieder vollständig unter die Botmäßigkeit seines Beichtvaters.

Noch höher, wenn dieß irgend möglich war, stieg die jesuitische Macht, als der junge Sebastian mit seinem vierzehnten Jahre, anno 1568, für volljährig erklärt wurde, denn man wird es begreiflich finden, daß ein von Jesuiten erzogener Jüngling nicht anders dachte und denken konnte, als die Herren Patres ihn denken gelehrt hatten. Tagtäglich hatte ihm Gonsalva de Camara gesagt, daß es die erste Pflicht eines christlichen Königs sei, sich seiner Gewalt zur Verbreitung der römisch-katholischen Religion zu bedienen, indem ihn Gott nur zu diesem Zwecke auf den Thron gesetzt habe, und da nun Sebastian von der Natur einen feurigen, heftigen, nach Ruhm dürstenden Charakter empfangen hatte, so war es leicht, in ihm die Idee zu begründen, daß er dazu berufen sei, für den Katholicismus etwas Außerordentliches und bis jetzt Niedagewesenes zu leisten. Ja, Gonsalva ruhte nicht, als bis sich die Frömmigkeit seines Zöglings zum Fanatismus und sein Heldensinn zur Abentheuerlichkeit eines Kreuzritters gesteigert hatte. Dabei aber verabsäumte er die Vorsicht, Jedermann von dem Könige entfernt zu halten, der auf andere Weise auf denselben einwirken könnte, keineswegs, und mit der Thronbesteigung Sebastians wurden alle wichtigeren Stellen am Hofe und in der Regierung nur allein mit jesuitischen Kreaturen besetzt. So erfuhr der junge Regent nichts davon, daß der Reichthum und die Macht des Staats, über den er herrschte, jedes Jahr in demselben Maßstabe abnahm, in welchem die Macht und der Reichthum der Societät Jesu zunahm; er erfuhr nichts davon, daß seit dem Eintritt der Jesuiten in Portugal aller Aufschwung, welchen die Nation in den Wissenschaften, wie im Handel und in der Betriebsamkeit gewonnen gehabt hatte, eine förmliche Bewegung nach Rückwärts machte und in einen Zustand der Stagnation überzugehen drohte; er erfuhr nichts davon, daß die Zahl der Mißvergnügten sich mit jedem Tage mehrte und daß sein noch vor Kurzem so hoch

gepriesenes Land im Begriffe war, seine Ehre und sein Ansehen vollständig einzubüßen; am allerwenigsten aber erfuhr er etwas davon, daß an all' diesem Elend nur die schlechte Wirthschaft der Jesuiten schuld sei, und er konnte dieß auch gar nicht erfahren, weil Jeder, der nur einen entfernten Versuch machte, den König aufzuklären, dieß schwer an Leib und Leben büßen mußte. Selbst nicht einmal das gaben sie zu, daß er sich in den Stand der Ehe begebe, obwohl das Interesse des Staats dieß durchaus gebot, weil mit ihm und seinem Ohm Henri der Mannsstamm seines Hauses ausstarb; nein, dieß durfte nicht sein, denn eine junge schöne Königin hätte möglicherweise allzuviel Einfluß auf ihn bekommen und die Fesseln der Knechtschaft, in denen sie ihn hielten, wären dann gefallen*). Sieht man nun, mit welcher systematischen Consequenz die Jesuiten zu Werk gingen, um sich das Heft der Macht in Portugal ja nie aus den Händen winden zu lassen?

Endlich starb der allmächtige Beichtiger Sebastians, der Pater Louis Gonsalva de Camara, und nicht Wenige glaubten nun, es werde möglicherweise eine Systemsänderung in der Regierung geben; allein sie täuschten sich vollkommen. Im Anfang nämlich erfüllte den König die tiefste Trauer und er erwiederte auf alle Vorstellungen nur allein die Worte: „Was wollt ihr von mir? Ich habe nie einen anderen Vater, nie eine andere Mutter gehabt, als den Pater Gonsalva." Nach und nach aber stumpfte sich sein Schmerz durch den geistlichen Trost eines andern Jesuiten, des Paters Gaspard Mauricio, ab und bald hatte dieser neue Beichtvater den Kopf und die Sinne des Königs ebenso gefangen genommen, als es Gonsalva nur je im Stande gewesen war. Kurz nachher, im Jahre 1577, brach in dem Spanien gegenüber liegenden muhamedanischen

*) Die ganze K. Familie, der Geheimrath, die Großen des Reichs und alle Unterthanen drangen darauf, daß der König heirathen solle, um einen Thronerben zu bekommen, und insbesondere wurde die Prinzessin Margarethe von Frankreich, die Schwester Karls IX., in Vorschlag gebracht; allein die Jesuiten setzten Himmel und Hölle in Bewegung, um die Sache zu hintertreiben, und es gelang ihnen dieß auch, obwohl nur mittelst der Waffen der lügenhaftesten Verläumdung. Ganz auf dieselbe Weise wußten sie auch eine Verbindung mit einer österreichischen Prinzessin zu vereiteln, denn sie wollten das Herz ihres Sclaven ungetheilt besitzen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiserthum Marocco ein Krieg zwischen Mulei-Moloch und seinem Neffen Mulei-Mehemed aus, indem beide auf die Krone Anspruch machten. Mulei-Mehemed unterlag und floh nach Lissabon, um den Schutz Don Sebastians zu erflehen; diesen aber belehrte sofort sein neuer Beichtiger, daß darin eine Offenbarung des göttlichen Willens liege, dahin gehend, das Evangelium auf den afrikanischen Boden hinüberzutragen. „Von Afrika seien einstens — so sprach der Beichtiger zum Könige — die Mauren herübergekommen und hätten die ganze pyrenäische Halbinsel in ein muhamedanisches Kaiserthum verwandelt; jetzt habe die Stunde der Vergeltung geschlagen und Er, der Don Sebastian, sei der Glückliche, welchen der Herr des Himmels auserwählt habe, um die Mauren gänzlich vom Erdboden zu vertilgen." Diese Worte zündeten in dem feurigen Herzen des Königs und er beschloß alsobald den Krieg gegen Mulei-Moloch; die Jesuiten aber — nun sie jubelten in ihrem Innern, denn wenn der Monarch in ein fremdes Land ging, so konnten sie zu Hause desto ungehinderter wirthschaften, und überdieß fand derselbe, so lange er sich mit der Idee dieses Kreuzzuges beschäftigte, keine Zeit, an die traurigen Zustände seines Reiches auch nur zu denken. Ganz gewiß also hatten sie einen guten Grund, den Monarchen in seinem einmal gefaßten Entschlusse zu bestärken, besonders auch, wenn sie ihre Gedanken weiter ausspinnend, sich der Sterblichkeit desselben erinnerten. Traf ihn auf diesem Feldzuge ein feindlicher Pfeil oder verlor er auf sonstige Weise sein Leben, so starb ja mit ihm der uralte portugiesische Königsstamm aus und dann hatte Philipp II. von Spanien, der große Begünstiger der Societät Jesu, Aussicht, Portugal zu erben, oder besser gesagt, zu annexiren; dadurch aber wurde dem Aufbau der spanischen Universalmonarchie, von welcher bald ein Mehreres die Rede sein wird, ein neuer mächtiger Eckstein zugefügt und der Orden näherte sich seinem riesigen Ziele, der Herrschaft über die ganze Welt, immer mehr! Doch sei dem, wie ihm wolle, Sebastian blieb in Folge der immerwährenden jesuitischen Anstachelungen dabei, dem Muhamedanismus in Nordafrika ein Ende zu machen und fing im Jahre 1578 an, zu diesem Behufe ein Heer zu sammeln. Es standen ihm große Schwierigkeiten entgegen, denn seine Finanzen waren — Dank deren Ausbeutung durch die Societät Jesu — total erschöpft und nur durch die drückendsten

Erpressungen, welche den Wohlstand seines Reiches vollends ganz vernichteten, konnte er die nöthigen Summen aufbringen. Dazu kam noch, daß die Höchstgestellten des Landes ihm die dringendsten Vorstellungen machten, von einem so tollen Unternehmen, das nothwendiger Weise unglücklich endigen müsse, abzustehen, so wie auch, daß der König von Spanien, den er inständig bat, den großen Ruhm dieser Unternehmung mit ihm zu theilen, ihn mit einer unbedingt abschläglichen Antwort beschied. Es half jedoch alles nichts, denn er hatte einmal seinen Kopf darauf gesetzt, ein siegreicher Glaubensheld zu werden, und so wurde denn bis zum Juni des oben genannten Jahres eine kleine Armee von fünfzehntausend Mann zusammengebracht. Ein gutes Drittheil derselben bestand aus angeworbenen Ausländern, worunter merkwürdigerweise auch mehrere tausend ketzerische Deutsche waren, von den übrigen zwei Drittheilen aber, den Inländern, hatte man die meisten mit Gewalt zum Kriegsdienst pressen müssen und nur der Adel des Landes betheiligte sich freiwillig. Von einem wirklich kriegsgeübten oder gar begeisterten Heere konnte also keine Rede sein und aus diesem Umstande schon, abgesehen von der geringen Anzahl der Streiter, durfte man den kläglichen Ausgang der Expedition mit Fug und Recht prophezeien. Am 24. Juni 1478 schifften sich die Truppen auf tausend meist kleinen Fahrzeugen ein, allein der Abschied war kein freudiger, sondern fast Alle bestiegen unter tiefem Stillschweigen die Schiffe und die Augen der Zuschauer flossen von Thränen über. Die Landung geschah zu Arzilla und von da rückte das Heer bis gegen Alcazar vor, ohne daß es den geringsten Widerstand erfuhr. Inzwischen hatte Mulei-Moloch eine große Armee von hunderttausend Mann zusammengebracht und am 3. August standen sich die beiden Heere nur durch einen Fluß getrennt gegenüber. Der Feind war offenbar im Vortheil, denn er hatte alle Anhöhen besetzt, und überdem herrschte im Lager Sebastians Mangel an Lebensmitteln. Die erfahrensten Kriegsleute riethen daher zu einem Rückzuge nach Arzilla, und selbst Mulei-Mehemed erklärte sich hiefür, indem allda im schlimmsten Falle die Flotte Rettung gewähren könnte. Der tollkühne Sebastian aber beschloß trotz allem dem den Angriff und es begann also am Morgen des 4. jene unglückselige Schlacht, durch deren schlimmen Ausgang Portugal an den Rand des Verderbens

gebracht wurde. Nach ganz kurzer Zeit nämlich sah sich das kleinere christliche Heer von den unermeßlichen Schaaren der maurischen Reiterei umzingelt, und in Folge der schlechten Kriegszucht, die in ihm herrschte, lösten sich sofort alle Bande der Ordnung auf. Jeder focht so zu sagen auf eigene Faust, und fand, wenn auch Einzelne tapfer kämpften, im Gedränge einen unrühmlichen Tod. Am längsten hielt sich noch der rechte Flügel, bei welchem sich Don Sebastian selbst befand, und es geschahen hier wirklich Wunder der Kraft und des Muthes. Endlich errang sich aber auch hier der Feind die Oberhand und der Tod hielt eine reiche Ernte. Tollkühnheit führte den christlichen Monarchen mitten unter einen großen Trupp maurischer Kavallerie hinein, und von hundert Lanzenstichen zumal durchbohrt sank er da nieder. Wie er jedoch endete, das kann jetzt noch nicht angegeben werden, denn keiner der Seinigen war Zeuge seines Todes und man fand auch später seinen Leichnam auf dem Schlachtfelde nicht auf. Thatsache ist nur, daß er für immer und ewig verschwunden war, gestrichen aus dem Buche der Lebendigen, und eben so gewiß ist, daß mit ihm sein ganzes Heer auf dem Wahlplatze blieb, wenige Hunderte ausgenommen, die sich gefangen gaben. So wurde mit einem einzigen Schlage die Blüthe der portugiesischen Jugend, so wie insbesondere auch des portugiesischen Adels vernichtet und im ganzen Lande gab es fast keine einzige Familie, welche nicht in die tiefste Trauer versetzt worden wäre; der größte Kummer aber erwuchs daraus, daß die Krone Portugal nunmehr in fremde Hände kommen mußte und die Nation dadurch in Gefahr kam, ihrer Nationalität verlustig zu gehen.

Der einzige noch lebende Sprosse des alten Königshauses nämlich war der greise Kardinal Don Henri, von dem, selbst wenn ihm der Pabst Dispens zur Verheirathung gegeben hätte, keine Nachkommen mehr erwartet werden konnten, und so regten sich denn gleich nach seiner Thronbesteigung die verschiedenen Prätendenten. Als solche traten auf Donna Katharina von Braganza mit ihrem Gemahl Johann, dann Emanuel Philibert Herzog von Savoyen, drittens Rainuzius Prinz von Parma, viertens Katharina von Medicis, Königin von Frankreich, endlich Philipp II. König von Spanien, und alle Fünfe bewiesen durch ihren Stammbaum, daß sie mit dem bisherigen Königshause mehr oder

minder nahe verwandt seien. Nicht genug aber an dem, sondern es wandten sich auch Alle an den greisen Don Henri, indem Jeder darauf bestand, von ihm adoptirt und zum Kronnachfolger ernannt zu werden. Den nächsten Anspruch an den Thron hatte offenbar Donna Katharina von Braganza, denn sie stammte in gerader Linie ab von Alfonso I., dem Stifter des Hauses Braganza, welcher den berühmten König Johann I. seinen Vater nannte und auch von diesem als Sohn, obwohl nicht als legitimer, anerkannt worden war. Ueberdem konnte man nicht den geringsten Zweifel darüber hegen, daß die portugiesische Nation, also nicht bloß das niedere Volk und der Landmann, sondern auch der Adel und die reguläre Geistlichkeit, nie und nimmer einen der auswärtigen Prätendenten zum künftigen Regenten haben wollte, vielmehr das Haus Braganza, welches rein dem Inlande angehörte, für allein berechtigtigt hielt, und Don Henri selbst neigte sich, wie man gar wohl sah, zu dieser Ansicht hin. Ganz anders aber dachten die Jesuiten. Sie nämlich hatten die Ueberzeugung gewonnen, daß dem unaufhaltbaren Strom der Reformation oder wie sie sagten, der Ketzerei mit ihren verhaßten Reformen kein nachhaltigerer und unüberwindbarerer Damm entgegengesetzt werden könne, als wenn der jetzt schon so mächtige Philipp II. von Spanien, der Urenkel des Habsburgers Philipp I., welcher mit Johanna von Castilien und Arragonien die spanische Monarchie erheirathet hatte, alleiniger Regent der gesammten Christenheit würde, oder mit andern Worten, wenn eine Universalmonarchie gegründet würde, deren Träger die Könige von Spanien und ihre Vettern, die Beherrscher der österreichischen Erblande, wären, und darum setzten sie alle Hebel ein, um diese Universalmonarchie ins Leben zu rufen. — Natürlich jedoch immer mit der kleinen Nebenbedingung: **„daß diese Könige und Herrscher sich von ihnen leiten ließen und somit die Oberdirektion jener Weltenmonarchie faktisch niemanden Anderem angehörte, als ihnen."** Das war der Grundgedanke, der sie leitete, und von diesem Gedanken ausgehend mußten sie natürlich nur allein dahin wirken, daß Philipp II. der Nachfolger Don Henri's auf dem portugiesischen Thron würde, dieweil ja die Annexirung Portugals schon wieder ein Schritt weiter zur Realisirung der spanischen Universalmonar-

chie war. Welches Glück aber nun, daß Don Henri ganz in den Händen seines Beichtvaters Leon Henriquez war, und welches Glück ferner, daß dieser Beichtvater zu den klügsten seines Ordens gehörte! Wurde doch der altersschwache Regent förmlich durch ihn überzeugt, daß er sich die Pforten des Himmels geradezu verschließe, wenn er einen andern, als den gut katholischen Philipp II. zum Erben der portugiesischen Krone erkläre! Ließ er sich doch sogar so weit hinreißen, daß er dem Johann von Braganza mit seiner Gemahlin Katharina und ihrem Vetter Don Anton von Braganza den Hof verbot, um ihnen damit in den Augen des Volks alle rechtliche Anwartschaft auf den Thron zu nehmen! Selbstverständlich übrigens war Leon Henriquez bei diesen verschiedenen Aktionen nicht der einzige Mitspielende, sondern er wurde dabei von seinen vielen Mitbrüdern aufs trefflichste unterstützt und zwar insbesondere durch den äußerst einflußreichen Pater Georg Serraon, den Provinzial des Ordens von Portugal, so wie durch die beiden Patres Rodrigo Vasquez und Ludovico von Molina, zwei äußerst gewandte Jesuiten, welche Philipp II. ausdrücklich zu seiner Beihülfe von Madrid nach Lissabon sandte.

Am 31. Januar 1580 starb König Don Henri, als der letzte seines Hauses, nachdem er während seiner ganzen anderthalbjährigen Regierung die Societät Jesu ganz unbeschränkt hatte schalten und walten lassen, und nun fragte es sich, wer den Thron erben sollte; allein kaum war das Leben Henri's erloschen, so schickte Philipp II. den blutgierigen Herzog von Alba an der Spitze eines zahlreichen Heeres nach Portugal, um mit den Waffen in der Hand die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche zu beweisen. Allerdings erhob nun der Adel mit fast der gesammten einheimischen Geistlichkeit seine Stimme für das Haus Braganza und das Volk schrie laut über gewaltthätige Usurpation, alle Jesuiten verwünschend. Doch — was half's? Was half es selbst, daß man sich da und dort den spanischen Waffen ebenfalls bewaffnet entgegenstellte? Die einzige Folge war, daß die widerspenstigen Städte geplündert, daß das ganze Land der Brutalität und der Grausamkeit der spanischen Soldateska überliefert und daß mehr als zweitausend der einheimischen Priester und Klostergeistlichen niedergemetzelt wur-

den. *) Auf diese Art pacificirte man das Land und am 11. September 1580 hatte Philipp II. die Genugthuung, sich die Krone von Portugal aufsetzen zu können, ohne ferneren Widerstand mehr zu erfahren.

Achtzig Jahre lang stand nun Portugal unter der Herrschaft der spanischen Krone und wurde von dieser ganz und gar wie eine eroberte Provinz behandelt. In Folge dessen gerieth das Land mehr und mehr in Zerfall und man kann sich also wohl denken, welche Verzweiflung die Portugiesen über dieses ihr Elend ergriffen haben mag. Wenn nun aber auch die ganze Einwohnerschaft jenes früher so hoch stehenden Reiches durch das träge, unfähige Regierungssystem der Spanier, so wie noch mehr durch ihre Habsucht und Grausamkeit zu Grunde gerichtet wurde, so schwamm das Schiff der Jesuiten um so flotter daher und sowohl Philipp II. (1556—98), als Philipp III. (1598—1621) überhäufte sie mit Gunstbezeugungen. Ja man darf wohl sagen: sie fuhren unter diesen beiden Herrschern und deren Statthaltern fort, in Portugal so mächtig zu sein, als sie nur je unter den frühern portugiesischen Königen gewesen waren und als wie außergewöhnlich groß diese Macht angesehen werden muß, ersieht man am besten aus einem Memoriale des Königlichen Generalprokurators, Don Seabra da Sylva, welcher später unter König Joseph I. die jesuitischen Akten zu prüfen hatte. Bei Gelegenheit eines Prozesses nämlich, der im Jahr 1617 bei dem Krongerichte in Lissabon anhängig gemacht worden

*) „Man konnte," schreibt der gutkatholische Ludwig von Menezes, „nicht einmal ungestraft über die neue Regierung reden, sondern wer dem Könige (Philipp II.), als er das Reich angriff, nicht behülflich war, mußte diesen Mangel an Dienstleistung mit dem Leben büßen und man schonte dabei nicht einmal der Geistlichkeit. Im Gegentheil, wer immer eines Verdachts beschuldigt ward, daß er die Tyrannei nicht begünstigt hatte, wurde heimlich und unversehens ergriffen und in das Meer versenkt. Darum fingen auch die Fischer lange Zeit anstatt Fischen die Leichen dieser Unglücklichen, und es war dieß gleichsam ein besonderes Verhängniß der Vorsehung, so ungeheuere Schandthaten nicht in Dunkelheit zu lassen." Ganz dasselbe berichten auch der Franzose Mezeray und der Spanier Emanuel Rodriguez Leitaon, so wie der durchaus wahrheitsgemäße Thuan, welch' Letzterer noch hinzusetzt, daß Philipp später vom Papste Gregor XIII. dafür, daß er während der Besitznehmung von Portugal über 2000 Geistliche hinrichten ließ, ein Absolutionsbreve verlangt und erhalten habe.

war und in welchem die Jesuiten als Beklagte erschienen, bemerkt der besagte Generalprokurator wörtlich folgendes über sie: „Es war nun so weit gekommen, daß man, ohne ins Meer geworfen, oder meuchelmörderisch hingerichtet, oder wohl gar als Feind des Königs und der Regierung bestraft zu werden, es nicht mehr wagen durfte, sich über die Jesuiten auch auf dem erlaubten Rechtsweg zu beschweren, und wenn es nur noch kurze Zeit so fortgegangen wäre, so würden sie sich die Alleinherrschaft über ganz Portugal angemaßt haben." Eine solche Sprache ist, dünkt mich, deutlich genug, und ich brauche also kein Wörtlein mehr hinzuzusetzen. Etwas anders gestaltete sich die Sache unter dem Könige Philipp IV. (1621—65), denn während der Regierung dieses eben so schwachen, als ausschweifenden Regenten sank die Macht Spaniens so tief herab, daß die Jesuiten sich es nur zu klar bewußt wurden, wie es unmöglich sei, mittelst dieses Herrschergeschlechts die projektirte Universalmonarchie zu gründen, und somit begann ihr bisher so großes Interesse an Spanien sich in etwas abzukühlen. Noch kühler wurden sie, als sie zu ihrem nicht geringen Aerger die Bemerkung machen mußten, „daß sich" — es sind dieß die Worte eines Schriftstellers aus jener Zeit — „die Sonne der königlichen Gunst nicht selten für die guten Väter verfinstere, um ihre herrlichsten Strahlen auf den heiligen Dominikus und seine Kinder niederfallen zu lassen", und da sie nicht gewohnt waren, auch nur die geringste Beleidigung oder Hintansetzung geduldig zu ertragen, so sannen sie sofort auf Rache. Freilich nicht auf eine solche, wo man dem Feind mit offenem Visir entgegentritt, sondern auf eine heimliche und versteckte, deren Urheberschaft man öffentlich abläugnen konnte, denn es stand doch allzuviel auf dem Spiel, als daß sie dem Könige Philipp IV. geradezu und vor aller Welt hätten entgegentreten können. Worin bestand nun aber ihre geheime Rache? Einfach darin, daß sie in anonymen Schriften den Despotismus der Spanier aufs heftigste angriffen und zugleich im Beichtstuhl die Portugiesen versicherten, König Philipp habe kein Recht auf die portugiesische Krone, sondern diese gehöre dem Hause Braganza. Durch solche und ähnliche Machinationen gelang es ihnen nun zwei Absichten zumal zu erreichen, nämlich einmal die, daß sie, während sie am Hofe von Madrid laut versicherten, es geschehe

von ihrer Seite Alles, um in Portugal das Volk in der Unterwürfigkeit gegen Spanien zu erziehen, heimlich das unter der Asche brennende Feuer des Hasses der Portugiesen gegen Spanien zu immer helleren Flammen anfachten, und zum andern die, daß das portugiesische Volk ihnen den Verrath, welchen sie dereinstens zu Gunsten Philipps II. begangen, wenigstens zu verzeihen anfing.

Am 1. Dezember 1640 brach die von den portugiesischen Großen mit großer Klugheit entworfene und mit eben so großer Kraft durchgeführte Verschwörung aus, welche den Herzog Johann von Braganza, einen direkten Nachkommen der weiter oben viel genannten Donna Katharina von Braganza, als Johann IV. auf den portugiesischen Thron brachte *), und der Jesuitenpater Caspar Correa war der Erste, welcher den Herzog mit dem Titel eines Königs begrüßte. Johann IV. sollte damit daran erinnert werden, welch großen Antheil die Jesuiten an dieser Revolution genommen hätten, und der schwache furchtsame Monarch erinnerte sich dessen auch nur zu gut, denn er schaffte sofort seinen bisherigen Beichtvater, den Weltgeistlichen Barthelemy de Quental, ab und ernannte zu diesem Posten den Jesuitenpater Anton de Vieira, welcher durch seine fanatischen Predigten einen großen Einfluß auf die Lissaboner ausübte. Sobald übrigens Vieira königlicher Beichtiger geworden war, ließ er das Predigen sein und machte sich dafür seinem Herrn als politischer Rathgeber unentbehrlich. Vor allem ließ er's sich angelegen sein, den Staatsminister Fraz Lucena, einen Feind seines Ordens, zu entfernen, und er machte sich sogar kein Gewissen daraus, diesen redlichen Mann durch die schwärzesten Verläumdungen dem Schaffot zu überliefern. Bald kam es dann so weit, daß ihm der Monarch alle Beschlüsse des Geheimenraths zur obersten Durchsicht anvertraute, und wenn somit Vieira auch nicht den Titel eines Premiers erhielt, so wurde doch das Ministerium faktisch seiner Kritik und seinem Machtspruch unterworfen. Schließlich wuchs das Vertrauen Johanns IV. so sehr, daß ihn derselbe mit gesandtschaftlichen Aufträgen an verschiedene Höfe Europas sandte, und der schlaue Jesuit

*) Das Nähere hierüber, so wie über den darauffolgenden Krieg mit Spanien möge gefälligst in irgend einer allgemeinen Weltgeschichte nachgelesen werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fungirte von dort an geradezu als königlicher Plenipotentiarius. Abermals war also die Societät Jesu die thatsächliche Beherrscherin Portugals und, damit sie es bliebe, brachte sie es dahin, daß die Erziehung der königlichen Prinzen den beiden Patribus Coßmander und André Fernandez anvertraut wurde. Diese machten sich natürlich sofort mit allem Eifer an ihre Aufgabe, und wenn sie auch die zwei Jüngeren, den Don Alfons und Don Pedro als die Zweit- und Drittgeborenen ziemlich vernachläßigten, so gelang ihnen dagegen die Heranbildung des Kronprinzen Theodosius desto besser, das heißt, sie machten ihn zu einem Jesuitenfreunde vom reinsten Wasser. „Kein Sohn" — so schreibt der Jesuit Franco in den Annalen, die er über seinen Orden herausgab — „kann seiner Mutter zärtlicher anhängen, als Don Theodosius seinem Erzieher Fernandez, und überhaupt hatte dieser Prinz eine solche Vorliebe für unsern Orden, daß ihm weiter nichts als der Rock fehlte, um einer der Unsrigen zu sein." Freilich, in allen andern Dingen blieb der Kronprinz sehr unwissend, die Astrologie und die Mystik ausgenommen, und er würde daher einen ganz eigenthümlichen Regenten abgegeben haben, wenn er je auf den Thron gelangt wäre. Doch — was lag hieran? Die Hauptsache war, daß der Societät Jesu das Regiment über Portugal in den Händen blieb, auf das Wohl des Landes und der Unterthanen aber kam es, wie sich von selbsten versteht, nicht an!

Mit dem Jahre 1656 segnete Johann IV. das Zeitliche und gleich darauf starb auch der Kronprinz Theodosius, so daß nun der vernachläßigte Alfons des Thrones Erbe wurde. Ueber ihn, als einen Minderjährigen, übernahm die Königin Wittwe, Donna Luisa, eine geborene Guzman von Medina-Sidonia, die vormundschaftliche Regierung, und über diese Regentschaft konnten sich die Herren Jesuitenpatres wahrhaftig ebenfalls nicht beklagen. Die Weiberregimenter waren der Pfaffenherrschaft, wie die Geschichte zeigt, von jeher günstig und nun vollends das Regiment einer Donna Luisa! Sie hatte früher einen Kapuzinermönch zum Beichtvater, so wie aber Vieira — noch zu Lebzeiten ihres Gemahls — den Jesuitenpater Johann Nunnez an den Hof berief, da wollte sie von keinem andern Geistlichen mehr etwas hören, sondern vertraute ihm allein ihr Seelenheil an. Ach er war ja ein wahrer

Heiliger! Er zerfleischte sich ja im Angesichte aller Hofdamen den entblößten Rücken so grausam, daß das Blut in Strömen floß, und überdem wer konnte so inbrünstig mit ihr beten, als Er, der Nunnez? So wurde denn bald der neue Beichtiger allmächtig und es kam dann unter ihrer Regentschaft so weit, daß gar keine Beamtung im ganzen Lande mehr vergeben wurde, außer durch den Mittelweg der Jesuiten. Sie bildeten das Alpha und Omega, den Anfang und das Ende, und um Gnade zu erhalten, Ungnade zu vermeiden, huldigte ihnen Jeder ohne Maß. Ja wahrhaft sklavisch beugte man sich vor ihnen: „den Aposteln", wie man sie nannte, im Staube, und der beste Beweis hiefür ist, daß, wie Nunnez — natürlich im Geruche der Heiligkeit — starb, die ersten Edelleute des Königreichs den Leichnam auf ihren Schultern in die Todtengruft des Profeßhauses zu Lissabon trugen, wo er mit fürstlicher Pracht beigesetzt wurde.

War nun aber die vormundschaftliche Regierung Donna Luisas eine durch und durch jesuitische, so drohte dem Orden dagegen ein herber Stoß, so bald der Thronerbe volljährig wurde und als Alfons VI. den königlichen Thron bestieg. Dieser junge Prinz nämlich fühlte sich, so lange sein Bruder Theodosius lebte, sehr zurückgesetzt und warf daher einen gründlichen Haß auf die Jesuitenpatres. Auch steigerte sich dieser Haß noch, als durch den Pater Nunnez der Bigottismus und die Selbstpeinigung am Hofe eingeführt wurde, denn er glaubte Ursache zu haben, den heiligen Mann für einen großen Heuchler zu halten, und verheimlichte auch diese seine Gesinnung ganz und gar nicht. Ja er hatte sogar in seinem achtzehnten Jahre den Muth, statt eines Jesuiten einen Benediktinermönch zum Beichtvater zu nehmen und überdem sprach er sich ganz offen dahin aus, daß seine künftigen Minister ganz andern Schlags sein würden, als die bisherigen! In diesem Allem nun lag eine große Gefahr für die Gesellschaft Jesu und man kann sich also wohl denken, daß die Herren Jesuitenpatres der Zukunft keineswegs mit Gleichmuth entgegensahen. Zum Glück aber besaß Alfons keineswegs die geistige Kraft und noch weniger die Willensenergie, welche zur Durchführung der von ihm in Aussicht gestellten Projekte nöthig gewesen wäre, und überdem — woher sollte er denn die zu seiner Unterstützung nöthigen aufgeklärten und freisinnigen

Männer nehmen, da es ja dorten unter den Gebildeten und Höhergestellten gar Niemanden gab, den nicht die Jesuiten erzogen gehabt hätten? Gewiß also brauchten diese guten Väter keine so große Angst zu haben und sie sagten sich dieß auch selbst; allein um allen Eventualitäten vorzubeugen, beschlossen sie, den Versuch des Fürsten, sich von der Gesellschaft Jesu zu emancipiren, schon im Keime zu ersticken und denselben gar nicht zur Regierung kommen zu lassen. Dem gemäß verbreiteten sie im ganzen Lande das Gerücht, seine Lebensweise sei eine solch zügellose, daß er sich an Leib und Seele ruinirt habe, und stellten, um ihn in den Augen des Volkes wie des Adels recht gründlich zu beschimpfen, überall in allen Kirchen des Landes öffentliche Andachten an, in denen für seine Besserung gebetet wurde. Später ließen sie ihn von ein paar bestochenen Aerzten für halbverrückt erklären und brachten die Regentin-Mutter dazu, daß sie den Sohn vor den versammelten Großen wie einen Geistesunfähigen behandelte. Kurz ihre Absicht ging dahin, die Portugiesen glauben zu machen, daß Alfons unfähig sei zu regieren und daher zu Gunsten des Don Pedro, seines Bruders, der ihnen gänzlich ergeben war, zurücktreten sollte; allein diese Absicht gelang ihnen nur halb und sie mußten, um ihr bisheriges Intriguenspiel nicht zu verrathen, am Ende mit süßer Miene zusehen, wie der von ihnen so gründlich verlästerte Prinz, nachdem er majorenn geworden war, nicht nur den Thron bestieg, sondern sich sogar (anno 1666) eine als aufgeklärt geltende Gemahlin nahm, nämlich die Fürstin Maria Franziska Isabella von Savoyen-Nemours. Doch eben dieser letztere Aktus, der ihnen anfangs als besonders gefährlich erschien, schlug zu ihrem vollständigsten Glück aus und brachte sie unerwartet schnell an das längst angestrebte Ziel ihrer Wünsche. Die junge Königin nämlich war sehr sinnlicher Natur und fand in den Umarmungen ihres ziemlich unkräftigen Gemahls keineswegs die Befriedigung, welche sie sich versprochen hatte; umgekehrt aber glaubte sie sich versichert halten zu dürfen, daß der jüngere Bruder des Königs, Don Pedro, ein zwar geistig sehr wenig begabter, körperlich aber sehr reich ausgestatteter Jüngling, alle jene Capacitäten besitze, welche dem ersteren abgingen, und somit sehnte sie sich je mehr und mehr darnach, den letzteren zu besitzen. Natürlich blieben diese ihre Regungen ihrem Beichtvater Franz von Ville, den

sie aus der Heimath mitgebracht hatte, nicht lange verborgen, und dieser theilte sie seinem Freunde, dem Jesuitenpater Verjus mit, welcher als der Beichtiger des Herzogs von Estrées, des Begleiters der Fürstin, nach Lissabon gekommen war; diese beiden listigen Patres aber setzten sich sofort mit der Jesuitenparthei am Hofe in Verbindnng und nun ward alsbald ein so schwarzer Plan, wie die Welt noch nicht leicht einen zweiten gesehen hat, zur Entfernung des Königs Alfons geschmiedet — ein Plan übrigens, der nur durchgeführt werden konnte, wenn Donna Maria, die Königin, und Don Pedro, ihr Schwager, bei der Vollziehung desselben mithalfen. Doch — sie halfen gerne, sogar sehr gerne mit, denn Donna Maria sollte ja durch denselben in das ersehnte schwägerliche Ehebett kommen, und Don Pedro erhielt eine Krone, um deren Besitz er schon ein Verbrechen wagen konnte.

Am 21. November 1667 ging die Komödie los. Am Morgen dieses Tages nämlich erklärte die Königin plötzlich, in einen Thränenstrom ausbrechend, vor ihrem ganzen Hofstaat, daß ihr Gemahl, der König, unfähig sei, ihr ehelich beizuwohnen, und daß sie sich daher, weil sie seine eckelhaften Liebkosungen nicht mehr ertragen könne, sofort in ein Nonnenkloster flüchten werde. Auch führte sie letzteres Vorhaben alsobald aus und gefolgt von ihren sämmtlichen Damen verließ sie sofort den Palast, um sich zu den Franziskanerinnen zu begeben. Hier wiederholte sie unter heftigen Thränenausbrüchen ihre Mähr, und die schnellstens herbeigeholten Jesuiten beeilten sich mit einer Geschäftigkeit ohne Gleichen, das große Ereigniß des Tages in ganz Lissabon zu verbreiten. Natürlich gerieth die Stadt darüber in einen mächtigen Aufruhr und alle Welt sprang auf die Straßen oder zum Nachbar oder ins Wirthshaus, um die Skandalgeschichte zu besprechen. Die Meisten übrigens ergriffen die Parthei der Königin, denn die Jesuiten hatten, wie ich bereits erzählte, längst dafür gesorgt, daß man den König verachtete, und selbstverständlich fügten sie ihren früheren Lästerungen nunmehr den Vorwurf der Unmannbarkeit als eine feststehende Thatsache bei. Vergebens befahl Alfons, als man ihm den für ihn so schimpflichen Hergang der Sache hinterbrachte, seiner Gemahlin, in den Palast zurückzukehren — sie weigerte sich dessen entschieden. Vergebens trug er bei seinem Staatsrath, den er sogleich versam-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

melte, auf einen Augenschein an, um durch denselben zu beweisen, daß die Königin keine Jungfrau mehr sei — das Schamgefühl, erklärte sie, verbiete ihr dieses, wohl aber sei sie bereit, durch einen feierlichen Eidschwur zu bekräftigen, daß der König diese ganze Zeit über noch nicht im Stande gewesen sei, seine Pflicht als Gemahl an ihr zu erfüllen. Vergebens versuchte es endlich der zur Verzweiflung gebrachte Monarch, seinem Verlangen durch Anwendung von Gewalt Nachdruck zu geben — stürmend drangen einige Dutzend Edelleute mit gezogenen Schwertern und von dem Gebrüll Tausender, die ihnen folgten, begleitet, ins königliche Schloß, schlossen den König in sein Kabinet ein und nöthigten ihn da, nachdem sie den Don Pedro im Triumphe herbeigeführt, zwei Dokumente zu unterzeichnen, in deren einem er an Eidesstatt versicherte, die Königin, seine Gemahlin, sei noch Jungfrau, während er in dem andern „aus eigener Bewegung und in Kraft seiner königlichen unbeschränkten Macht der Regierung über seine Lande zu Gunsten seines Bruders Don Pedro entsagte." Was nun folgte, kann man sich denken. Don Pedro versammelte die Reichsstände, um ihnen in einer von dem Jesuitenpater Nuna da Cunha verfaßten Schrift die Beweggründe aus einander zu setzen, warum man gegen Alfons VI. nicht anders habe verfahren können, und die von dem Einfluß der Jesuiten total beherrschte Ständeversammlung dekretirte die Absetzung des unglücklichen Monarchen als eines Sinnlosen und Unmannes. Darauf bestieg Don Pedro als Pedro II. den Thron und theilte sofort mit seiner bisherigen Schwägerin, nachdem der Pabst Clemens IX. den nöthigen Dispens ertheilt und zu der neuen Heirath seinen Segen gegeben hatte, das blutschänderische Ehebette; den armen Alfons dagegen, der jetzt aus einem Gemahl ein Schwager geworden war, brachte man zuerst nach Terceira, dann nach Cintra ins Gefängniß und hier starb er endlich am 12. September 1683 in großem Elend.

Welche Vorrechte nun die Jesuiten unter einem Könige, der ihnen allein den Thron zu verdanken hatte, in Anspruch genommen und genossen haben werden, darüber wird wohl kein Mensch auf Erden im Zweifel sein; insbesondere aber concentrirte sich die Gewalt in dem Pater Emanuel Fernandez, welcher dem Pater Vieyra, dem früheren Beichtvater Pedro's, mit dessen Thronbesteigung, im

Amte folgte. Ihn machte sein hoher Gönner zum Geheimenrathe und später gar zum Vorsitzenden des Staatsraths, so daß alle Geschäfte, so wie alle Ernennungen durch seine Hand gingen. Ja sogar das Kriegsdepartement wurde ihm untergestellt, obwohl man meinen sollte, ein solches Feld schicke sich nicht für einen Gewissensrath und Prediger, allein es gehörte nun einmal in den Plan der Jesuiten, sich nach und nach aller höchsten Tribunale zu bemächtigen, um total unumschränkt und despotisch herrschen zu können. Kurz Pedro II. war, so lange Emanuel Fernandez lebte, nichts als ein blindes Werkzeug in seinen Händen, und wie der allmächtige Mann anno 1693 starb, so nahm der Pater Sebastian von Magellhans seine Stelle mit allen ihren bisherigen Vorrechten ein. Natürlich aber war die Regierungslast allzugroß, als daß er sie hätte allein auf seine Schultern nehmen können, und somit theilte er redlich mit seinen Genossen. Insbesondere ragten hervor Nuna da Cunha, der Provinzial der Societät in Portugal, so wie Franz de Ville, der Beichtiger der Königin, und man nannte diese Drei, nämlich Fernandez, Cunha und Ville, nur das „Triumphirat". Doch war es kein Triumphirat der Liebe, sondern eines des Schreckens und es machte sich allen denen furchtbar, welche nicht blindlings die Befehle befolgten, die aus dem Profeßhaus des Ordens in Lissabon hervorkamen.

Genug übrigens nun über die Machtstellung der Jesuiten in Portugal, über welche ich mich fast allzu weitläuftig ausgelassen habe. Allein in keinem einzigen Reiche der Welt gelang es der Societät Jesu auch so vortrefflich, alle Stände ihrem Machtspruch zu unterwerfen, wie hier. An keinem Hofe verstanden sie es besser, den Charakter des Seelsorgers mit der Gewalt eines Staatsministers zu vereinigen. Nirgends sonst hatten sie die Erziehung des ganzen Volkes so sehr in Händen und nirgends sonst begünstigte ihren Despotismus die Schwäche der Regenten mehr, als gerade hier in Portugal, welches Jahrhunderte lang nichts war als eine sklavisch gehorchende Provinz ihrer angestrebten Universalmonarchie.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

III. Die Machtstellung der Jesuiten in Spanien.

Die ersten Jesuiten, welche gleich nach der Stiftung ihres Ordens, also noch unter der Regierung Kaiser Karls V. von ihrem General nach Spanien geschickt wurden, um dort den Orden einheimisch zu machen, waren der Pater Araoz, der sich Barcellona, und der Pater Villanouva, der sich Saragossa zu seinem Gastspiel auserlas; das erste Jesuiten-Collegium aber, das in dem Vaterlande Loyola's entstand, wurde in Gandia gegründet und zwar durch den Herzog Franz von Borgia und Gandia, den nachmaligen dritten General des Ordens. Bald übrigens vermehrte sich die Anzahl sowohl der Mitglieder, als ihrer Collegien und sonstigen Niederlassungen sehr bedeutend, denn bei einer Nation, welche so sehr zum Aberglauben und zur Schwärmerei geneigt war, wie die spanische, konnten die frommen Patres ihr Ziel natürlich weit leichter erreichen, als bei einer nüchternen und klardenkenden. Mußte ja doch schon die Art und Weise, wie sie auftraten, den bigotten Spaniern imponiren, wie denn auch in der That das Volk sie für ganz außerordentliche Menschen, wenn nicht gar für Heilige ansah! Sie erschienen nämlich, wohin sie auch kamen, stets in ärmlichem, schmutzigem und zerrissenem Gewande; sie nahmen ihren Aufenthalt im Spital und bettelten sich ihren Unterhalt zusammen; sie begannen den Unterricht mit einigen Gutleuthauskindern und zum Predigen war ihnen jeder Eckstein gut genug; sie zerfleischten ihren Leib vor aller Welt mit Geißelhieben und trieben dieses Rasen gegen sich selbst meist so weit, daß man von Obrigkeitswegen einschritt, weil man befürchtete, sie könnten sich zu Tode peinigen; mit einem Worte, sie trieben den Fanatismus auf die Spitze, indem sie zugleich der Menschheit den Glauben beizubringen suchten, es sei dieses ihr ganzes Thun und Treiben nichts anderes als eine richtige und reelle Nachahmung der apostolischen Weise, das ist des Auftretens der Apostel und ihrer Jünger.

Trotz dem nun aber das Volk von Spanien, ich meine die große Masse und besonders die Weiber, förmlich für die Societät Jesu schwärmte, so wollte es derselben doch nicht gelingen, sich in diesem schönen Lande so schnell und stabil niederzulassen, wie dieß in Italien und besonders in Portugal der Fall gewesen war, und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

es haben sich schon viele Leute hierüber gewaltig gewundert. Allein mit Unrecht, und zwar aus folgenden Gründen. Einmal nämlich ließ sich Kaiser Karl V., der damalige Regent von Spanien (1516 bis 1556), durchaus nicht dazu bewegen, einen Jesuiten zum Beichtvater zu nehmen, obwohl er der Gesellschaft sich sonst durchaus nicht feindselig erzeigte. Er wählte sich seine Gewissensräthe vielmehr meist aus dem Dominikaner- oder einem sonstigen längst accreditirten Orden, ohne Zweifel, weil der Einfluß seines ersten Beichtigers, des berühmten Ximenes Eisneros, der Großinquisitor, Cardinal, Erzbischof von Toledo und Staatsminister zumal war, bei ihm das ganze Leben hindurch nachwirkte, und als die berühmtesten von ihnen werden außer Ximenes genannt: Peter von Soto, ein großer Gelehrter, Garcias de Loaysa, Bischof von Osma, Carranza, späterer Erzbischof von Toledo, Johann von Regla, ein Hieronymit, Juan de Ortega, ein halber Heiliger, und Constantin Ponce de la Fuente, Domherr von Sevilla. Wenn nun aber Nicht-Jesuiten das Gewissen des großen Monarchen zu berathen hatten, wie wäre es dem Orden Jesu möglich gewesen, eine so große weltliche Macht in Spanien zu erlangen, wie in Portugal, wo seine Mitglieder das Herz der Könige nach Belieben lenken konnten?

Ein zweites, nicht minder großes Hinderniß für die schnelle Entwickelung und Ausbreitung des Ordens in Spanien lag in dem Widerstande, welchen ihm theils einzelne Theologen und Priester, theils insbesondere auch die gesammten übrigen Orden, den Dominikanerorden an der Spitze, leisteten. Letzterer Orden war, wie jedweden sattsam aus der Geschichte bekannt sein wird, seit vielen, vielen Decennien tonangebend in Spanien; er hatte das Herz des Volks bis lang durch den Beichtstuhl in Händen gehabt und vermittelst der Inquisition beherrschte er Groß und Gering, Arm und Reich, Weiblich und Männlich mit eiserner Strenge; ihm floßen seither die Reichthümer des Landes zu, und aus der Mitte seiner Mitglieder wurden die meisten bischöflichen und erzbischöflichen Stellen besetzt — wie konnte er es nun ruhig hinnehmen, daß auf einmal ein anderer Orden sich in seinen Sprengel eindrängte, daß Andere da zu erndten versuchten, wo er allein gesäet hatte und die Sichel zu schwingen gewohnt war? Darum bewog er auch allüberall,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wo sich die Jesuiten bleibend niederlassen wollten, besonders in Salamanka, Alcala und Saragossa, die Bischöfe, ihnen das Recht, die Jugend zu unterrichten, streitig zu machen, sowie vor allem den Beichtstuhl zu verbieten, und es kam darüber in den genannten drei Städten zu den ärgerlichsten Auftritten. Auch zogen die Jesuiten, wenigstens im Anfang, überall den kürzeren, und es nahm, von den übrigen Mönchen aufgestachelt, nicht selten sogar das Volk Partei gegen sie, wie denn z. B. in Saragossa im Jahre 1555 ihr Collegium beinahe erstürmt worden wäre und sie nur durch die schnellste und heimlichste Flucht ihr Leben retten konnten. Noch mehr fast, als dieser auf äußere Gewalt gestützte Widerstand, schadeten ihnen die einzelnen Theologen, welche ihnen mit den Waffen des Geistes und der Wissenschaft entgegentraten und unter diesen ist besonders zu nennen der berühmte Doktor der Gottesgelehrsamkeit Melchior Cano aus dem Orden der Dominikaner. Dieser eben so gebildete als scharf sehende Priester nämlich hatte auf einer Reise nach Rom den Ignaz von Loyola nebst seinen Schülern nicht gerade von der vortheilhaftesten Seite kennen gelernt, und als daher anno 1548 die ersten Jesuiten mit Pater Favre und dem Doktor Ortiz in Salamanca, wo er selbst als Universitätsprofessor wirkte, einrückten, wandte er ihnen sofort seine besondere Aufmerksamkeit zu. Da überzeugte er sich nun bald, daß dieselben keineswegs die „Narren und Thoren um Gotteswillen," welche sie spielten, seien, sondern daß vielmehr die zur Schau getragene Armuth, Demuth und Selbstpeinigung als eine reine Verstellung, als ein bloßer Kunstgriff, um sich einzubürgern, betrachtet werden müsse, und darum schilderte er sie ungescheut sowohl auf der Kanzel, als im Lehrstuhle „als falsche Apostel, so wie als gefährliche Menschen, denen man weder den Beichtstuhl noch die Erziehung der Jugend anvertrauen dürfe." Auch hätte er es durch das hohe Ansehen, das er genoß, gewiß so weit gebracht, daß die Loyoliten aus Salamanca gänzlich vertrieben worden wären, wenn ihn nicht ein Befehl des Pabstes Paul III., welcher bekanntlich der Gesellschaft Jesu alles zu Gefallen that, auf das Tridentinische Concil berufen haben würde. Hiedurch bekamen die Söhne Loyola's freie Hand und auch später konnte er ihnen wenig mehr schaden, da ihn der römische Stuhl nach Beendigung des Concils zum Bischof der Canarischen

Inseln ernannte. Wie ungemein richtig er übrigens schon damals die Gesellschaft Jesu beurtheilte, ersieht man aus einem Sendschreiben von ihm, das an den Pater Johann von Regla, den Beichtvater Karl's V., gerichtet und noch vorhanden ist, denn in diesem kommt wörtlich übersetzt, nachfolgender merkwürdige Passus vor: „Wollte Gott, daß mir dasjenige nicht begegne, was der Cassandra, wie die Geschichte sagt, widerfuhr, der man nicht eher glaubte, als nachdem Troja erobert und verbrannt war! Wenn die Jesuiten so fortfahren, wie sie angefangen, so möge Gott verhüten, daß nicht einmal eine Zeit komme, in welcher die Könige ihnen gerne widerstehen wollten, aber es nicht mehr in ihrer Gewalt sein wird, ihnen widerstehen zu können."

Im Jahre 1555 dankte Karl V. als König von Spanien — ein Jahr später auch als Kaiser von Deutschland — ab und hinterließ seinem damals achtundzwanzig Jahre alten Sohne Philipp II. außer Amerika die Kronen von Spanien, Neapel, Mailand, Sardinien und den Niederlanden, zusammen also eine Macht, immerhin groß genug, um unbedingt das Uebergewicht in Europa zu behaupten, besonders auch weil das auf's engste verwandte und befreundete Haus Oesterreich in keinerlei Weise gewillt war, die spanischen Plane zu durchkreuzen. Ueberdem standen dem jungen Könige die geübtesten Heere, die berühmtesten Feldherren zur Seite und das Geld der neuen Welt, die Spanien erobert hatte, floß damals noch in Hülle und Fülle. Fast noch mehr aber brachten die niederländischen Handelsflotten ein, und mit einem Worte, Philipp II. besaß Alles, was einem Herrscher nur immer Macht und Glanz verleihen konte, er besaß Alles, was nöthig ist, um einen Monarchen zum Herrn der Welt zu machen. War nun dieser Regent ein weiser, schöpferischer und für das Wohl der Menschheit begeisterter Mann — wahrhaftig welch' Außerordentliches hätte er damit leisten können! Doch ein solcher Regent war Philipp II. nicht. Im Gegentheil — der Gedankenkreis, der ihn beherrschte, hatte gar enge Grenzen und beschränkte sich auf einen starren Bigottismus. Glaubenseinheit, Vertilgung der Ketzerei, Unterdrückung aller Volksrechte,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

— so hießen die Zielpunkte, nach denen er strebte, und er suchte sie zu erringen durch den schroffsten, starrsten und grausamsten Despotismus, den je ein Gesalbter des Herrn ausgeübt hat. Nun aber, wenn dem so war, darf man sich noch darüber wundern, wenn die Jesuiten ihn, den Philipp II., ausersahen, um durch ihn die römisch-jesuitische Universalmonarchie zu gründen — wenn sie ihn und seinen Stamm, wie ich es im vorhergehenden Abschnitt näher geschildert habe, zum Oberdespoten von Europa machen wollten?

Nachdem einmal zwischen den Jesuiten unter ihrem General Jakob Lainez und dem Könige Philipp II. dieser Vertrag abgeschlossen worden war, ging es mit der Ausbreitung des Ordens Jesu in Spanien wahrhaft mit Riesenschritten, und es entstanden nach einander eine ganze Legion von Collegien, von denen viele, wie die zu Saragoza, Cordova, Sevilla, Cadix, Malaga, Granada, Murcia, Valencia, Maloria, St. Jago die Compostella, Leon, Cuença, Belmont, Plasencia, Montillia, Trigueros, Toledo, Logronno, Ocanna, Onnate, Salamanca, Talavera, Monterey, Burgos, Medina del Campo und Madrid durch universitätlichen Glanz sich auszeichneten. Die höchste Stufe der Macht erlangte der Orden aber erst, als Franz von Borgia anno 1568 zum Nachfolger des Lainez berufen wurde, denn ihm, einem gebornen Granden von Spanien und früheren Vicekönig von Catalonien, schlug Philipp II. keine Bitte ab und dem Beispiele des Monarchen folgten natürlich die Großen des Reichs mit Devotion nach. Doch soll ich nun alle die Besitzungen, die den Orden in Spanien so allmächtig machten, einzeln aufzählen? Ich denke, es genügt, wenn ich eine allgemeine Uebersicht gebe und sage, wie es damit am Ende des 16. Jahrhunderts stand. Damals war Spanien jesuitischerseits in vier Provinzen abgetheilt, in die von Toledo, die von Aragon, die von Castilien und die von Sevilla, und jede derselben wetteiferte mit der andern sowohl in Beziehung auf die Anzahl der Etablissements, als in Beziehung auf die Anzahl der Ordensmitglieder. So zählte die Provinz Toledo zwei Profeßhäuser (Toledo und Madrid), zwei Novizhäuser (Madrid und Villarejo), zweiundzwanzig Collegien und Seminarien, vier Residenzen und nicht weniger als siebenhundert

Ordensmitglieder; so die Provinz Aragon ein Profeßhaus (Valencia), ein Novizhaus (Terragona), vierzehn Collegien und Seminarien, drei Residenzen und etwa fünfhundert Jesuiten; so die Provinz Castilien ein Profeß- und Novizhaus (je zu Garcia), neunundzwanzig Collegien, zwei Residenzen und gegen sechshundert Jesuiten; so die Provinz Sevilla ein Profeßhaus (Sevilla), zwei Novizhäuser (Sevilla und Baeça), siebenundzwanzig Collegien und Seminarien, zwei Residenzen und siebenhundert wirkliche Ordensmitglieder. Nicht minder großartig entwickelten sich die Jesuiten in den damals zu Spanien gehörenden Nebenländern, welche Philipp II. von seinem Vater geerbt hatte, und sie zählten nur allein in der Provinz Neapel ein Profeßhaus, zwei Noviziate, sechsundzwanzig Collegien, eine Residenz nebst wenigstens sechshundert Loyoliten. Im Mailändischen hatten sie zwei Profeßhäuser, drei Noviziate, sechzehn Collegien, sechs Residenzen und fünfhundert Ordensmitglieder. Noch zahlreicher waren ihre Besitzthümer in Sicilien, und zwar bestanden sie aus zwei Profeßhäusern, zwei Noviziaten, zwei und zwanzig Collegien nebst sieben hundert Jesuiten; in Sardinien dagegen gabs nur sechs Collegien nebst zwei Profeßhäusern, einem Probehaus und etwa zwei hundert Ordensmitgliedern. Am fruchtbarsten erwies sich der belgisch-niederländische Acker, denn die Söhne Ignatii erwarben dort in kurzer Zeit zwei Profeßhäuser, drei Noviziate, fünf und zwanzig Collegien und sechs Residenzen mit etwa sieben hundert Jesuiten und würden unstreitig noch mehr erworben haben, wenn die leidige Rebellion der Generalstaaten von Holland nicht der Herrschaft Philipps II. in der Hälfte seines dortigen Territoriums ein Ende gemacht hätte. Doch sieht man nun nicht, schon aus dieser bloßen Uebersicht, wie ungeheuer die Macht der Societät Jesu unter Philipp II. in Spanien und seinen Nebenländern anschwoll?

Trotz allem dem aber darf man nicht glauben, daß die übrige Geistlichkeit Spaniens und besonders der Dominikanerorden sich der Uebermacht, welche die Jesuiten in so kurzer Zeit gewonnen, ruhig und ohne Gegenwehr gefügt hätten. Im Gegentheil wandten sich verschiedene Bischöfe und Universitätsprofessoren unmittelbar an König Philipp II., um ihn über das unheilvolle Gebahren des Ordens aufzuklären, und der berühmte Doktor der Theologie, Benito

Arias, genannt Montanus, widmete dem Monarchen schon anno 1571 eine Denkschrift, worin er ihm bewies, daß nothwendig das größte Unheil daraus entstehen müßte, wenn man den Jesuiten erlaube, sich in Regierungsangelegenheiten zu mischen. Noch weiter gingen die Dominikaner, denn sie zogen nicht nur einzelne Mitglieder des Ordens Jesu vor das furchtbare Tribunal der Inquisition, dessen Gewalt ihnen anvertraut war, sondern sie drangen sogar anno 1590 mit allem Nachdruck in den damals regierenden Pabst Sixtus V., daß er die Statuten des Jesuitenordens einer näheren Prüfung unterwerfe und namentlich der grenzenlosen Herrschsucht desselben eine Grenze setze. In der That ging auch Sixtus auf die Beschwerden der Dominikaner ein und es hatte allen Anschein, als ob er die gefährliche Societät einer gründlichen Reform unterwerfen wolle. Vor allem befahl er, daß die Jesuiten sich künftig „Ignatier" — nach ihrem Stifter Ignatius — zu nennen hätten, indem der Name „Jesuit" allen Anhängern Jesu, also allen Christen zukäme. Weiter verlangte er von ihnen, daß sie sich künftig nicht mehr mit weltlichen Geschäften abgeben und namentlich von der höheren Politik abstehen sollten. Schließlich meinte er, es wäre das beste, wenn die Söhne Loyola's sich bescheiden würden, Mönche zu werden, wie die Mitglieder der übrigen Orden, und das Lob des Herrn in der stillen Zurückgezogenheit von Klöstern zu singen. Das waren gräßliche Zumuthungen — Zumuthungen, welche so viel hießen, als „Vernichtung der Societät, so wie sie bisher bestand," und der General des Ordens, Claudio Aquaviva, ließ daher in allen Jesuitenkirchen Litaneien beten, in welchen Gott um Beistand gegen die Reformprojekte des Pabstes Sixt V., jenes „Greisen mit dem eisernen Kopf", angefleht wurde. Auch halfen die Litaneien in der That, denn der Pabst starb bereits den 27. August des genannten Jahres, ohne daß er seine Reform hätte durchführen können, und es entstand deßhalb das Sprüchwort: „Wenn der Orden Jesu eine Litanei betet, so wird der heilige Stuhl erledigt." Der Nachfolger Sixti aber, Gregor XIV., der unter Aquaviva's Einfluß gewählt wurde, annullirte sogleich alles, was sein Vorgänger gegen die Söhne Loyola's angeordnet hatte, und die Dominikaner konnten also für dießmal wenigstens mit ihren Klagen nicht durchdringen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Derselbe Kampf um die Oberherrschaft, der schon unter Philipp II. begonnen hatte, setzte sich unter seinem Nachfolger Philipp III. (1598—1621) und Philipp IV. (1621—1665) fort und das eine Mal waren es die Dominikaner, das andere Mal die Jesuiten, welche über das Herz und den Scepter des Monarchen zu gebieten hatten. Nicht in Abrede ziehen läßt es sich jedoch, daß die Söhne Loyola's unter diesen beiden Regenten eher an Terrain verloren, als gewannen, und daß sie sogar zeitweise viele Mühe hatten, am Hof das Feld nicht ganz räumen zu müssen. *) Ganz anders wurde dieß, als nach Philipps IV. Tod seine Wittwe Maria Anna von Oesterreich über ihren minderjährigen Sohn, den künftigen König Karl II. (1665—1700) die vormundschaftliche Regierung übernahm, denn sie war so sehr in den Händen der Jesuiten, daß sie sofort ihrem Beichtvater, Everard Nitard, den Titel eines Großinquisitors übertrug, und überhaupt gar nichts that, ohne ihn vorher um Rath gefragt zu haben. Natürlich spieen

*) Insbesondere war dieß im Jahre 1636 der Fall. Damals nämlich verlangte Philipp IV., oder vielmehr sein erster Minister, der Graf Olivarez um den Krieg gegen Frankreich fortsetzen zu können, von der Gesammtgeistlichkeit Spaniens eine gewisse Geldbeisteuer und machte den Anfang damit bei den Jesuiten. „Wir verpflichten uns," erwiederte der Provinzial, „allein eben so viel Geld anzuschaffen, als die übrigen Körperschaften zusammen; darum beginne man mit diesen und wende sich zuletzt an uns." Dies geschah und alle Orden, sowie alle Weltgeistlichen thaten das ihre, oft über ihre Kräfte. Nun erneuerte Olivarez sein Verlangen, den Provinzial an sein Versprechen erinnernd. Allein was erwiederte dieser? „Die verschiedenen Universitäten Spaniens," meinte er, „hätten ein Grundvermögen von mindestens acht Millionen Dukaten und aus den Zinsen dieses Vermögens bestreite man die Besoldungen der Professoren. Nun aber erbiete sich der Orden Jesu, alle Lehrstühle an den Universitäten gratis, also ohne irgend einen Besoldungsanspruch, zu übernehmen, und somit könne der König die acht Millionen Dukaten einziehen, ohne daß dem Staat Schaden erwachse. Nicht minder viel Geld könne der König dadurch gewinnen, wenn er mit Genehmigung des Pabstes die sämmtlichen Besitzthümer der geistlichen Brüderschaften in Spanien und Indien einziehe, und auch dieß könne ohne Schaden geschehen, denn sie, die Jesuiten, seien zahlreich genug, um alle Predigtstühle so wie alle Beichtväterstellen zu übernehmen." — Das war die Rückantwort der Jesuiten, und auf was sie es dabei abgesehen hatten, liegt nur zu deutlich am Tage; allein dafür bekamen sie auch die Gesammtgeistlichkeit nebst allen Universitäten Spaniens auf den Hals, und sie hatten lange Zeit große Mühe, sich ihrer zu erwehren.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Dominikaner Feuer und Flammen und zu ihnen hielt nicht nur die gesammte weltliche Geistlichkeit, sondern auch fast der gesammte Adel. Wie man aber vollends herausbrachte, daß Nitard ein geborner Deutscher, so wie daß dessen beide Eltern protestantische Ketzer gewesen seien, da stieg der Unwille noch viel höher und es fehlte nur eines Zünders, um eine Revolution ausbrechen zu machen. Nun stellte sich der Feldmarschall Don Juan d'Austria, ein unehlicher Sohn Philipps IV., den ihm die Schauspielerin Maria Calderma geboren hatte, an die Spitze der Mißvergnügten, und verlangte, gestützt auf die Armee, welche ihm unbedingt anhing, am 23. Februar 1669 kategorisch die Absetzung des Großinquisitors. „Wenn der Pater Nitard — erklärte er der Regentin — nicht binnen einer Stunde die Thore Madrids hinter sich habe, so werde er ihn zu denselben hinauswerfen," und sowohl Nitard als Maria Anna sahen ein, daß es ihm mit dieser Erklärung blutiger Ernst sei. Somit nahm Nitard sofort französischen Abschied und ging nach Rom, wo ihn die Regentin bei Clemens X. als ihren Gesandten accreditirte. An seine Stelle in Madrid aber trat der Pater Moya, einer der berüchtigtsten Jesuiten, die es je gab, und die Gegenparthei hatte also durch die Revolution nicht viel gewonnen.

Mit Karl II. starb die Linie der spanischen Habsburger aus und es kam nun nach einem zwölfjährigen Krieg ein Enkel Ludwigs XIV. von Frankreich, der zweite Sohn des Dauphin, unter dem Namen Philipps V. auf den Thron. Auf ihn bauten die Jesuiten die größten Hoffnungen, denn er war ja wie gesagt ein Enkel Ludwigs XIV., und in der That schlugen auch ihre Hoffnungen nicht fehl. Er brachte nämlich aus Frankreich den Pater Guillaume d'Aubenton, eines der verschlagensten Ordensmitglieder, als Beichtvater mit und dieser beherrschte sowohl ihn als die Königin Marie Gabriele von Savoyen, die „Freundin" Madame de Orsini ebenfalls nicht zu vergessen, verschiedene Jahre lang so vollkommen, daß alle Gnaden nur von ihm ausgingen. Nach d'Aubentons Tod wurde der Pater Juan Marino zum Gewissensrath des Monarchen erhoben und derselbe verschlagene Jesuit, der von Ludwigs XIV. Beichtvater Le Tellier herangebildet worden war, berieth auch noch seinen schwachen und ge-

müthskranken Nachfolger, Ferdinand VI. (1746—1759). Mit einem Worte also: unter den spanischen Bourbons stieg die Macht der Jesuiten höher, denn je, und nur ganz wenige Spanier — so schreibt Llorente in seiner Geschichte der spanischen Inquisition wörtlich — hatten den Muth, ihrer Parthei entgegenzutreten, dieweil man, wenn man dieß that, auf jedes öffentliche Amt und jede geistliche Würde unbedingt verzichten mußte.

IV. Die Machtstellung der Jesuiten in Frankreich.

Weit schwerer als in den drei genannten Ländern Italien, Portugal und Spanien wurde es den Jesuiten, sich in Frankreich bleibende Niederlassungen zu gründen, obschon sie auch hier nichts unversucht ließen, was ihnen anderswo Geltung verschaffte. Schon Loyola gab sich alle Mühe, die Franzosen mit seinem neu gegründeten Orden zu beglücken, und sandte gleich im Anfang seines Generalates sechzehn seiner Schüler, meist Spanier, nach Paris, unter dem Vorwand, daß sie auf der dortigen Universität ihre theologischen Studien vollenden sollten, in Wahrheit aber, damit sie das dortige Terrain sondirten und dem Jesuitismus Freunde gewännen. Sie hatten aber entweder sehr wenig Geschick oder sehr viel Unglück, denn kein Mensch nahm Notiz von ihnen und Loyola mußte ihnen sogar das zum Lebensunterhalt nöthige Geld von Rom aus senden. Eine andere Wendung schien ihre Sache zu nehmen, als die berühmten Patres Lainez und Salmeron anno 1546 auf dem Concil zu Trident den Bischof von Clermont, Guillaume Du-Prat, kennen lernten und so sehr für ihren Orden zu interessiren wußten, daß ihnen dieser außerordentlich reiche Prälat (er war der Sohn des früheren Kanzlers von Frankreich) ein ihm eigenthümliches Haus nebst anstoßender Kapelle in der Straße St. Jaques zu Paris schenkte. Nun hatten sie doch einmal ein Besitzthum, von welchem aus sie weiter operiren konnten, und selbstverständlich zog sofort eine Anzahl von Patres daselbst ein, um die Operationen alsbald zu beginnen. Allein was half sie ihr Herum-

laufen in den Spitälern und ihr fanatisches Predigen an den Straßenecken? Was half sie das Selbstauspeitschen und ihr ganzer sonstiger Apparat? Die Pariser waren weder Spanier noch Italiener und somit lachte man ihnen ins Gesicht, wo sie sich nur blicken ließen. Ueberdem bekamen sie alsbald mit der Geistlichkeit Händel, und diese versäumte nicht, ihnen öffentlich den Titel von Heuchlern zu geben. Ja ein Doktor der Sorbonne, das ist ein Professor an der theologischen Fakultät zu Paris,*) gab sogar ein Flugblatt gegen sie heraus, in welchem er der Regierung bewies, daß es das Beste wäre, wenn man sie sofort als Bettler und Vagabunden mit Schimpf und Schande aus dem Lande jagte.

Das war ein schlimmer Anfang und eine grobe Abfertigung dazu, doch es sollte bald besser kommen. Im Jahr 1549 nämlich machte der Kardinal Karl von Lothringen, einer der einflußreichsten Männer des damaligen Frankreichs und dem eben so mächtigen als reichen Hause der Guisen angehörig eine Reise an den päbstlichen Hof zu Rom, und hier wußte Ignaz von Loyola seinen Leidenschaften so sehr zu schmeicheln, daß derselbe versprach, bei seiner Zurückkunft nach Frankreich die Societät in seinen besondern Schutz zu nehmen. Das that er denn auch redlich und ehrlich, natürlich aber nicht aus purem Freundschaftsgefühl gegen den heiligen Ignatius, sondern vielmehr aus rein eigennützigen Beweggründen, weil er sich von den Jesuiten eine kräftige Unterstützung zur Durchsetzung seiner Pläne gegen das verhaßte hugenottische Ketzerthum versprach und auch versprechen durfte. Genug übrigens — er verwandte sich aufs eifrigste bei König Heinrich II. von Frankreich für den Orden, und letzterer erhielt in Folge dessen durch einen Patentbrief vom Januar 1550 die königliche Ermächtigung, in seinem Hause zu Paris ein Collegium zu errichten, welches dieselben Rechte

---

*) Ums Jahr 1250 stiftete Robert, gebürtig von Sorbonne in der Champagne, der Kanzler Ludwigs des Heiligen, in Paris ein „Collegium pauperum magistrorum studentium in theologica Facultate", d. i. eine Bildungsanstalt für arme, junge Weltgeistliche, und diese Anstalt nannte man nach ihrem Stifter „die Sorbonne". Weil aber das Lehramt daselbst von den Professoren der theologischen Fakultät an der Pariser Universität versehen wurde, ging der besagte Name endlich auf die theologische Fakultät selbst über, und man hieß diese seit dem vierzehnten Jahrhundert nie mehr anders, als „die Sorbonne".

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

haben solle, wie die sonstigen Jesuitencollegien im übrigen Europa. Nun jubelten die frommen Väter, allein sie jubelten zu frühe, denn es fehlte noch etwas, nehmlich die Einwilligung des Parlamentes, das ist des obersten Gerichtshofs von Paris.*) Der König von Frankreich war nehmlich keineswegs ein so unumschränkter Monarch, wie sein College von Spanien oder von Portugal, sondern es galt seit Jahrhunderten als ein unantastbarer Brauch, daß die Königlichen Ordonnanzen, Erlasse und Edicte nur dann Gesetzeskraft hätten und von der französischen Nation befolgt werden müßten, wenn dieselben vom Parlament, als dem obersten richterlichen Tribunal, in sein Protokoll eingetragen oder, wie man sich ausdrückte, „einregistrirt" seien, und somit vertrat das besagte Tribunal so zu sagen die Stelle einer Ständekammer. Wohlverstanden übrigens einer Ständekammer nur für „Altfrankreich", das ist für den Theil des französischen Reichs, der von Alters her zum Krongebiet der französischen Könige gehörte. Die übrigen, allerdings weit kleineren Theile des Reichs, welche erst später entweder durch Einziehung der Lehen oder durch Eroberung gewonnen wurden, hatten wieder ihre eigenen Obertribunale oder Parlamente**), und es mußte also ein Königliches Decret, wenn es für ganz Frankreich gültig sein sollte, von allen Parlamenten registrirt

---

*) „Parlament" kommt her von „parler, sprechen" und bedeutete ursprünglich eine zu öffentlicher Berathung dieses oder jenes Actes zusammenberufene Versammlung. Später, im 12. Jahrhundert, legte man dem französischen aus dem höchsten Adel bestehenden Reichsrath diesen Namen bei, und noch später dem von diesem Reichsrath ernannten Ausschusse, welcher die Prozesse der Pairs verhandelte. Aus diesem Ausschusse aber wurde nach und nach eine stehende Gerichtscommission, eine Art von Obertribunal, in das nur geprüfte Rechtsverständige gewählt werden durften, und um die Unabhängigkeit dieses Gerichtes zu sanktioniren, setzte man anno 1468 fest, daß ein Mitglied desselben seine Stelle nur durch richterliches Urtheil verlieren könnte. Somit war das Parlament von Paris, wie es im 16. Jahrhundert bestand, ein sehr gewichtiges Tribunal, aber ein rein richterliches, und hatte mit dem, was wir jetzt unter Parlament verstehen, keine Aehnlichkeit.

**) Solche Parlamente bestanden seit 1302 zu Toulouse, seit 1451 zu Grenoble, seit 1462 zu Bordeaux, seit 1476 zu Dijon, seit 1499 zu Rouen, seit 1501 zu Aix, seit 1553 zu Rennes, seit 1620 zu Pau, seit 1633 zu Metz, seit 1656 zu Douai und seit 1775 zu Nancy.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sein. Doch stellten sich die Provinzialparlamente nur selten mit dem von Paris in Widerspruch, weil dieses eines besondern Ansehens genoß, und wenn es je geschah, so traten die sämmtlichen Gerichtshöfe in eine Corporation zusammen, auf der dann die Mehrheit der Stimmen entschied.

Selbstverständlich übermachte König Heinrich II. seinen den Jesuiten ertheilten Patentbrief sogleich dem Parlamente von Paris und verlangte desse Einregistrirung; allein der hohe Gerichtshof ließ den Fall von seinen Prokuratoren Bruslart, Marillac und Segnier prüfen, und diese erklärten frischweg, Frankreich bedürfe keines neuen Ordens, insbesondere keines solchen, der von Rom mit Exemptionen so curioser Art begünstigt sei, wie die Societät Jesu. „Die Herren Supplicanten, d. i. die Jesuiten, möchten also nur immerhin zu den Mauren und Muhammedanern reisen, um diese zu bekehren; in Frankreich könne man sie nicht gebrauchen." Diese abschlägige Antwort nahm der stolze Cardinal von Lothringen als eine Beleidigung auf, und er drang also von neuem in den König, seinen Patentbrief beim Parlamente durchzusetzen. Auch gelang es ihm richtig, den Regenten zu einer stärkeren Willensmeinung aufzustacheln, und Heinrich II. befahl sofort dem Gerichtshof, den Brief augenblicklich zu registriren. Da zeigte nun aber letzterer seine Unabhängigkeit von der Königlichen Willkür und übergab, statt dem Befehle zu gehorchen, die sämmtlichen Acten, also die Supplik der Jesuiten, den Patentbrief Heinrichs II. und die verschiedenen päbstlichen Bullen, welche die Societät Jesu betrafen, sowohl dem Erzbischofe von Paris, als auch der Sorbonne, um sie des Näheren zu prüfen und zu begutachten. Eustach du Bellay — so hieß der Erzbischof — nahm sich Zeit, und eben so that, trotz allem Drängen des Königs, die theologische Facultät der Pariser Universität, welche damals von keiner andern in der Welt an Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Talent übertroffen wurde. Endlich nach zwei Jahren wurden sie fertig und merkwürdiger Weise stimmte ihr beiderseitiges Urtheil so ziemlich überein, obwohl allerdings das des Erzbischofs viel gemäßigter ausfiel, als das der Sorbonne. Ersterer erklärte nehmlich, daß die den Jesuiten von den Päbsten ertheilten Privilegien nicht nur dem gemeinen Rechte, sondern insbesondere auch der Würde und dem Ansehen der Bischöfe und Universitäten zuwider

seien, und gab schließlich seine Meinung dahin ab: „es sei rathsamer, den Supplicanten an der türkischen Grenze Häuser zu bauen, von wo aus sie die Heiden bekehren könnten, als ihnen in mitten der Christenheit Niederlassungen zu gestatten." Die Sorbonne aber sagte — und notabene dieses Urtheil wurde in der Schlußsitzung vom 1. Dezember 1554 einstimmig gefaßt — wörtlich so: „Diese Gesellschaft, welche sich, ohne irgend ein Recht dazu zu haben, den Namen Jesu anmaßt, welche ohne Unterschied strafbare, ehrlose und infame Leute aufnimmt, deren Mitglieder in keinem Stücke, weder in Gebräuchen, noch im Gottesdienste, noch in der Lebensweise und Kleidung, wie doch Mönche sonst thun, sich von den Weltpriestern unterscheiden — diese Gesellschaft, welcher im Predigt- und Lehramte sowie in Beziehung auf die Austheilung der Sacramente im geraden Widerspruch mit den Rechten der Bischöfe und Ordinariate, im Widerspruch mit der ganzen bisherigen hierarchischen Ordnung und zum größten Nachtheil sowohl der übrigen Orden, als der Fürsten und weltlichen Herren, so wie auch zur Beeinträchtigung der Universitätsfreiheiten und zur großen Beschwerde des Volks so viele und verschiedene Privilegien, Indulten und Freiheiten von Seiten des päbstlichen Stuhles ertheilt worden sind — diese Gesellschaft schändet den ganzen übrigen Mönchsstand, entkräftet die mühsame und fromme Uebung der Tugend in der einsamen Zelle, veranlaßt die Mitglieder anderer Orden, ihr Gelübde zu entheiligen, entzieht die Gläubigen dem Gehorsam und der Unterwerfung, welche sie ihren rechtmäßigen Seelsorgern schuldig sind, beraubt geistliche wie weltliche Obrigkeiten ihrer Rechte und verursacht in beiden Ständen Unruhen, so wie bei dem Volke viele Beschwerden, Streitigkeiten, Spaltungen und eine Menge von andern Unordnungen. Ja, wenn man mit einem Worte alles zusammennehmen will, so scheint diese Gesellschaft zur Gefährdung des Glaubens, zur Störung des Kirchenfriedens, zur Untergrabung der Mönchszucht und überhaupt mehr zum Niederreißen als zum Aufbauen bestimmt zu sein."

Also lautete das hochberühmte Urtheil der theologischen Facultät zu Paris und in Folge dessen weigerte sich das Parlament unbedingt, dem Patentbrief des Königs Folge zu geben. Eustach du

Bellay aber, der Erzbischof von Paris, ging noch weiter und verbot den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu von der Stunde an jedwede priesterliche Verrichtung in seinem ganzen Sprengel. Nun waren die guten Patres schlimmer daran, als je, denn die Gewalt des Königs konnte sie gegen den bischöflichen Befehl nicht schützen, und somit erwartete alle Welt, dieselben werden nun Paris und Frankreich für immer den Rücken kehren. Dieß thaten sie aber keineswegs, sondern sie wußten vielmehr eine Hinterthüre zu finden. Ihr Haus nehmlich in der Straße St. Jaques zu Paris schlossen sie allerdings zu, nur einige Wenige aus ihrer Mitte zu seiner Verwaltung zurücklassend; sie selbst aber zogen in corpore, wie man zu sagen pflegt, nach dem nahen St. Germain des Pres, einer großartigen von dem Bischof zu Paris unabhängigen Abtei, wo man sie mit Freuden aufnahm und ihnen eine eigene Kapelle anwies, um darin den Gottesdienst zu halten und andere priesterliche Verrichtungen vorzunehmen. Zu gleicher Zeit ließ sich auch ihr alter Freund, der oben erwähnte Wilhelm Du-Prat, Bischof von Clermont, zu einer weitern Gefälligkeit herbei, und schenkte ihnen neben vierzigtausend Thalern baar Geld ein großes Besitzthum in dem Städtchen Billon, damit sie daraus ein Collegium machten. Somit blieben sie in Frankreich und hatten jetzt sogar ein Besitzthum daselbst; allein eingestehen mußten sie sich doch, daß diese Errungenschaft gegenüber von den Errungenschaften in den andern romanischen Ländern eigentlich gleich Null sei. Ueberdieß fand nicht das öffentlich ausgesprochene Urtheil der Sorbonne einen Widerhall im ganzen gebildeten Europa und war der ihnen hieraus erwachsende Schaden nicht ein viel größerer, als man für den Augenblick nur berechnen konnte?

Doch — „kommt Zeit, kommt Rath" ist ein altes Sprüchwort, und an dieses hielten sich die Jesuiten. Wie bekannt, verbreitete sich in jener Zeit der Protestantismus oder eigentlich Calvinismus in Frankreich mit reißender Schnelligkeit und wenn es noch lange so fortging, so mußten die Hugenotten — so nannte man in Frankreich die Anhänger der Reformation — nothwendig die Uebermacht gewinnen. Solches der katholischen Kirche drohende Mißgeschick wußten die frommen Väter aufs trefflichste für sich auszubeuten, indem sie allerorten, besonders am Hofe, unter der Hand

durch ihre Agenten ausstreuten, daß zur Bekämpfung der verhaßten Ketzerei Niemand geschickter wäre, als die Mitglieder der Gesellschaft Jesu, und mit dem ausnehmendsten Erfolge that dieß vor allem der Pater Pontius Gongordan, der in weltlicher Kleidung überall herumreiste. Viele Franzosen fingen daher an, den Orden mit freundlicheren Blicken zu betrachten, und nach und nach schwand wenigstens bei den Gutpäbstlichgesinnten der schlimme Eindruck, den das Decret der Sorbonne gemacht hatte. Nun trat mit anno 1559 ein neuer günstiger Umstand für sie ein, denn in selbigem Jahre kam nach dem Tode Heinrichs II. dessen erstgeborner, an Maria Stuart verheiratheter Sohn Franz II. an die Regierung, und nun wurden die Oheime der Königin, die lothringenschen Prinzen von Guise, allmächtig am Hofe*); sie aber, den Cardinal v. Lothringen an der Spitze, bewogen den schwachen König zu Ausfertigung von neuen Patentbriefen für die Jesuiten und drangen, darauf gestützt, mit aller Macht in das Parlament, nun endlich einmal die Registrirung der Königlichen Befehle vorzunehmen. Doch merkwürdig — der Gerichtshof blieb halsstarrig, trotzdem er sehr gut katholisch gesinnt war, und diese seine Gesinnung durch viele damals über die hugenottischen Ketzer verhängten Bluturtheile hinlänglich bestätigte. Er mußte aber auch halsstarrig bleiben, wenn es ihm darum zu thun war, die Freiheiten der gallikanischen Kirche und die Unabhängigkeit der Landesregierung in allen weltlichen Dingen zu retten, denn die Söhne Loyolas setzten die Pabstmacht über die Kirchenversammlungen sowie über die Fürsten, Könige und Kaiser, und ihr einziges Dichten und Trachten ging, wie wir wissen, nach einer römisch-jesuitischen Universaldespotie. Franz II. erlangte also die gesetzliche Zulassung der Jesuiten eben so wenig, als Heinrich II., und nicht anders schien es, als er anno 1560 schnell starb, unter seinem Nachfolger Carl IX., über welchen die Mutter,

*) Das Haus Guise, ein Nebenzweig des Hauses Lothringen, wurde anno 1527 durch Claude, einen jüngern Sohne des Herzogs René von Lothringen, gestiftet, indem er die Herrschaft Guise erheirathete. Claude hinterließ sechs Söhne, worunter die berühmtesten Franz von Guise und Charles, Erzbischof von Rheims und Cardinal (gewöhnlich nur Cardinal von Lothringen genannt), sowie fünf Töchter, deren älteste, Maria, den König Jocob II. von Schottland heirathete und der unglücklichen Maria Stuart das Leben gab.

Katharina von Medicis, die Vormundschaft führte, werden zu wollen. Zwar allerdings zeigte auch sie sich von Anfang an ungemein für die frommen Väter eingenommen, und einzelne Schriftsteller behaupten sogar, daß sie insgeheim den Pater Guillaume Petit zu ihrem Beichtvater erkoren gehabt habe. Allerdings ging auch sie in zwei scharfen Schreiben dem Parlamente zu Leib, und forderte von demselben, daß es doch endlich seinen Starrsinn gegen die Väter Jesu aufgeben solle. Allerdings scheute sie sich nicht, öffentlich zu erklären: „man müsse sich beeilen, die Jesuiten in dem Königreiche aufzunehmen, denn sonst könnten dieselben, über so viele Zögerungen und einen so hartnäckigen Widerstand in eine böse Laune versetzt, am Ende vielleicht gar bewogen werden, Frankreich zum großen Nachtheile der Religion und des gemeinen Wesens aus freien Stücken wieder zu verlassen." Allein das Parlament blieb hartnäckig auf seiner Weigerung, und das einzige, wozu es endlich gebracht werden konnte, war die Erklärung, daß die Kirchenversammlung, welche die Königin-Regentin im Begriffe sei, nach Poissy zusammenzurufen, über die Aufnahme oder Nichtaufnahme der Societät Jesu entscheiden solle.

Besagte Kirchenversammlung, oder besser gesagt, besagtes Religionsgespräch zwischen Hugenotten und Katholiken war in der That damals eine beschlossene Thatsache und man wollte damit, wie man sich zum Voraus denken kann, den Versuch machen, ob sich nicht zwischen den beiden Religionspartheien, in welche sich Frankreich spaltete, eine friedliche Einigung herstellen ließe, denn so viel ließ sich jetzt schon voraussehen, daß es ohne eine solche Einigung nothwendig zum Bürgerkriege kommen müsse. Pabst Pius IV. versuchte es auf alle Weise, die Versammlung zu hintertreiben, denn der Stuhl zu Rom war ein geschworener Feind aller solcher Vermittlungsversuche, durch welche in Folge der geschickten Angriffe der Protestanten sein und der römischen Kirche Ansehen immer Noth litt; allein umsonst. Die katholischen Prälaten, sechs Cardinäle, vierzig Bischöfe nebst sechsundzwanzig Doctoren der Theologie folgten der Einladung der Regentin und stellten sich zu Anfang des Jahres 1561 in Poissy, wo das Gespräch stattfinden sollte, ein. Zu gleicher Zeit erschienen auch dreizehn hugenottische Geistliche, den berühmten Theodor Beza nebst dem

scharfsinnigen Petrus Martyr an der Spitze, und an einer Menge von vornehmen weltlichen Herren, welche dem Convent beiwohnen wollten, fehlte es ohnehin nicht. Sofort begann unter dem Vorsitz des Cardinals von Tournon die Disputation, und die katholischen Prälaten, der Cardinal von Lothringen allen voran, gaben sich alle erdenkliche Mühe, die Hugenottischen Prediger zu ihrer Ansicht zu bekehren. Doch — der Pabst hatte Recht gehabt; das heißt, es kam gerade umgekehrt, und die beiden gefeierten Führer der Hugenotten, Beza und Martyr gewannen täglich neuen Anhang durch ihre Gedankenschärfe und ihre hinreißende Beredtsamkeit. Wenn also dem Ansehen des römischen Katholicismus und besonders des Pabstthums nicht eine tiefe unheilbare Wunde geschlagen werden sollte, so mußte schleunigst Abhilfe getroffen werden, und darum sandte Pius IV. sofort einen eigenen Legaten, den Fürsten Hyppolyt von Este, Cardinal von Ferrara, nach Poissy ab, um für den römischen Stuhl und seine Rechte einzutreten; als Begleiter aber gab er dem Legaten den Pater Lainez, den damaligen General der Jesuiten, mit, denn diesen, als den besten Dialectiker unter den damals Lebenden, hielt er allein für befähigt, die gründlichen Hiebe der hugenottischen Fechter mit meisterhaften Schlangenwendungen der Rede zu pariren. In der That rechtfertigte auch der General die hohe Meinung, welche der Pabst von ihm hatte, vollkommen, und seiner großen Wortschärfe allein verdankte es die katholische Parthei, daß sie nicht nur nicht unterlag, sondern daß sie vielmehr, als das Collegium im Herbste wegen seiner Nutzlosigkeit — es gab kein Theil auch nur um ein Jota nach — abgebrochen wurde, mit eben demselben Rechte, wie die Hugenotten, sich den Sieg zuschreiben konnte. Lainez war also unter den Katholiken zu Poissy der gefeierte Held des Tages und selbstverständlich hatte ein so hoch gepriesener Mann auch Ansprüche auf Dankbarkeit zu machen. Darum, wie er nun durch die Patres Brouet und Pontius bei dem Convente zu Poissy die sorgfältig ausgearbeite Eingabe der Societät Jesu um gesetzliche Zulassung derselben in Frankreich einreichte, unterstützten dieses Gesuch nicht blos die gut römisch-gesinnten Prälaten, wie der Cardinal von Lothringen und seine Freunde, sondern

es stimmte vielmehr die ganze Versammlung — natürlich ohne die Protestanten, die bereits ihrer Wege gegangen waren — bei und das betreffende Decret wurde sofort am 15. Septbr. 1561 ausgefertigt. Doch — eigenthümlich — die Zulassung geschah nicht „unbedingt", so wie in Spanien, Portugal und Italien; vielmehr machten die Herren Prälaten allerlei Clauseln und Reservationen, um die Freiheiten der gallikanischen Kirche zu wahren, und überdem wurden die zu Gunsten der Jesuiten erlassenen päbstlichen Bullen der schärfsten Beschnipfelung unterworfen. „Vor allem müssen die Söhne Loyolas" — so lauteten die Aufnahmsbedingungen — „den Namen Jesuiten oder Gesellschaft Jesu ablegen, denn sie sind dazu nicht mehr berechtigt, als jedes andere Christenkind auch. Ferner haben sie darauf zu verzichten, sich einen religiösen Orden zu nennen, wie die Benedictiner, die Augustiner, die Dominikaner u. s. w., sondern sie haben blos die Rechte einer Societät oder Gesellschaft, deren Statuten sich nach den bestehenden Gesetzen richten müssen. Weiter versprechen sie, sich unter die Gerichtsbarkeit der Diöcesanbischöfe zu stellen, und letzteren kommt es zu, jedes strafbare Mitglied der Societät mit den üblichen Censuren zu belegen. Ueberhaupt sollen sie weder in geistlichen noch in weltlichen Dingen je etwas zum Nachtheil der Bischöfe, Stifter, Pfarrer, Universitäten oder geistlichen Orden unternehmen, und die päbstlichen Bullen, welche sie hievon eximiren, haben keine Geltung. Schließlich erklären sie sich damit einverstanden, daß die gegenwärtige Aufnahmsbewilligung sogleich außer Kraft tritt, sobald sie irgend einmal die ihnen gestellten Bedingungen übertreten, oder sich vom päbstlichen Stuhle andere Privilegien verschaffen, die mit dem oben Gesagten im Widerspruch stehen, und so und nicht anders darf dieser heute mit ihnen abgeschlossene Vertrag verstanden werden." Das waren die Bedingungen, welche der Convent von Poissy an die Zulassung der Jesuiten in Frankreich knüpfte, und man sieht hieraus, mit welch großem Mißtrauen selbst die ultrakatholisch gesinnten französischen Prälaten den Orden betrachteten; allein man hätte den frommen Vätern der Societät Jesu selbst noch schwerere Auflagen machen dürfen, sie wären sie doch eingegangen. Es handelte sich ja für jetzt nur darum, festen Fuß in Frankreich zu fassen und sich daselbst mächtig zu machen; hatte man aber einmal

diese Absicht erreicht, ei, was war dann leichter, als die Bedingungen zu brechen und sich an den eingegangenen Vertrag nicht mehr zu kehren? „Wozu hat man denn Meineide, wenn man sie nicht schwört?" sagte jener Jude.

Die Richtigkeit dieser Schlußfolgerung trat schon in der allernächsten Zeit zu Tage. Kaum nehmlich hatten die frommen Patres das Decret ihrer gesetzlichen Zulassung in der Tasche, so rissen sie ihr Haus in der Jacobsstraße zu Paris ein, um ein neues prächtiges, palastartiges Collegium dafür zu errichten, und kaum stand dieß herrliche Gebäude, so setzten sie an die Fronte desselben mit Frakturbuchstaben die Inschrift: „Collegium der Gesellschaft vom Namen Jesu." Ja so thaten sie, obwohl sie vor erst zwei Jahren auf diesen Namen für Frankreich feierlich hatten Verzicht leisten müssen; doch — das war noch bei weitem nicht alles. Vielmehr beeilten sie sich nun in allen gut katholischen Städten des Landes, wie z. B. in Avignon, Rhodes, Morioc, Bordeaux, Lyon, Rouen, Marseille, Clermont, de la Fleche, Rennes, Moulins, und wie sie alle heißen, ebenfalls Collegien zu errichten, und für alle diese Unterrichtsanstalten verlangten sie dieselben Rechte und Privilegien, welche die Universitäten besaßen. Sie wollten, um deutlicher zu sprechen, so gut befähigt sein, Magistres der Philosophie und Doctores der Theologie zu creiren, als die Sorbonne zu Paris, und da man bei ihnen „gratis" studierte, so hofften sie so viele Studiosen zu bekommen, daß sie bald ganz Frankreich mit Priestern „ihres Zuschnitts" und „ihrer religiösen Denkungsweise" versorgen könnten. Gegen solche Anmaßung erhob sich aber die Universität von Paris mit aller Kraft und mit ihr machten der Erzbischof von Paris, die Prevots und Bürgermeister der Stadt, der Cardinal von Chatillon als Curator der Sorbonne, die sämmtlichen Mönschorden und alle Weltgeistlichen gemeinschaftliche Sache. Trotzdem beharrten die Jesuiten, vom Hofe und besonders von den Guisen begünstigt, auf ihrer Forderung, und da sie dieselbe vor das Parlament brachten, so entstand nun ein Proceß, der über zwei Jahrhunderte lang dauerte, ohne je endgiltig entschieden zu werden — ein Proceß zugleich, durch welchen, weil ihnen die Advokaten der Universität die bittersten Vorwürfe ungeschminkt ins Gesicht sagten, das Ansehen der Societät

mehr und mehr untergraben wurde. Doch was lag den Streitern Jesu hieran? Sie erlangten ja durch den Proceß den Vortheil, daß ihnen die Königin-Regentin, von den Guisen gedrängt, die Erlaubniß gab, einstweilen bis zum gesetzlichen Austrag der Sache ihre Schulen zu eröffnen und mit dem Unterrichte zu beginnen, und eines solch ungeheuern Vortheils wegen, konnte man sich schon mehr oder weniger schmähen lassen.

Nunmehr stand der schnellen Ausbreitung des Ordens Jesu in Frankreich nur noch ein Haupthinderniß im Wege, nehmlich das, daß fast die Hälfte der Franzosen dem Protestantismus anhing, und selbstverständlich wandten also die frommen Väter all ihren Einfluß an, um die Katholiken Frankreichs in den Kampf mit dem Ketzerthume zu jagen, denn nur wenn letzteres ganz aufhörte, konnten die Jesuiten allmächtig werden. Damit will ich übrigens keineswegs gesagt haben, daß die Ursache der bürgerlichen Kriege, die nunmehr in Frankreich ihren Anfang nahmen, rein bloß in den Machinationen der Societät Jesu zu suchen sei, dieweil eine solche Behauptung nicht auf Wahrheit gegründet wäre; das aber will ich sagen, daß jene Kriege nimmermehr so langwierig geworden und nimmermehr mit solcher Grausamkeit geführt worden wären, wenn keine Jesuiten in Frankreich existirt hätten. Betheiligten sich doch die frommen Väter sogar am Kampfe selbst, wie z. B. bei der Belagerung von Poitiers, wo der nachher zum Märtyrer erklärte Bruder Lelio Sanquini die vom Pabste gesandten Hilfstruppen befehligte, und in der Schlacht bei Jarnac, in welcher der Pater Augnier die Ehre hatte, dem Herzog von Anjou Küraß und Stiefel anzuziehen! War doch in der gräßlichen Bartholomäusnacht ihr Collegium zu Paris eines der hauptsächlichsten Bollwerke für jene Mörderschaaren, welche auf die armen Hugenotten losgelassen wurden, während in einem andern ihrer Pariser Besitzthümer, in ihrem Profeßhaus nehmlich, der Anführer der Blutnachtstruppen, Heinrich, Herzog von Guise, unmittelbar nach dem Mordversuch auf den Admiral Coligny, also mehrere Tage zuvor, einen sichern Zufluchtsort gefunden hatte! Doch so viel auch die Jesuiten sich Mühe gaben, in dem großen Kampf zwischen Katholiken und Hugenotten nie einen Stillstand eintreten zu lassen und denselben bis zum Vernichtungskampf zu steigern, so wollte ihnen letzteres

doch nicht gelingen, so lange Karl IX. und seine Mutter Katharina regierten. Ihre weltliche Herrschaft lag dem Könige wie der Regentin viel zu sehr am Herzen, als daß sie im Ernste daran gedacht hätten, den halben Theil ihrer Unterthanen dem Glauben zu opfern, und so wurde zwar vier- oder fünfmal der Krieg mit den Hugenotten begonnen, aber jedesmal nach kurzem Kriege wieder Frieden geschlossen, ohne dem Ketzerthum viel Terrain abgewonnen zu haben. Anders schien dieß unter Heinrich III. (1574—89), dem Bruder und Nachfolger Karl IX. werden zu wollen, denn dieser durch Wollust total entnervte Fürst hatte sich schon als Kronprinz dazu bewegen lassen, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu mit Namen Edmund Auger zum Beichtvater anzunehmen, und welchen Einfluß ein Gewissensrath auszuüben im Stande war, das zeigte ja die Geschichte von Portugal nur zu augenfällig. Aber leider hatte sich der schwache Heinrich längst daran gewöhnt, seiner ehrgeizigen und herrschsüchtigen Mutter in Allem zu gehorchen, und von dieser Gewohnheit ging er auch als Regent nicht ab. So kams nun allerdings durch die Bemühungen der Guisen und der mit ihnen so eng befreundeten Jesuiten zu einem neuen Hugenottenkrieg, und zwar zu einem furchtbar blutigem und verheerenden; doch als die Protestanten, an deren Spitze Heinrich von Navarra nebst dem großen Condé kämpfte, im Verlauf der Jahre 1575 und 1576 einen Platz nach dem andern eroberten, schloß der Hof am 8. Mai des letzten Jahres vom neuen Frieden mit ihnen, und verwilligte ihnen neben einer Menge von Sicherheitsplätzen uneingeschränkte Religionsfreiheit. Man bedenke — Religionsfreiheit! Religionsfreiheit den Ketzern von einem katholischen Könige und in einem Lande, das sich die Societät Jesu zum Schauplatz ihrer Herrschaft auserlesen hatte! Dieß durfte in keinem Fall geduldet werden; allein, wenn es nun auch gelang, den König vom neuen in einen Hugenottenkrieg zu hetzen, war damit nachhaltig geholfen? Die Vorgänge hatten ja bewiesen, daß das Haus Valois — so hieß der jetzige Königsstamm — nie und nimmer sich herbeiließ, einen Vernichtungskampf mit den Hugenotten zu beginnen, und somit durfte man mit Gewißheit darauf zählen, daß auch ein neuer Krieg wieder mit einem Frieden endigen würde. Ueberdem — wie mußte es erst dann kommen, wenn Heinrich III., wie zu befürchten stand, ohne männ-

liche Erben starb, und der nächste Anverwandte, Heinrich von Navarra, auf den Thron kam? Wahrhaftig gegen solche Gefahren gab es nur eine einzige gründliche Abhülfe, nehmlich die, wenn man die Idee der Universalmonarchie durchführte und dem spanischen Philipp II. wie die Krone von Portugal so auch die von Frankreich aufs Haupt setzte. Brachte mans so weit, dann durfte man sicher sein, daß daß Schwert katholischerseits nicht mehr in die Scheide kam, bis alle Ketzer innerhalb der französischen Grenzen vertilgt waren, und darum thaten auch sofort die Jesuiten den Schwur, diesen Plan um jeden Preis durchzuführen. Doch hüteten sie sich, um das Nationalgefühl der Franzosen nicht zu verletzen, gar wohl, ganz offen und ungescheut mit ihren Absichten hervorzutreten, sondern sie gaben dem Kindlein vielmehr einen andern Namen, nehmlich den der heiligen Ligue aller Katholiken gegen das hugenottische Ketzerthum.

Zu Häuptern dieser Ligue hatten die Jesuiten den Pabst, den König von Spanien und die Guisen ausersehen, und es gelang ihnen leicht, dieselben für die Sache zu gewinnen. Den Pabst — weil ihm alles daran gelegen sein mußte, das Ketzerthum vertilgt zu sehen; den König von Spanien — weil ihm die Krone eines mächtigen Reichs in Aussicht stand; die Guisen — weil sie hoffen durften, unter dem im fernen Madrid residirenden Philipp II. die ganze Herrschergewalt in Fränkreich ausüben zu können. Aber damit war noch bei weitem nicht alles geschehen, sondern man mußte auch das katholische Volk, den katholischen Adel, die kleinen katholischen Fürsten, für den Plan gewinnen, wenn derselbe Hoffnung auf gründlichen Erfolg haben wollte, und es schien daher über menschliche Kräfte zu gehen, ein solches Resultat zu erzielen. Allein die Jesuiten unternahmen es und setzten es auch wirklich durch. Vom Jahre 1576 an nehmlich — in dem besagten Jahre war die Ligue oder der Vertrag zur Entthronung der rechtmäßigen französischen Königsfamilie vom Pabst, vom König von Spanien und von den Guisen abgeschlossen worden — durchzogen sie ganz Frankreich als Emissäre und stifteten überall unter dem Volke „Associationen zur Vertheidigung der Religion"; was aber der Grundgedanke dieser Associationen war, ersieht man daraus, daß Jeder, welcher der Brüderschaft beitrat, sich eidlich verpflichten mußte, den König von

Navarra, den rechtlichen Nachfolger Heinrichs III. zu keinen Zeiten für den Thronfolger zu erkennen. Ueberdem wurde in den Versammlungen der Verbrüderten — und diese hatten in den Städten, in denen die Jesuiten Collegien oder Profeßhäuser besaßen, stets bei den frommen Vätern, sonst aber in abgesonderten Lokalen statt — vor allem der Grundsatz gepredigt, daß ein guter Katholik die Religion schänden würde, wenn er je den Absichten des spanischen Hauses oder des päbstlichen Stuhles entgegenträte, und es waren also jene Associationen nichts anderes, als Verschwörungen gegen das regierende Königshaus und dessen Erben, das Haus Bourbon. Eine nicht minder große Thätigkeit entwickelten die Jesuiten gegenüber dem hohen katholischen Adel Frankreichs, sowie in Gewinnung der kleineren katholischen Höfe, und überall hatten sie ihre Emissäre, welche sich gleich den geschicktesten Diplomaten zu benehmen wußten. So wird besonders gerühmt, der Pater Heinrich Sammier, ein Mann, dem kein Wagestück zu gefährlich war, und der mit einer ganz eigenthümlichen Geschicklichkeit alle Rollen der Gesellschaft zu spielen verstand. Bald erschien er als Soldat, bald als Priester, bald als einfacher Vergnügungsreisender, und mit Karten, Würfeln und Weibern war er mindestens eben so vertraut, als mit seinem Breviere. Dabei aber verlor er seine Mission: „Mitglieder für die Ligue zu gewinnen", nie aus den Augen und operirte in Deutschland, Spanien, Italien und Frankreich, zwischen welchen Ländern er stets hin- und herreiste, mit solchem Geschicke, daß man ihn nur „den Director der Ligue" nannte. Eine nicht minder bedeutende Rolle spielte der Pater Claudius Matthieu, welcher unter Heinrichs III. Regierung die Correspondenz der Guisen mit dem heiligen Vater besorgte, und sich daher beständig auf dem Weg von Paris nach Rom und von Rom nach Paris befand. Ihn nannte man daher gewöhnlich nur „den Courier der Liguisten" und seinem Eifer gelang es, den Papst dazu zu bewegen, daß er anno 1585 die berüchtigte Excommunicationsbulle gegen König Heinrich von Navarra und den Prinzen Condé schleuderte. Ein weiterer berühmter liguistischer Emissär war der Pater Odon Pigenat, ein Mann von fast stürmischer Beredtsamkeit, weßwegen er auch „der Trompeter der Ligue" hieß, und überdem sind noch zu nennen die Patres Commolet, Mandoza, Aquillon und Feria,

welche alle der Ligue sehr wichtige Dienste leisteten. Kurz die Jesuiten waren die Seele der liguistischen Verschwörung und durch sie allein wuchs sie zu jener Bedeutung und Stärke an, durch welche sie in der französischen Geschichte bekannt ist. Ja es hätte wenig gefehlt, so wären sie siegreich durchgedrungen und dann — dann hätten die Mitglieder der Societät Jesu ganz Frankreich so gut zu ihren Füßen gesehen, als Spanien, Portugal und Italien. Darum jubelten sie auch damals in ihrem Innern hoch auf und streckten schon die Hände aus, die großartige Beute zu fassen, als eine einzige übereilte That ihnen alle bisher errungenen Vortheile wieder aus der Hand riß und ihnen das ganze französische Reich fast für ewige Zeiten verschlossen hätte. Doch gehört die Erzählung dieses Factums nicht hieher, sondern in das sechste Buch meines Werkes und auf letzteres verweise ich daher den Leser.

V. Die Machtstellung der Jesuiten in Deutschland und den angrenzenden Ländern.

In den vorhergehenden vier Abschnitten habe ich gezeigt, welch unglaublich großen Einfluß die Societät Jesu bei den romanisch redenden Nationalitäten zu gewinnen wußte, und es hat sich aus obiger Darstellung ergeben, daß dieses Resultat eben wegen des romanischen Charakters der Italiener, Spanier u. s. w. meist sehr leicht und in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit zu erzielen war; als eine weit halsbrecherischere Aufgabe aber mochte es den Söhnen Loyolas erscheinen, sich im Lande der Germanen oder, wie man sich damals ausdrückte, „im heiligen römischen Reich deutscher Nation" festzusetzen und dasselbe ihrem Scepter zu unterwerfen. Doch — was hatten sie gewonnen, wenn sie nicht auch das damals bei weitem größte und mächtigste Reich Europas gewannen? Was nützte ihnen ihre Machtstellung in Italien, Portugal, Spanien und selbst Frankreich, wenn derjenige große Staat ihnen nicht tribut-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

pflichtig wurde, von dem aus das Ketzer- und Lutherthum wie ein reißender Lavastrom sich über die benachbarten Länder und Völker ergoß?

Schrecklich — wohlverstanden schrecklich für die Anhänger Roms und der katholischen Priesteroberherrschaft — sah es, wie ich schon im ersten Buche dieses Werkes gezeigt habe, damals, das ist zur Zeit der Gründung der Societät Jesu und unmittelbar nachher, in Deutschland aus, denn die meisten seiner Provinzen waren ganz und vollständig vom Papismus abgefallen, und in den andern, wo der Katholizismus noch fortexistirte, konnte man auf einen einzigen Römling immer ganz sicher zwanzig oder dreißig Ketzerische rechnen. Die Klöster standen verlassen, weil die Mönche und Nonnen zum allgemeinen Spott geworden waren, und da man von der katholischen Weltgeistlichkeit kaum besser dachte, so wurde es den evangelischen Predigern ungemein leicht, die bei weitem große Mehrzahl der sämmtlichen Kirchen in Besitz zu nehmen. Ueberdem minderte sich die Schaar der dem alten Kirchenglauben Treugebliebenen mit jedem Jahre mehr, und es ließ sich fast mit Gewißheit voraussehen, daß, wenn nicht dem Abfallsfieber ein gewaltiges Hinderniß in den Weg gelegt werde, in wenigen Decennien ganz Deutschland dem päbstlichen Stuhle unwiderbringlich verloren gehen müsse. Darin lag aber noch nicht einmal die größte Trostlosigkeit, sondern diese mußte vielmehr in dem Verhältnisse der Duldsamkeit, wenn nicht gar der Freundschaft und Liebe, das sich zwischen Protestanten und Katholiken zu bilden angefangen hatte, gesucht werden. Nach der ersten Aufregung nehmlich, welche durch die Lehre Luthers hervorgerufen worden war, und besonders nach Abschluß des Augsburger Religionsfriedens fingen die Wellen des Glaubenshasses an, sich zu verlaufen, und weil „das Hetzen und Schüren" aufhörte, so hörte auch die schroffe Spaltung zwischen Katholicismus und Protestantismus auf. Beide Theile lernten sich ertragen und wohnten durcheinander, nebeneinander, untereinander, ohne sich zu schimpfen oder auch nur anzufeinden. „Ein Theil hat sich" — so berichtet im Jahre 1564 der am Kaiserhofe accreditirte venezianische Gesandte an den Senat seiner Vaterstadt — „so sehr bequemt, den andern zu dulden, daß in den Orten mit gemischter Bevölkerung wenig darauf geachtet wird, ob man katholisch oder protestantisch ist. Aber nicht allein

Ortschaften, auch die Familien sind auf solche Weise gemischt, und es gibt Häuser, wo die Kinder dieser, die Eltern der andern, wo Brüder einer verschiedenen Confession angehören. Ja, Katholiken und Protestanten verheirathen sich unter einander und Niemand achtet darauf oder stößt sich daran." Solchartig waren die Verhältnisse in ganz Deutschland, und daß selbst die den Aebten und Bischöfen unterworfenen Herrschaften, die sogenannten „Krummstabsgebiete", hievon keine Ausnahme machten, ersieht man am besten daraus, daß noch im Jahre 1580, also in einer Zeit, wo der Segen der Duldsamkeit bereits zu schwinden begonnen hatte, der glaubenseifrige Wilhelm V. von Baiern den Bischöfen, deren Kirchsprengel sich bis in sein Herzogthum erstreckte, in einem Rundschreiben den Vorwurf machte, „sie ließen in den ihrer unmittelbaren fürstlichen Hoheit untergebenen Territorien gemischte Ehen ohne Anstand einsegnen." Und an diesem Act der Duldsamkeit war es noch nicht einmal genug! Nein — sondern viele der katholischen Priesterfürsten Deutschlands gingen noch weiter und stellten an ihren Hofhaltungen gar vollends Männer protestantischen Glaubens als Räthe, Richter, Vögte oder sonstige Beamte ein, ohne daß irgend Jemand dieß anstößig gefunden hätte*). Ja sie ließen sich selbst durch die darüber erhaltenen Vorwürfe und Rügen, des apostolischen Stuhls nicht irre machen, wie dieß das Beispiel des Bischofs Johann Georg von Bamberg ganz klärlich darthut, denn er ernannte im Jahre 1577 den Lutheraner Johann Friedrich v. Hoffmann zu seinem Vicedom in den hochstiftlichen Besitzungen in Kärnthen und behielt ihn bis zu seinem Absterben anno 1587 bei, trotzdem seine Heiligkeit, der Papst Gregor XIII., in einem eigenen Sendschreiben eine Abänderung dieses Gräuels kategorisch verlangte. Das ging denn doch gar zu weit und es war also kein Wunder, wenn die Erbitterung und der Gram am Pabstsitze zu Rom auf den Culminationspunkt stieg.

Aber wie war zu helfen? Alle Arzneien und Remedia, welche man bisher angewandt, hatten nicht angeschlagen, sondern das gräß-

---

*) Es sind darüber sehr viele päbstliche Erlasse, die in den bischöflichen Bibliotheken aufbewahrt wurden, noch jetzt vorhanden, und geht aus denselben hervor, daß derlei Anstellungen keineswegs zu den vereinzelten Fällen gehörten. (Siehe Dalham, Concilia Salisburgensia).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

liche Pestübel vielmehr noch gesteigert, so daß von allem Volk ein kaum noch nennenswerther Theil, von allen Fürsten nur noch der Herzog von Baiern und der Gebieter der österreichischen Lande treu zum römischen Glauben hielten. Doch wie? Hatte denn nicht die neucreirte Societät Jesu den Kampf gegen das Ketzerthum als Devise auf ihre Fahne geschrieben? Hatten nicht die Streiter Christi, die Jesuiten, geschworen, nie und nimmer zu ruhen, als bis sie die sämmtlichen vom Glauben Abgefallenen dem Pabste wieder gewonnen haben würden, und hatten sie nicht bereits vielfach bewiesen, daß sie eben so fähig als gewillt seien, diesen ihren Schwur zu halten? Ja, sie allein, sie, welche die Worte des Stifters unserer Religion: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert" in ihrem Sinn deuteten, sie allein waren im Stande: „die Ungeheuer, welche den Weinberg verwüsteten," auszurotten, und das heilige römische Reich wieder in die alten Fesseln zu schlagen. Der Stuhl zu Rom bedachte sich also keinen Augenblick, ihnen diese schwere Aufgabe aufzubürden, und eben so eifrig erklärten sie sich bereit, sich derselben zu unterziehen. Auch wußten sie wohl, warum sie dieß thaten; sie wußten, daß wenn es ihnen gelang, dem Verlangen des apostolischen Stuhls zu entsprechen, dieser sie mit dem reichsten Born seiner Gnade überschütten müßte; sie wußten, daß sie alles Terrain, das sie anscheinend für Rom eroberten, für sich selbst gewannen, und daß ihre Machtstellung erst durch die Wiederbekehrung des abtrünnigen Germaniens eine universale werde. Somit gelobten sie sofort, die Ritter des Katholicismus zu werden, und wie sie dieses Gelübde gehalten haben, das mag uns die nachfolgende Erzählung zeigen.

Die ersten Jesuiten, mit denen unser Vaterland beglückt wurde, waren die drei Patres: Le-Fevre oder Faber, wie man ihn in Deutschland nannte, Le-Jay und Bobadilla. Sie sandte noch Ignaz selbst, wie ich bereits im ersten Buche berührte, und zwar den Faber bereits im Herbste 1540, die beiden andern aber das Jahr darauf. Als allgemeine Aufgabe bezeichnete er ihnen: Sondirung der deutschen Zustände, sowie Belauschung der Gemüther in ihrem Innersten. Insonderheit jedoch sollten sie sich Gönner und Freunde unter den katholisch gebliebenen Machthabern gewinnen und diesen die Vorzüge des neuen Ordens so anrühmen, daß der Auf-

nahme desselben kein Hinderniß in den Weg gelegt würde. Alle drei thaten, wie ihnen geheißen, natürlich aber jeder in seiner Art, und so gelang es ihnen einen Samen auszustreuen, der in kurzer Zeit zu einem wahrhaften Riesenbaum heranwuchs. Faber nehmlich wandte seine Schritte nach dem Rhein, d. i. nach Mainz und Köln, an die Höfe der zwei größten, mächtigsten und angesehensten Kirchenfürsten Deutschlands, um diese zu vermögen, daß sie Jesuitencollegien in ihren Territorien errichteten, und wenn er nun auch hierin nicht durchdrang, so machte er dagegen eine andere Eroberung, die einen weit größern Werth hatte. Diese Eroberung bestand darin, daß er den Candidaten der Theologie Peter Canisius, einen damals dreiundzwanzigjährigen Jüngling aus Nimwegen im Gelderland in Mainz kennen lernte, und sofort im Mai 1543 für den Orden gewann; einen so großen Werth aber hatte selbige Eroberung, weil Canisius wahrhaft außerordentliche Geistesgaben und neben der größten Gelehrsamkeit eine Beredtsamkeit besaß, deren sich nicht viele Sterbliche rühmen können. Natürlich, übrigens trat Canisius dem Orden nicht bei, um Bußübungen zu thun, sondern weil er auf den ersten Blick ersah, welch ungeheuren Spielraum die Societät Jesu dem Ehrgeiz gewähre, und weil er sich nach nichts mehr sehnte, als eine große Rolle in der Welt zu spielen. Auch gelang ihm letzteres fast über die Maßen, wie wir bald sehen werden, und kein einziges von allen früheren oder späteren Ordensmitgliedern hat — wenigstens in Deutschland — mehr geleistet als er.

Bobadilla trat zuerst in Regensburg auf, wo gerade ein Religionsgespräch zwischen protestantischen und katholischen Theologen stattfand; allein in einer seiner Reden zog er so fulminant gegen den Protestantismus los, daß ihn das erbitterte Volk bald in die Donau geworfen hätte, und in Folge dieses Auftritts mußte er bei Nacht und Nebel entweichen. Weit besser erging es ihm in München, wohin er sich von Regensburg aus wandte, denn er gewann durch den Unterricht, den er ertheilte, eine Menge von Schülern, und nach Verfluß von einigen Jahren wußte er sich sogar durch seine höfischen Künste bei dem Herzog Wilhelm IV. so einzuschmeicheln, daß derselbe gar nichts mehr ohne seinen Rath that. Ebendeßhalb gelang es ihm auch mit leichter Mühe, den

Fürsten gegen das sogenannte „Interim", welches Kaiser Karl V. anno 1548 überall in Deutschland einführen wollte, so aufzustacheln, daß es in Baiern nicht zur Geltung kam; weil er dagegen so unvorsichtig war, bei dieser Gelegenheit sich bis zu beleidigenden Aeußerungen gegen den Kaiser hinreißen zu lassen, machte der hievon benachrichtigte Karl V. kurzen Prozeß mit ihm und verbannte ihn ohne weiters aus dem ganzen deutschen Reiche.

Le-Jay, der gewandteste von den drei nach Deutschland gesandten Loyoliten lenkte alsbald seine Schritte der Hauptstadt der österreichischen Lande zu, und kaum war er dort angelangt, so gelang es ihm auch, die Wiener durch seine vortrefflichen Predigten zu bezaubern. Ja selbst der Bruder Karls V., der zum deutschen Könige erhobene Ferdinand I., ließ sich von seiner Beredtsamkeit hinreißen und zeigte sich ihm nicht nur in allem hold und gnädig, sondern wollte ihn auch durchaus anno 1546 zum Bischof von Triest machen, was jedoch Loyola aus guten Gründen — dieselben sind bereits im ersten Buche entwickelt worden — hintertrieb. Somit blieb Le-Jay in Wien und ließ es sich vor allem angelegen sein, den König zu bewegen, mit der Errichtung eines Collegiums für den Orden in Wien voranzugehen, denn noch besaß dieser in ganz Deutschland keinen stabilen Sitz und nur wenn die Kaiserstadt den Reigen eröffnete, ließ sich hoffen, daß auch andere Städte nachfolgen würden. Allein trotz der Gunst, in welcher Le-Jay bei Hofe stand, und trotzdem er in seinem Vorhaben von seinem vertrauten Freunde, Urban Textor, dem Beichtvater und Hofprediger Ferdinands, eifrigst unterstützt wurde, zögerte letzterer doch längere Zeit und erst im Jahre 1551 übergab er dem Bittsteller ein verlassenes Dominikanerkloster, das während der Belagerung Wiens durch die Türken beinahe ganz in Trümmer geschossen worden war. Voll Freude ließ es Le-Jay nothdürftig herrichten, und erbat sich sofort von Loyola ein Dutzend weiterer Jesuiten aus Rom, um mit diesen jüngeren Kräften den Collegialunterricht beginnen zu können. Auch entsprach der General diesem Ansinnen sogleich und schickte nicht nur eilf durch ihre Lehrgaben ausgezeichnete Patres, sondern ernannte auch den Le-Jay selbst „zum ersten Rector der ersten Jesuitencolonie auf deutschem Boden".

Solches war der bescheidene Anfang der jesuitischen Wirksamkeit in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutschland; nun aber, als die Societät diesen ersten Schritt einmal überwunden und sich zugleich durch die Wirksamkeit der Patres Lainez, Salmeron und Couvillon auf der tridentinischen Synode*) einen bei den Anhängern Roms äußerst wohlklingenden Namen erworben hatte, nun ging es mit Riesenschritten vorwärts, und insbesondere zeigte sich Oesterreich als ein fruchtbarer Boden. Als nämlich Le-Jay schon ein Jahr nach seiner Ernennung zum Rector gestorben war, wurde Canisius zu seinem Nachfolger erkoren, und dieser kluge Kopf wußte sich in das Vertrauen König Ferdinands bald so sehr einzunisten, daß er, wenigstens in kirchlichen und religiösen Dingen, die einzige maßgebende Person am Hof wurde. Ja sogar zum Bischof von Wien wollte ihn der König ernannt wissen, und es kostete unendlich viel Mühe, den Monarchen von dieser Idee abzubringen. Allein, wenn nun auch Canisius in diesem Punkte auf Befehl seines Generals den Bescheidenen und Demüthigen spielen mußte, so griff er um so herzhafter zu, wenn es irgendwo etwas für den Orden zu erwerben gab. So bewirkte er unter anderem, daß Ferdinand im Mai 1554 der Societät das schöne geräumige frühere Karmeliterkloster in Wien schenkte, um das Jesuitencollegium dahin zu verlegen. So erhielt er zwei Monate später ein anderes großes Gebäude, um darin ein bürgerliches Convict einzurichten, und so entstanden vier Jahre später ein Seminar für ärmere Theologen, sowie eine Erziehungsanstalt für adelige Jünglinge. Uebrigens nicht blos in seiner Hauptstadt Wien verschaffte der strenggläubige König Ferdinand den Söhnen Loyola's behagliche Niederlassungen, sondern auch in andern Theilen seiner Erblande und zwar überall aus dem offen ausgesprochenen Grunde: „damit der immer weiter um sich greifenden Reformation Schranken gesetzt würden." Auch waren einige dieser Niederlassungen sehr großartig und vielbedeutend, und insbesandere wurden die zu Inns-

*) Der apostolische Stuhl zu Rom, in dessen Auftrag die genannten Patres „als Theologen des Pabstes" nach Trient gingen, besaß unter allen auf der Synode Anwesenden Niemanden, der seine Rechte — gleichviel ob wirkliche oder angemaßte — mit mehr Geschick und Eifer verfocht, als Lainez und seine Genossen. Auch erwiesen sie sich als die abgesagtesten Feinde der kirchlichen Reformen und selbst die heilsamste Verbesserung bekämpften sie mit einer Entschlossenheit, die an Fanatismus grenzte. Das Nähere hierüber findet man in Wessenbergs Historie der großen Kirchenversammlungen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bruck in Tyrol, die zu Tyrnau in Ungarn und die zu Prag (das frühere St. Clemenskloster) in Böhmen mit äußerst reichen Einkommenstheilen bedacht. Ja, das letztere Collegium erfreute sich sogar des Vortheils, schon nach siebenjährigem Bestand, anno 1562, zu einer förmlichen Akademie für die theologischen und philosophischen Wissenschaften erhoben zu werden, und wurde dadurch in den Stand gesetzt, mit der alten hochberühmten Prager Universität in Concurrenz zu treten.

In Baiern hatte schon vor dem Jahre 1548 Bobadilla vom Herzog Wilhelm IV. das Versprechen erhalten, daß dem Orden ein Collegium erbaut werden solle; allein wegen Bobadilla's Verbannung blieb das Versprechen, so lange Wilhelm IV. lebte, unerfüllt, und noch weniger dachte der Nachfolger Wilhelms, Albrecht V., welcher sich im Anfange seiner Regierung in religiösen Dingen sehr duldsam erwies, daran, die Jesuiten bleibend ins Land zu ziehen. Diese Duldsamkeit war jedoch gar nicht nach dem Geschmacke der Söhne Loyola's, und so wurde denn unter der Hand der Herzog verdächtigt, er begünstige heimlich die Ketzer, weil er in seinem Innern selbst ketzerisch gesinnt sei. Nichts konnte unwahrer sein, allein was lag daran, wenn man durch die Lüge nur zu seinem Zwecke kam. Und die Loyoliten kamen dadurch zu dem ihrigen! Der Herzog wurde nämlich im höchsten Grade erbittert, als ihm Personen, die ihm sehr nahe standen, die Mittheilung machten, in welchen Geruch er bei seinen rechtgläubigen Unterthanen gekommen sei, und diesen Zorn benutzte der kluge Canisius, welcher eigens deßwegen im Jahre 1555, mit vielen Empfehlungen des Königs Ferdinand in der Tasche, von Wien nach München reiste, um dem hohen Herrn vorzustellen, wie es kein wirksameres Mittel gebe, den schlimmen Verdacht zu widerlegen, als wenn er als Beschützer der vom Pabste und allen guten Katholiken mit so großer Auszeichnug behandelten Societät Jesu auftrete. Dieß leuchtete dem Herzog ein und er verpflichtete sich sofort, in einem am 7. Dezbr. 1555 mit Canisius abgeschlossenen Vertrag dem Orden der Jesuiten ein großartiges Collegium mit entsprechender Dotation in Ingolstadt zu erbauen. Auch hielt er sein Versprechen in allen Theilen und förderte den Bau so schnell, daß die Anstalt bereits das Jahr darauf mit zehn jesuitischen Lehrern, die von Rom herbeieilten, eröffnet

werden konnte. Damit gab sich jedoch der unersättliche Canisius nicht zufrieden, sondern es hungerte ihn auch nach einem bleibenden Wohnsitz in der baierischen Hauptstadt selbst, und so ruhte er nicht, als bis Albrecht V. in München anno 1559 jenes prächtige Collegium gründete, dessen Bau noch jetzt ein Gegenstand der Bewunderung aller Kunstverständigen ist. Nun erst nachdem er auch diesen großen Erfolg erreicht und mit Genehmigung des Generals zu Rom seinen Stiefbruder Theodor Canisius zum ersten Rector der Anstalt ernannt hatte, kehrte Peter Canisius nach Wien zurück, um von nun an als „erster Provinzial der oberdeutschen Jesuitenprovinz", in welche Oesterreich, Baiern und Schwaben eingerechnet wurden, zu wirken.

Von jetzt ab folgten sich die Gründungen neuer Collegien Schlag auf Schlag und zwar insbesondere in den Territorien der deutschen Kirchenfürsten, in welchen die Mehrzahl der Einwohner protestantisch geworden war. Es gelang nämlich den Einflüsterungen der jesuitischen Emissäre, welche auf Befehl ihres Generals an den verschiedenen Bischofssitzen herumreisten, mehreren der hervorragendsten Prälaten die Ueberzeugung beizubringen, daß ihre Herrschaft, oder wenigstens der dauernde Besitz derselben sehr in Frage stehe, wenn ihre Unterthanen ihnen nicht auch in geistlichen Dingen gehorchten, denn so gut sie sich hierin unabhängig gemacht hätten, so gut könne es ihnen eines Tages einfallen, sich auch in politischer Beziehung ihrem Scepter zu entziehen, und dieselben würden in einem solchen Falle sehr auf den Schutz der angrenzenden protestantischen Fürsten zu rechnen haben. „Gegen solche Gefahr aber — wurde dann immer hinzugesetzt — helfe kein Mittel, als die Zurückführung der Gesammtunterthanenschaft zur Katholicität, und die geeignetsten Männer hiezu seien offenbar die Mitglieder der Gesellschaft Jesu, welche sich bekanntlich die Ketzerbekehrung zur Hauptaufgabe gesetzt hätten." Derartige Vorstellungen blieben selten ohne Wirkung und vor allen Andern zollte ihnen der Cardinalbischof von Augsburg, Otto Truchseß von Waldburg, seinen Beifall. Er beeilte sich also, den Söhnen Loyola's in Dillingen (anno 1563) ein Collegium zu errichten und übertrug ihnen zugleich die Leitung der dortigen Hochschule, die er schon vierzehn Jahre vorher gestiftet hatte. Schwerer wurde es ihm, denselben die Thore von

Augsburg selbst zu eröffnen, denn der Magistrat sowohl, als auch sein eigenes Domkapitel widersetzten sich der Ansiedlung der Loyoliten aus allen Kräften. Endlich jedoch, obwohl erst verschiedene Jahre nach des Bischofs Otto Tode, nämlich anno 1579, gelang auch hier die Gründung eines jesuitischen Collegiums, obwohl unter sehr beschränkenden Bedingungen, und die sehr reichen sowie zugleich sehr bigotten Fugger sorgten dafür, daß es gut genug dotirt wurde. Weitere jesuitische Ansiedlungen entstanden anno 1564 in Würzburg durch den damaligen Bischof Friedrich von Wirsberg, sowie vier Jahre später in Mainz und Aschaffenburg durch den Erzbischof Daniel, der sie auch beide sehr reich ausstattete. Im Jahre 1570 that das Gleiche der Erzbischof Jacob III. von Trier oder vielmehr: er führte blos aus, was sein Vorgänger Johann VI. bereits projektirt hatte, und dann folgten die Collegien von Fulda (1573), von Heiligenstadt auf dem Eichsfelde, von Köln, von Koblenz sowie von Speier, die letzteren vier alle im Jahre 1581. Endlich führe ich noch an die Collegien, Seminarien und Residenzen in Regensburg (1589), in Münster (1589), in Hildesheim und in Paderborn (1596), welche sämmtlich — außer Paderborn, das dem Bischofe Theodor v. Fürstenberg sein Dasein verdankt — von Mitgliedern des baierischen Herzoghauses, d. i. von nachgebornen Wittelsbachern, welche allda Bischöfe waren, ins Leben gerufen wurden.

Wir sehen also hieraus, daß die Jesuiten in wenigen Jahrzehnten recht tüchtige Fortschritte machten, obwohl allerdings keine solchen, wie in Spanien, Italien und Portugal. Auch machten sie diese Fortschritte keineswegs ohne Kampf und Streit, denn die jeweiligen Stadtbehörden, sowie auch sehr oft die weltlichen Geistlichen nebst den Domcapiteln pflegten ihrer Seßhaftmachung alle nur irgend erdenkbaren Hindernisse in den Weg zu legen und nicht selten wurde sogar die Hülfe des Kaisers, als der letzten Instanz im deutschen Reiche, in Anspruch genommen. Allein, wenns so weit kam, durften die Jesuiten, wenigstens so lange Ferdinand I. regierte, stets auf eine günstige Entscheidung rechnen, und selbst dessen Nachfolger und Sohn, Maximilian II. (1564—76), war ihnen nicht gerade entgegen. Dieser berühmte Monarch huldigte nämlich mehr als irgend ein Habsburger vor und nach ihm

dem Grundsatze der Duldsamkeit, und wenn er daher seinen protestantischen Unterthanen vollkommen freie Religionsübung gewährte, so dachte er aus demselben Grunde auch nicht entfernt daran, die Existenz der Societät Jesu irgendwie zu gefährden. Er wollte vielmehr gegen Alle und Jede gleichmäßig gerecht sein und darum erwiederte er den österreichischen Ständen, welche — sie waren fast durchweg protestantisch — anno 1566 die völlige Vertreibung der Jesuiten aus dem Erzherzogthume verlangten: „Das sei Sache des Pabstes; ihm liege es ob, die Türken, nicht aber die Söhne Loyola's zu vertreiben." Kann man nun aber selbst die Regierungszeit Maximilians II. keine für den Orden Jesu ohne weiteres ungünstige nennen, wie viel weniger die seines Nachfolgers Rudolphs II., der von 1576—1612 regierte! Dieser Monarch war ja auf den besondern Wunsch seines hohen Verwandten, des Königs Philipp II. von Spanien, vom zwölften bis zum zwanzigsten Jahre in Madrid erzogen worden, und man kann sich also wohl denken, wie die an jenem Hofe herrschenden Jesuiten es verstanden haben werden, auf den ohnehin schüchternen, schwachen und unselbstständigen Prinzen einzuwirken. Sie bekamen ihn ganz in ihre Gewalt und wie sie seine Jugend lenkten,so führten sie ihn, den Pater Lorenz Magius an der Spitze, auch im Mannesalter und während seiner ganzen Regierungsperiode am Gängelbande. Demgemäß schenkte er ihnen gleich nach seiner Thronbesteigung, anno 1580, das vacante St. Annenkloster in Wien mit allen seinen reichen Besitzungen; deßwegen bedachte er anno 1581 das von dem Bischof Wilhelm Prussinowski von Kiczkowa zu Olmütz gestiftete Jesuitencollegium mit großen Vorrechten und eben deßwegen ließ er es sich angelegen sein, in Brünn in Mähren eine weitere Jesuitencolonie ins Leben zu rufen. Deßwegen unterstützte er die Bemühungen des Ordens, sich in Glatz in Schlesien, sowie in Thurocz in Ungarn anzusiedeln, und verwarf alle deßfalls von den Ständen Schlesiens und Ungarns geführten Beschwerden, obwohl diese die unstatthafte Weise, wie sich die Jesuiten ins Nest setzten, genau nachwiesen. Eben deßwegen aber machten auch die Söhne Loyola's dem erhabenen Gönner keine Vorwürfe, wenn er die verschiedenen Damen des Hofes, die Gnade vor seinen Augen fanden (und er stieg dabei bis in die untersten Schichten herab), oft mit brutaler Gewalt zu seinen Buhlerinnen

preßte, sondern sie ermunterten ihn vielmehr, in diesem seinen wüsten Gebahren, und verstanden es sogar, seine Augen gar oft auf neue Reize zu lenken, wenn sie sich von deren Inhaberinnen besondere Vortheile versprachen.

Doch mit der Gründung von jesuitischen Collegien und mit der Erwerbung von Niederlassungen in den ganz oder halb katholisch gebliebenen Territorien Deutschlands wurde das große Ziel, welches sich die Söhne Loyola's gesetzt hatten, keineswegs erreicht, denn trotz dieser Collegien und Niederlassungen blieben die Deutschen in ihrer überwiegenden Mehrzahl doch protestantisch und so lange dieß der Fall war, konnte auch von einer eigentlichen Machtstellung des Ordens im römischen Reiche keine Rede sein. Es mußten vielmehr „Bekehrungen im Großen" erfolgen, wenn etwas Erkleckliches zu Stande gebracht werden sollte, und um diese anzubahnen, mußte man es vor allem dahin bringen, daß das bisherige freundschaftliche Zusammenleben von Protestanten und Katholiken ein Ende nehme. Der alte, seit einigen Decennien zu Grabe getragene Glaubenshaß war wieder anzufachen und das Gespenst des religiösen Fanatismus durfte nicht länger in der Hölle, wohin man es gejagt, angekettet bleiben. Hatte man es aber so weit gebracht, hatte man die Katholiken erst zum Ingrimm aufgehezt und besonders die Machthaber unter ihnen so wüthend gemacht, daß sie nach der Vertilgung der Ketzerei lechzten, dann durfte man das Visir öffnen, dann war die Zeit zum gewaltsamen Bekehren gekommen, und dann durfte man auch hoffen, schließlich den Sieg zu erringen, dieweil ja das getreue Haus Habsburg die zwei mächtigsten Throne der Welt, Spanien und Oesterreich mit einer Menge von Nebenprovinzen inne hatte. Ueberdem stand nicht auch das starke Baiern, standen nicht die sämmtlichen katholischen Kirchenfürsten auf seiner Seite, und was noch weit höher angeschlagen werden mußte — waren nicht die Protestanten unter sich in zwei Parthien getheilt, die sich gegenseitig so anfeindeten, daß ihre große, numerische Uebermacht keineswegs eine wirklich reelle, sondern eher eine papierne genannt werden konnte? Sicherlich, die große Spaltung der Evangelischen in Lutherische und Kalvinisten mußte der Katholicität von ungeheurem Vortheil sein, denn wenn man den einmal bestehenden Haß nur recht anzuschüren, oder wenigstens zu unterhalten wußte, so kam nie und nimmer eine

Einigung unter den Ketzern zu Stande, und dann hatten diese sich selbst um die Hälfte geschwächt!

Das war der überaus kluge Calcul, den die Jesuiten machten, und die Ehre, ihn wenn nicht erfunden, doch wenigstens praktisch ausgebildet zu haben, gehört vor allen andern jenem vortrefflichen Kopfe Peter Canisius, dessen ich oben schon mehrmals gedachte. Auch schritt er sogleich zur That, obwohl nicht offen und geradeaus, sondern leise und heimlich, gleichsam mit Katzentritten. Es befand sich nämlich damals, als die Wirksamkeit des Jesuitenordens in Deutschland begann, fast aller Religionsunterricht in den Händen der Protestanten und dieselben hielten sich hierin vorzüglich an den von Luther verfaßten Katechismus, welcher die Grundanschauungen des evangelischen Glaubens in kurzen, klaren Zügen wiederspiegelte. Jedermann, selbst der gewöhnlichste Laie, konnte diesen Katechismus verstehen, und deßhalb befand er sich auch in jeder Schule, fast in jeder Familie. Ja, man durfte sich sogar mit Recht sagen, daß die große Verbreitung, deren der Protestantismus sich erfreute, zum nicht geringen Theil jenem populär geschriebenen Religionsbüchlein zuzuschreiben sei! Wie stand es nun aber in dieser Beziehung bei der katholischen Welt? Ach, sie besaß nichts der Art, auch nicht einmal etwas Aehnliches, sondern der ganze Religionsunterricht beschränkte sich auf die äußerlichen Andachtsübungen, welche die Geistlichkeit vorschrieb, auf die Messen, die Credos, die Paternoster. Da kam Canisius auf dem Gedanken, diesem offenkundigen Mangel dadurch abzuhelfen, daß er nach dem Muster des großen lutherischen Katechismus ein Handbuch der katholischen Glaubenslehren herausgebe und es erschien sofort im Jahre 1554 seine lateinisch geschriebene: »Summa doctrinae christianae« das ist „Die Zusammenfassung der christlichen Lehre." Weil aber diese »Summa« ziemlich weitläufig abgefaßt war, so veranstaltete er gleich darauf — nach Form des kleinen lutherischen Kathechismus — einen Auszug unter dem Titel: »Institutiones christianae pietatis seu parvus Katechismus Katholicorum,« und sorgte auch zugleich für eine deutsche Uebersetzung dieses „kleinen katholischen Katechismus." Beide Schriften fanden sofort, weil sowohl Ferdinand I. von Oesterreich (12. August 1554), als auch König Philipp II. von Spanien (6. Dezember 1557)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

deren allgemeine Einführung in allen Schulen und Unterrichtsanstalten ihrer Staaten befahlen, eine ungeheure Verbreitung, und der beste Beweis hiefür ist, daß die »Summa« hundert und dreißig Jahre nach ihrer erstmaligen Erscheinung bereits die vierhundertste Auflage erlebte, während der „kleine Katechismus" um jene Zeit in fast keinem katholischen Hause auf dem Lande wie in der Stadt fehlte. Welcher Geist wehte nun aber in diesen „Lehrsätzen der christlichen Frömmigkeit"? Etwa der Geist des Christenthums und der christlichen Liebe? Nein, o Nein, und dreimal Nein! Es wehte darin vielmehr der Geist der Unduldsamkeit, der Geist des Glaubenshasses, der Geist des religiösen Fanatismus. „Nur der war (nach der Lehre Canisii) ein Christ, der den Pabst als Christi Stellvertreter anerkannte; der aber das nicht that, verfiel den ewigen Höllenstrafen. Schon den bloßen Umgang mit Ketzern verdammte er als etwas höchst Strafbares und — der Ansteckung wegen — noch obendrein Gefährliches; Freundschaft mit Abtrünnigen aber, oder gar noch eheliche Gemeinschaft mit ihnen führte unmittelbar zur Verdammniß, und der gute Katholik sollte also jeden Protestanten wie einen Aussätzigen meiden. Ja nicht bloß meiden solle er ihn, sondern auch bekämpfen, gleichwie man das Böse zu bekämpfen hat, und je gewaltiger man kämpfe, je mehr man dazu beitrage, das Ketzerthum zu vernichten, um so herrlicher strahle der Glorienschein um das Haupt des geliebten Sohnes der allein seligmachenden Kirche." So lehrte Canisius, und man kann also den Endzweck seines Religionshandbuches keinen andern nennen, als den: Haß gegen die Akatholischen unter den Katholischen zu verbreiten. Auch erreichte er diesen Zweck vollkommen, denn nie hat eine Drachensaat giftiger gewirkt, als die seinige, indem die ganze heranwachsende katholische Jugend nunmehr im genannten Geiste des Glaubenshasses erzogen wurde.

Doch wie nun der Glaubenshaß Platz zu greifen begann, mußte ihm natürlich auch Gelegenheit gegeben werden, sich zu äußern, und die Jesuiten beschlossen deshalb bereits im Jahre 1570 mit willkürlicher Brechung des Religionsfriedens eine kleine Protestantenhatz anzufangen. Diese Hatz sollte gleichsam der Probirstein sein, ob sich die Evangelischen dieselbe gefallen ließen, ohne sofort zu den Waffen zu greifen, und je nachdem die Probe ausfiel, konnte

man sofort zu Größerem vorgehen oder aber geduldig noch eine Zeit lang temporisiren. Auch brauchte man sich nicht lange zu besinnen, wo man die zu beginnende Tragödie spielen lassen wolle, sondern die Gelegenheit bot sich so zu sagen von selbst, nämlich in der gefürsteten Abtei Fulda, einem der kleinsten geistlichen Fürstenthümer Deutschlands. Hier war zu Anfang des Jahres 1570 Balthasar von Dernbach, ein im protestantischen Glauben erzogener und erst später zum Katholicismus übergetretener Priester zum Abte gewählt worden, und er berief sogleich nach seiner Installirung die Jesuiten an seinen kleinen Hof, trotzdem er sich vor seinem Regierungsantritt eidlich hatte verpflichten müssen, das Stift nicht mit fremden geistlichen Personen zu beschweren. Die Söhne Loyola's kamen natürlich sogleich und fingen an, sich häuslich einzurichten; zugleich aber drangen sie auch in ihren Beschützer, als Glaubensheld aufzutreten, und seinen protestantischen Unterthanen, die nun schon seit mehreren Generationen als solche unbeanstandet gelebt hatten, die fernere freie Religionsübung zu untersagen. Balthasar, zelotisch, wie alle Convertiten, ging sogleich darauf ein, und verjagte nicht bloß die paar evangelischen Pfarrer seines Sprengels, sondern überwies auch deren Kirchen den Jesuiten, um von nun an darin Gottesdienst zu halten. Dieses gewaltthätige Vorgehen des Abtes machte natürlich einen ungeheuern Rumor in Deutschland, und die angesehensten evangelischen Stände nahmen sich der armen Unterdrückten an, indem sie ihrem Dränger schrieben, daß er die Jesuiten entfernen und seine Gewaltmaßregeln aufgeben solle. Umgekehrt aber fand er den reichlichsten Beifall beim Pabste sowie bei den Römlingen auf deutschem Grund und Boden, und sowohl Albrecht V. von Baiern, als Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Tyrol sagten ihm ihre thatkräftigste Unterstützung zu. Endlich wandten sich beide Partheien an den Kaiser, und da zu jener Zeit Maximilian II. diese Würde inne hatte, so ließ sich erwarten, daß strenge Gerechtigkeit werde geübt werden. Doch kam es nicht bis zum kaiserlichen Urtheilsspruch, denn das Stiftscapitel von Fulda, welches über die Berufung der Jesuiten ebenfalls im höchsten Grade erbost war, zwang Herrn Balthasar unter Beihülfe der verbündeten Ritterschaft von Hessen im Juni 1576 zur Abdankung und übertrug die Administration der Abtei dem Bischof Julius von Würzburg,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

welcher dem Unwesen durch Entfernung der Jesuiten ein Ende machte *).

Weil es nun aber gleich von vornherein als unzweifelhaft erschien, daß die Protestanten wegen der Vorgänge im Fuldaischen nicht zu den Waffen greifen würden, hielten es die Söhne Loyola's für passend, in einigen andern Krummstabsterritorien dasselbe Spiel zu beginnen, und sie wählten sich hiezu das Erzbisthum Mainz. In diesem nämlich hatte sich der Protestantismus nach und nach so eingebürgert, daß manche Dörfer und Städte — unter den letzteren besonders Duderstadt und Heiligenstadt — nur noch wenige katholische Familien zählten, und man erlebte daher daselbst das merkwürdige Schauspiel, lutherische Pfarrer von einem katholischen Patronatsherrn eingesetzt zu sehen. Niemand nahm übrigens hier Anstoß daran, und die Bürger beider Confessionen lebten verschiedene Decennien lang ganz einträchtiglich bei einander. Das sollte aber mit dem Regierungsantritt des Erzbischofs Daniel anders werden, denn dieser nahm den Jesuiten Ludwig Bacharell zum Beichtvater an, und überdem gewann noch Pater Tyreus, der Provinzial der jesuitischen Provinz Niederrhein, den größten Einfluß auf ihn. Daniel erklärte sich also auf Bacharell's und Tyreus' Andrängen bereit, sein ganzes Erzbisthum von der Ketzerei zu reinigen, und da letztere besonders auf dem sogenannten Eichsfeld zu Hause war, so ernannte er zum Oberamtmann dieses Distrikts einem gewissen Leopold von Stralendorf, welchen der Jesuit Lambert Auer vom Protestantismus zur alleinseligmachenden Kirche bekehrt hatte. Den konnte man nun einen Mann nach dem Herzen des Ordens Jesu nennen, und seinem Eifer wäre noch mehr gelungen, als die Austreibung der protestantischen Pfarrer aus allen Dörfern seines Bezirks. Stand ja doch stets eine bewaffnete Rotte zu seiner Disposition, welche mit etwaigen Widerspenstigen kurzes

*) Uebrigens nicht auf lange, wie ich gleich jetzt bemerken will. Nach langem Streit und Kampf wurde nämlich der abgesetzte Abt im Jahr 1602 unter Kaiser Rudolph II. restituirt, und nun rief er sogleich seine geliebten Jesuiten wieder herbei. Auch gelang es ihm dann mit ihrer Hülfe, sein ganzes Ländchen zum Katholizismus zurückzuführen und er erhielt eigens deßhalb ein Danksagungsschreiben des Pabstes Clemens VIII.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Federlesen machte, und durfte er doch sicher sein, daß alle seine Maßregeln, selbst die härtesten, die Billigung seines Oberherrn oder vielmehr der Jesuiten, als der Beherrscher des Oberherrn, erhalten würden! Nur allein die Duderstädter weigerten sich entschieden, ihre Hauptkirche den Jesuiten für den katholischen Cultus zu überlassen und erklärten, Gewalt mit Gewalt vertreiben zu wollen. Was that nun der Erzbischof auf Stralendorf's und seines Beichtvaters Rath? Er verbot allen seinen Unterthanen (April 1576), fernerhin Bier aus der widerspenstigen Stadt zu beziehen und schnitt damit dieser eine Hauptnahrungsquelle ab. Ueberdem belegte er alle städtischen Einkünfte auf den benachbarten Dörfern mit Beschlag und nöthigte die Bürger auf diese Weise endlich, nach dreijährigem Widerstande (Juli 1579), zum Nachgeben.

Im Erzbisthume Mainz gelang also den Jesuiten die Unterdrückung des Ketzerthums ohne allzuviele Mühe, und dieß ermuthigte sie, in den Bisthümern Trier und Worms auf dieselbe Weise zu verfahren. Auch ging ihnen hier ebenfalls Alles oder wenigstens das Meiste nach Wunsch, und der Muth schwoll ihnen deshalb zu immer größeren Dimensionen an. Doch hätten sie wohl nie gewagt, in der allernächsten Zeit schon mit noch eclatanterer Frechheit dem Protestantismus gegenüber aufzutreteten, wenn sich nicht eben jetzt ein besonderer Fall ereignet hätte, der ihnen zeigte, daß sie ohne Furcht vor diesen ihnen numerisch so gar sehr überlegenen Gegnern Alles wagen dürften, auch das Verwegenste, und dieser besondere Fall war der berühmte Abfall des Erzbischofs Gebhard von Cöln vom katholischen Glauben. Gebhard, entsprossen aus dem berühmten Hause der Truchsessen von Waldburg, hatte sich, um die Geschichte mit wenigen Worten zu erzählen — wer sie weitläuftiger und in allen ihren Details wissen will, mag Wirth's oder eines andern Historikers Geschichte der Deutschen darüber nachlesen —, mit vieler Mühe, weil Herzog Ernst von Baiern, damals Domprobst, sein Mitbewerber war, anno 1570 zum Erzbischof emporgeschwungen und faßte kurz nach seiner Erhebung eine so glühende Leidenschaft zu der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld, daß er nicht mehr ohne sie leben konnte. Was nun thun? Abdanken, wie sein Vorgänger Salentin von Isenburg, der mit Bewilligung des Pabstes in den Laienstand zurücktrat, um zu hei-

rathen? Abdanken und wieder ein armer Graf werden, statt eines Reichs- und Kurfürsten mit fast königlichem Ansehen und Einkommen? Nein, das wäre zu viel gefordert gewesen und somit entschloß sich Gebhard zu einem andern Ausweg. Er trat nämlich anno 1782 offen zum Protestantismus über und heirathete seine geliebte Agnes; das Erzbisthum Cöln trat er aber deßwegen doch nicht ab, sondern fuhr vielmehr fort dasselbe wie bisher zu regieren, mit der offen ausgesprochenen Absicht, ein weltliches erbliches Kurfüstenthum daraus zu machen. Bei diesem seinem kühnen Unterfangen rechnete er natürlich auf die Unterstützung der großen protestantischen Parthei in Deutschland, denn diese hatte das größte Interesse dabei, wenn es einen katholischen Kurhut weniger im Reiche gab, und überdieß ließ sich mit Bestimmtheit voraussehen, daß die meisten Einwohner des Erzbisthums, dem Beispiele ihres Gebieters folgend, zum evangelischen Glauben übertreten würden. Welcher Gewinn also für die protestantische Sache und zugleich welcher Schlag für den Katholicismus, wenn Gebhard sein Vorhaben durchsetzte!

Alle Freunde Roms, vor allen die Jesuiten, erfaßte also Schrecken und Grimm zugleich, und Eilboten gingen sofort nach Italien ab, um den Pabst Gregor XIII. zu bestimmen, daß er augenblicklich seinen Bannfluch auf den abtrünnigen Kirchenfürsten schleudere. Dieß geschah und sogar noch mehr, denn Gregor excommunicirte nicht nur den Gerhard, sondern sprach auch — den Rechten der Deutschen damit ins Gesicht schlagend — dessen Absetzung als Kurfürst aus. Nun schritt das Domcapitel, das sich außerhalb Cölns sammelte, anno 1583 zu einer neuen Wahl, und daraus ging Herzog Ernst von Baiern hervor. Dieser aber brachte sofort, weil Gebhard freiwillig nicht wich, sondern es offenbar aufs äußerste ankommen lassen wollte, ein mächtiges Heer auf die Beine, wobei ihm seine Brüder und Vettern, so wie viele andere katholische hohe Herren auf das Drängen der Jesuiten mit Geld und Mannschaft an die Hand gingen, und schickte sich an, das Erzbisthum mit Gewalt zu erobern. Was geschah nun von Seiten der protestantischen Fürsten? Sie sahen, daß die ganze pabstfreundliche Welt Deutschlands sich für Ernst von Baiern betheiligte, und es konnte ihnen also nicht entgehen, daß Gebhard, wenn man ihm nicht kräftigen Beistand leiste, nothwendig unterliegen müsse. Nicht

minder hätten sie blind gewesen sein müssen, wenn ihnen die großen Vortheile, welche der Sieg Gebhard's der protestantischen Kirche in Aussicht stellte, entgangen wären, und somit zweifelte kein Vernünftiger auf der Welt, daß sie dem katholischen Heere ein protestantisches entgegenstellen würden. Allein wie ganz anders kams in der Wirklichkeit! Der arme Gebhard hatte nämlich nicht die Lehre Luther's, sondern die Calvin's ergriffen und kaum wurde dieses Factum unter den lutherischen Fürsten bekannt, so zogen sie sich gänzlich von ihm zurück. Haßten sie ja doch in ihrer geistigen Beschränktheit den Calvinismus ärger, als die papistischen oder gar türkischen Gräuel; wie hätten sie es also über sich bringen können, einen Anhänger jener Glaubensform zu unterstützen? Darum, Gebhard mochte bitten und flehen so lange er wollte; er mochte selbst das Versprechen ablegen, alle seine Unterthanen dem Lutherthume zuwenden zu wollen; nichts konnte den Glaubenshaß der Herzoge von Sachsen, von Brandenburg und wie sie alle hießen, brechen, und sie sahen mit größtem Gleichmuthe, ja sogar mit Hohn zu, wie der Wittelsbacher immer weiter vordrang. Es war dieß eine „mehr als viehische Dummheit" — belluina stupiditas, schreibt ein Zeitgenosse, der schweizerische Historiker Gualtherus —, allein die Engherzigkeit der lutherischen Fürsten sah dies selbst dann nicht ein, als Gebhard nach Verlust seiner letzten Festung, Bonn, sich anno 1584 genöthigt sah, nach Holland zu flüchten und der neue Erzbischof Ernst alle seine inzwischen protestantisch gewordenen Unterthanen mit Gewalt zum Katholicismus zurückführte. Die Katholiken aber, und insbesondere die Jesuiten — ei, wie jubelten diese, und mit welcher herzinnigen Geringschätzung sahen sie nicht auf die Querköpfe von Lutherischen herab, deren Verblendung, Zerrissenheit und Schwäche nun recht offen vor Jedermanns Augen lag!

Die natürliche Folge dieses großen in Cöln erworbenen Sieges war die, daß nun die sämmtlichen zunächst vacant werdenden Bischofssitze mit lauter Männern jesuitischen Sinns besetzt wurden, wie z. B. namentlich Freisingen, Hildesheim, Lüttich, Stablo, Münster, Osnabrück, Minden und Paderborn. Ja, erstere fünf vereinigte der genannte Ernst von Baiern, der Erzbischof von Cöln, alle in seiner Hand und man kann sich denken, wie dieser von den Söhnen Loyola's durchaus beherrschte,

total kraft- und geistlose Wüstling das Regiment daselbst führte;*) in den andern drei geistlichen Fürstenthümern aber ging es um kein Haarbreit anders, sondern die Jesuiten hatten vollkommen freies Spiel und konnten mit ihrem Bekehrungswerk vorwärts schreiten, ohne daß ihnen von oben herab das geringste Hinderniß in den Weg gelegt worden wäre. Auch gelang es ihnen in der That, alle Evangelischen dieser Territorien, selbst da, wo diese weitaus die Mehrheit bildeten, in verhältnißmäßig ganz kurzer Zeit zum römischen Katholicismus zurückzuführen, und man wäre versucht, sie wegen solch großartiger Resultate anzustaunen, wenn nicht die Mittel und Wege, deren sie sich bedienten, uns augenblicklich den Nimbus nehmen würden. Am besten ist's wohl, die Sache durch ein Beispiel klar zu machen, und als solches mag uns der Bischofssitz Paderborn dienen. Hier hatte der Protestantismus schon sehr frühe tiefe Wurzeln geschlagen und als im Jahre 1585 der Jesuitenfreund Theodor von Fürstenberg auf den Thron — wenn man so sagen darf — erhoben wurde, gehörte sowohl auf dem Lande, als auch in der Hauptstadt kaum noch der zehnte Theil der Einwohnerschaft dem alten Glauben an. In Folge dessen huldigte die ganze Obrigkeit, welche vom Volke erwählt wurde, dem Ketzerthum, und der regierende Herr mußte sich also wohl hüten, irgend einen Befehl zu ertheilen, welcher antiprotestantisch klang, denn in einem solchen Fall hätte man ihm nicht nur nicht gehorcht, sondern ihn auch noch gehöhnt und mit Verachtung gestraft. Demgemäß sagten sich auch die Söhne Loyola's, als sie mit Theodor von Fürstenberg in sein kleines Reich eingezogen und von ihm die nöthigen Localitäten und Geldmittel zur Errichtung eines Collegiums bekamen, sogleich, daß hier, für den Anfang wenigstens, mit dem bei ihnen sonst so beliebten Mittel der Gewalt nichts auszurichten sei, sondern daß „der dürre Acker" — so nannten sie das Paderbornsche Gebiet — „vielmehr vorher gut gedüngt werden müsse, ehe man mit der Pflugschaar darüber hinfahren könne." Die protestantischen Fürsten und Stände waren allerdings, wie der Vorgang in Cöln

*) Der Beweis für diese Behauptung kann nachgelesen werden in Aretin's Geschichte Maximilian's I., in welcher die Erbärmlichkeit Ernst's und seine verkommene Sittenlosigkeit urkundlich belegt wird.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hinlänglich gezeigt hatte, nicht zu fürchten; aber die Paderborner selbst — konnten sie sich nicht empören und am Ende den Bischof nöthigen, entweder abzudanken, oder den Loyoliten den Laufpaß zu geben? Die Klugheit gebot also, die Leute vorher in ihrem protestantischen Glauben wankend zu machen, ehe man ihnen den katholischen anbot, und um dieß bewerkstelligen zu können, durfte man nicht mit den Fäusten drein schlagen. Im Gegentheil, man mußte subtil auftreten, so subtil, bescheiden und demüthig, als ob man nicht Fünfe zählen könnte; man mußte sich wie ein unschuldiges Kind hinstellen, um das Zutrauen der Leute zu gewinnen; man mußte einen Heiligenschein um den Kopf winden, um dem Katholicismus dadurch das Ansehen des Alleinseligmachens zu geben. Also thaten denn auch die Söhne Loyola's, und zwar mit einer Geduld und Ausdauer, die wirklich bewunderungswerth ist. Sie hatten aber auch einen äußerst schwierigen Stand, denn die Paderborner empfingen sie nicht nur mit dem tiefsten Mißtrauen, sondern sogar mit dem grimmigsten Hasse, und es fehlte wenig, daß man sie nicht mit Steinwürfen verfolgte, wenn sie sich nur auf der Straße zeigten. Viele lebten sogar der Ueberzeugung, die frommen Patres seien keine Menschen von Fleisch und Blut, wie die übrigen Lebenden, sondern vielmehr Dämonen, welche die Hölle ausgespieen, und die Frauen insbesondere schreckten ihre kleinen Kinder mit dem Namen der schwarzen Brüderschaft. Nach und nach aber änderten sich diese Ansichten und Stimmungen. Ach, die Herren Patres benahmen sich ja so harmlos, so liebenswürdig, so herzensgut, daß es in der That ein Verbrechen gewesen wäre, noch fernerhin schlimm von diesen Engeln zu denken. Von freien Stücken und ohne eine Belohnung dafür zu verlangen, standen sie den Kranken bei. Ja, sie verpflegten sie nicht blos, sondern lieferten ihnen sogar Speise und Trank, wenn es nöthig war. Von freien Stücken und ohne eine Belohnung dafür zu nehmen, unterrichteten sie die Jugend. Ja, sie unterrichteten dieselbe nicht nur, sondern sie reichten den Bedürftigen sogar Aufenthalt und Kleidung, und nahmen damit den weniger bemittelten Familienvätern einen schweren Stein vom Herzen. Dazu kamen dann noch die wunderschönen Prozessionen, welche die Herren Patres von Zeit zu Zeit veranstalteten, sowie überhaupt das Schaugepränge und der Pomp und Glanz, bei ihrem Gottes-

dienste, durch den sie das Auge selbst des eifrigsten Akatholiken bestachen. Endlich aber und zuletzt wußten sie auch die Leichtgläubigkeit der Menge, besonders der Weiber, aufs schlauste zu benützen, und von der Zeit an, daß einmal eine Frau, die sich bisher als eine ihrer schlimmsten Feindinnen erwiesen hatte, eine Mißgeburt zur Welt brachte — ein Ereigniß, das sie natürlich als eine Strafe des Himmels hinstellten, wagte es keine Tochter Eva's mehr, ihnen entgegenzuarbeiten. Kurz, sie wußten die Paderborner nach und nach so sehr umzustimmen, daß sie nach einem Zeitraum von wenigen eilf Jahren nicht mehr von allzuvielen gehaßt wurden, und überdem war es ihnen in dieser Zeit gelungen, nicht weniger als siebenhundert und fünfzig Proselyten zu machen. Nun aber, nachdem sie so weit gekommen waren, dünkte ihnen der Boden gedüngt genug, um, wie ich oben sagte, mit der Pflugschaar darüber hinzufahren, und somit zogen sie die Schafskleider aus, um dagegen ihre wahre Tracht, die Wolfspelze, herauszukehren. Mit andern Worten, sie drängten ihren Beschützer, den regierenden Fürstbischof, das Bekehrungswerk durch Gewaltmaßregeln zu fördern, und Theodor von Fürstenberg entsprach natürlich ihrem Willen in allen Stücken. Somit ließ er anno 1596 das Gebot ergehen, daß alle protestantischen Landpfarrer entweder zum Katholicismus zurückzukehren oder das Land zu verlassen hätten, und zwar sofort ohne irgend welchen Aufschub; wer aber nicht gehorchte, der wurde so lange bei Wasser und Brod eingespert, bis er hinlänglich mürbe geworden war. Natürlich wurden zu gleicher Zeit auch die sämmtlichen protestantischen Kirchen den Jesuiten übergeben und diese versuchten es nun mit allen Kräften der Ueberredung, den Leuten den alten Glauben einzutrichtern. Bei Vielen ging es, aber bei weitem die Mehrzahl widerstand hartnäckig, und nach sechsjährigem Abmühen mußten es sich die Söhne Loyola's gestehen, daß sie mit den bisherigen Mitteln nicht zum Ziele gelangen würden. Somit griff jetzt der Bischof auf ihren Rath zu einer andern Maßregel, welche etwas durchgreifenderer Natur war: zu der Maßregel nämlich, daß er seinen sämmtlichen evangelischen Unterthanen nur die Wahl ließ: entweder das Land zu verlassen oder katholisch zu werden. Auch blieb es nicht beim bloßen Befehl, sondern er hatte schon zum Voraus eine gehörige Anzahl von Truppen aufgestellt, mit denen die Jesuiten den

bischöflichen Worten Nachdruck zu geben wußen. Wie nahmen nun aber die Bürger von Stadt und Land diese furchtbar grausame Verfügung auf? Ei nun, ein Theil fügte sich und wurde entweder katholisch oder wanderte in die benachbarten Länder aus; ein anderer Theil jedoch verlor die bisher beobachtete streng gesetzmäßige Haltung und stürmte in seiner Wuth gegen das jesuitische Collegium an, drohend, dessen Insassen insgesammt dem Tode zu überliefern. Das war aber ein arger Fehler, denn nunmehr schrien die Jesuiten „Rebellion!" und überzeugten den Bischof, daß er in seinem vollsten Rechte sei, wenn er mit diesen Aufwieglern kurzes Federlesen mache. Es kam also zum Kampfe und in diesem unterlagen die in den Waffen ungeübten Bürger, die noch zudem Niemanden hatten, der im Stande gewesen wäre, das Steuerruder im Sturm zu lenken. Kurz, die Rebellion wurde unterdrückt, und das Ende vom Liede war, daß im Jahre 1604 die sämmtlichen Paderborner ihrem Landesherrn unter Abschwörung des Protestantismus von neuem huldigten.

Auf diese Art erlangten die Söhne Loyola's im Paderbornschen ihren Zweck, und ganz auf ähnliche Weise setzten sie auch in den übrigen von mir genannten geistlichen Fürstenthümern die Convertirung der Protestanten durch. Allein von allzugroßer Bedeutung waren diese Resultate doch nicht, weil die genannten Territorien einen verhältnißmäßig nur sehr kleinen Theil Deutschlands ausmachten, und somit darf es uns nicht wundern, wenn die frommen Patres Tag und Nacht darüber brüteten, ob es ihnen nicht möglich wäre, einmal eine ganze Provinz, ein Herzogthum, oder gar Königreich mit Hülfe seines weltlichen Regenten vom evangelischen Glauben zu säubern. Insbesondere richteten sie in dieser Beziehung ihr Augenmerk auf das sogenannte „Innerösterreich", weil dieses von einem Manne ihres Herzens regiert wurde, und siehe da — ihr Vorhaben glückte ihnen auch hier. König Ferdinand I. hatte nämlich in seinem Testamente die österreichischen Erbstaaten so unter seine drei Söhne getheilt, daß der älteste, Maximilian, der zugleich sein Nachfolger im Reiche wurde, das Erzherzogthum Oesterreich nebst Böhmen und Ungarn, der zweitgeborne, Ferdinand, Tyrol nebst Vorderösterreich, der drittgeborne, Karl, aber Innerösterreich, das ist Steiermark, Kärnthen, Krain, Görz, Istrien und Triest

erhielt, und eben auf diesen Erzherzog Karl, den Stifter der steierischen Linie Habsburg, hielten die Loyoliten besonders hohe Stücke. Auch wußten sie wohl warum, denn derselbe hatte sich anno 1571 mit Marien, der Tochter des Baiernherzogs Albrecht V. vermählt, und diese Marie, eine mehr als überfromme Katholikin, verehrte die Jesuiten mit innigster Hingebung ihres Herzens. Darum, wie sie sich überzeugte, daß der größere Theil der Innerösterreicher sich zu der evangelischen Lehre bekannte, lag sie ihrem Gemahl beständig mit der Vorstellung in den Ohren, daß es kein anderes Mittel gebe, dem völligen Untergange des ächten Glaubens in seinem Lande vorzubeugen, als wenn er die frommen, schwarzen Väter berufe, und bald glaubte der Herr Gemahl, was sie ihm vorsagte. Somit wandte er sich an den Ordensgeneral zu Rom, und dieser sandte ihm anno 1573 fünf Mitglieder der Gesellschaft, zugleich versprechend, noch mehrere nachsenden zu wollen, wenn ein Bedürfniß vorhanden sei; die fünfe aber richteten sich sofort in Gräz, der Hauptstadt des Landes, häuslich ein, und erhielten von ihrem hohen Gönner so viele Gebäulichkeiten nebst Geld und Gut, daß sie es schon in wenigen Jahren zu einem Collegium, einem Priesterseminar und einem adeligen Convicte brachten. Trotzdem jedoch gelang es ihnen keineswegs, großartige Erfolge „im Bekehren" zu erzielen, sondern es schien eher, als ob sich seit ihrer Anwesenheit der Protestantismus noch mehr ausdehne, denn zuvor, und die Chroniken melden einstimmig, daß ums Jahr 1580 nicht bloß die Bürgerschaften der meisten Orte, Märkte und Städte, sondern auch fast die sämmtlichen Stände, sowie bei weitem die meisten Staatsdiener, sowohl im Civil als Militär, zum evangelischen Glauben gehört hätten. Dieß grämte natürlich die Söhne Loyolas gar gewaltig, und der Beichtvater des Erzherzogs, der fromme Pater Johannes, sagte daher seinem Beichtkinde stets vor, daß weit strengere Maßregeln gegen die Protestanten ergriffen werden müßten. Dasselbe that in ihren Gardinenpredigten die Gemahlin Marie, und deren Bruder, der fanatische Herzog Wilhelm V. von Baiern, reiste einmal (anno 1581) eigens deßwegen nach Gräz, um seinen Schwager persönlich zu bearbeiten. Letzterer nahm nun auch wirklich einen Anlauf, und erließ einige Verfügungen, welche die freie Religionsübung der Evangelischen beschränken sollten; allein, da er stets in

Geldverlegenheiten war, von denen ihn nur seine Stände befreien konnten, und da diese Stände keine ernstliche katholische Uebergriffe duldeten, so reducirte sich all' sein Vorgehen gegen den Protestantismus auf nicht viel mehr als Null. Dagegen suchte er seine Freunde, die Jesuiten, für diese seine Unthätigkeit durch große Gnadengeschenke zu entschädigen, und das bedeutendste derselben war, daß er ihr Collegium zu Gräz im Jahre 1585 zu einer Universität mit allen Freiheiten und Rechten einer solchen erhob.

So blieben also die Wünsche der Söhne Loyola's in Beziehung auf die religiösen Verhältnisse Innerösterreichs unerfüllt, so lange Erzherzog Karl lebte, allein ganz anders gestaltete sich die Sache, als ihm im Sommer 1590 sein Erstgeborner, der Erzherzog Ferdinand — der nachherige Kaiser Ferdinand II. — auf dem Throne nachfolgte. Dieser anno 1578 zu Grätz geborene Prinz nämlich wurde schon in sehr zartem Alter den Jesuiten zur Erziehung übergeben, wie denn auch sein Name in die Matrikel der neugestifteten Universität Grätz eingetragen ist; doch war er damals — das Datum der Matrikel lautet vom 25. November 1586 — noch zu jung, um als wirklicher Studiosus gelten zu können. Wie aber der Junge in das Alter von zwölf Jahren trat, sandte ihn sein Vater auf das Andrängen seines Schwagers, Wilhelms V. von Baiern, des großen Jesuitenfreunds, nach der hohen Schule von Ingolstadt, dem Hauptlager der Söhne Loyola's in Deutschland, und hier wurde er nun in Gemeinschaft mit Wilhelms V. erstgebornem Sohn Maximilian, welcher ihn jedoch im Alter um fünf Jahre überragte, unter der immerwährenden speciellen Aufsicht Herzogs Wilhelm sechs volle Jahre lang in den Grundsätzen jesuitischer Staatsweisheit so vortrefflich unterrichtet, daß man ihn in seinem achtzehnten Jahre als ein Muster eines ächt katholischen Herrschers hinstellen konnte. „Alles Glück und aller Segen einer jeweiligen guten Regierung", so lehrten die Jesuiten, „sei an die Herstellung der Einheit des katholischen Glaubens geknüpft, denn Religionszwiste hätten von jeher nichts als Unordnung in einen Staat gebracht und die Bürger gegen einander aufgehetzt. Eben deßwegen habe ein Regent, welchen die Vorsehung zur Zeit der Zerrüttung seiner Länder durch Glaubensstreitigkeiten auf den Thron berufe, es als seine erste Pflicht anzusehen, den Ketzern durchaus keine

Nachsicht, Duldung oder Schonung zu gewähren, und es dürfe kein Mittel zu streng, kein Opfer zu theuer erscheinen, um die durch die Religionstrennung erschütterte Grundlage der Gesellschaft wieder zu befestigen." *) Man sieht, es waren dieselben Grundsätze, in denen auch Philipp II. von Spanien aufwuchs, und die Historiker haben daher ganz recht, wenn sie berichten, Ferdinand sowohl als sein lieber Vetter und Freund Maximilian seien nichts anderes gewesen, als getreue Copien des großen spanischen Vorbilds. „Derselbe glühende, alles natürliche Gefühl von Recht und Sittlichkeit erwürgende Haß gegen die neuen religiösen Ueberzeugungen; dieselbe Verläugnung aller Treue und alles Glaubens und dasselbe frevelhafte Spiel mit der Heiligkeit des Eides und den feierlichsten Verträgen; dieselbe Fühllosigkeit gegen das unsägliche Elend der im Todeskampfe sich krümmenden Völker; dieselbe geistige Energie, verbunden mit einer fast stupiden Hartnäckigkeit in Verfolgung einmal gefaßter Vorsätze und endlich derselbe maßlose Uebermuth im Glück, welcher den Zorn des Himmels beinahe herausforderte; kurz, ganz dieselben vergifteten Grundsätze und Eigenschaften, welche im spanischen Philipp wucherten, beseelten auch die Brust Ferdinands und Maximilians, und die beiden Jünglinge verließen anno 1596 Ingolstadts hohe Schule mit dem festen Entschlusse, der glorreichen Aufgabe der Ketzervertilgung ihr ganzes Leben zu widmen. **)"

Im Jahr 1596 übernahm Ferdinand die Regierung seiner Länder, die seit dem Tode seines Vaters vormundschaftlich verwaltet worden waren, und alsbald meldete er seinem Vetter, dem Kaiser Rudolph II., daß er die bisherige Religionsfreiheit in seinen Territorien fernerhin nicht mehr dulden werde. Weil aber der Kaiser

---

*) Man vergleiche „Sugenheim's Geschichte der Jesuiten in Deutschland." Bd. I. pag. 119/120.

**) In einem noch vorhandenen Briefe (s. Hormayr's Archiv für Geographie und Geschichte, Jahrg. 1812, pag. 540) vom 25. Jan. 1594 schreibt der Rector der Universität zu Ingolstadt an den Rector des Colleginms zu Grätz: „Der Erzherzog Ferdinandus hatt allhie schon das vierdte Jahr im Studieren zugebracht und zwar mit nit kleinem Nutz. Es verdirbt nichts, was in diesem so fruchtbaren Ackher gepflanzt wird, denn gewiß das Gemueht des gueten Fürschten ist also geschaffen, daß kein bessers gewünscht mag werden."

in seiner Rückantwort ihn an die große Uebermacht der Protestanten erinnerte und ihm zugleich zu verstehen gab, daß gar leicht ein herber Verlust an Land und Leuten daraus entspringen möchte, so wurde doch in den ersten zwei Jahren von großartigeren Gewaltmaßregeln noch Abstand genommen. Dagegen benützte man diese Zeit, um die Protestanten durch geringere Bedrückungen zu sondiren, ob sie wohl Muth genug hätten, der Gewalt — Gewalt entgegenzusetzen, und siehe da, die frommen Paters, welchen natürlich das Geschäft des Pulsfühlens übertragen wurde, fanden aus, daß die evangelischen Innerösterreicher einen allzu großen Respekt vor der Legitimität ihres Fürsten, oder besser gesagt, eine allzu eingefleischte Unterthanentreue besäßen, als daß sie je zu revoltiren wagen würden. Auf diesen Bericht hin beschloß Ferdinand, sein großes Vorhaben nicht länger mehr hinauszuschieben; doch reiste er noch vorher, anno 1598, nach Rom, um sich den Segen des heiligen Vaters zum Gedeihen des Werks zu erbitten, und überdem pilgerte er nach Loretto, woselbst er vor dem Bilde der Mutter Gottes, seiner „Generalissima", das Gelübde: alle seine Lande gründlich vom Ketzerthum zu säubern, feierlichst erneuerte. Kaum war er aber von Rom, woselbst er im Profeßhause der Gesellschaft Jesu sein Absteigequartier genommen hatte, zurückgekehrt, so berief er seine drei hauptsächlichsten jesuitischen Rathgeber, ohne die er damals nie etwas unternahm, nämlich seinen Beichtvater, den Pater Bartholomäus Viller, sowie die beiden Rectoren Hauer und Neukirch in sein Cabinet, und hier wurde nun, nachdem man noch den katholischen Stadtpfarrer zu Grätz, mit Namen Lorenz Sunabenter, herbeigezogen hatte, der Feldzugsplan gegen die Evangelischen besprochen. Es war dieß ein sehr einfacher (denn was braucht man mit Ketzern viel Federlesens zu machen?) und derselbe eröffnete sich damit, daß Sunabenter in einer wohlstylisirten Eingabe sich beim Erzherzog darüber bitter beschwerte, wie die evangelischen Prädicanten sich erdreisteten, in seinem Pfarrbezirke zu taufen, zu copuliren und andere seelsorgerische Handlungen vorzunehmen. Solche Behauptung fußte durchaus auf Wahrheit; nur vergaß der Stadtpfarrer beizufügen, daß die evangelischen Prädicanten diese Befugnisse seit vielen Jahren der Religionsfreiheit gemäß ganz unbehindert ausgeübt hatten. Wie beantwortete nun

aber der Erzherzog die Eingabe Sunabenters? Einfach damit, daß er die Handlungsweise der Prädicanten für einen Friedensbruch und zur Strafe hiefür die den Protestanten früher bewilligte Religionsfreiheit für erloschen erklärte. Demgemäß erging sofort (am 13. September 1598) ein Befehl an den Landeshauptmann von Steiermark, alle protestantischen Kirchen und Schulen innerhalb vierzehn Tagen zu schließen, sowie ein fernerer Befehl (am 23. Sept.) an die Prediger und Schulmeister selbst, alles Predigen und Unterrichten sogleich einzustellen und innerhalb acht Tagen bei Todesstrafe das Land zu verlassen. Ganz gleichlautende Erlasse erfolgten den Monat darauf für die übrigen Provinzen Innerösterreichs und zwar mit der weiteren Verfügung, daß sofort alle Evangelischen und Ketzer zur katholischen Religion zurückzutreten oder aber augenblicklich ihre Habe zu verkaufen und nach Entrichtung des zehnten Theils vom Erlöse das Land zu verlassen hätten.

Man sieht, Erzherzog Ferdinand führte eine ganz unverblümte Sprache und verhehlte seinen großen Zweck auch nicht im geringsten; allein was thaten nun die Protestanten, als sie sahen, daß es sich jetzt um Sein oder Nichtsein handle? Sie bildeten, wie ich weiter oben schon auseinandergesetzt habe, die große Mehrzahl der Einwohnerschaft und konnten also mit Leichtigkeit Widerstand leisten, wenn sie nur wollten, besonders da auch der meiste Besitz in ihren Händen war. Doch — leisteten sie Widerstand? Ja, einzelne Landgemeinden thaten es und auch einzelne Städte, wie zum Beispiel Klagenfurt, die Hauptstadt von Kärnthen. Die andern alle aber beschränkten sich aus lauter Unterthanendemuth auf flehentliche Bitten oder höchstens auf heftige Remonstrationen, und so wurde es dem Erzherzog leicht, die gewaltsame Opposition der wenigen vereinzelten Gemeinden mit seinen angeworbenen Truppen zu brechen. Ich will mich über diese entwürdigende Unterwürfigkeit der protestantischen Innerösterreicher, welche sich auf die Lehre fußte, daß es Pflicht des Christen sei, lieber das größte Unrecht zu dulden, als sich dem göttlichen Rechte des Landesherrn zu widersetzen, nicht weiter auslassen, und wiederhole daher nur die Bemerkung, daß der Sieg ihnen sicher und gewiß gewesen wäre, wenn sie auch nur „die Miene angenommen hätten", sich „in Masse" gegen ihre Unterdrücker zu erheben; unter benannten

Umständen aber erging sofort ein Strafgericht über sie, wie noch selten eines über eine im Sturm eroberte Stadt ergangen ist. Sobald nämlich die Jesuiten — und diese waren nunmehr die alleinig dirigirenden Personen in Innerösterreich — zu ihrer eigenen Verwunderung sahen, daß sich die Hunderttausende ihrer ketzerischen Gegner ganz demüthig alles gefallen ließen, bewogen sie ihr Werkzeug, den Erzherzog, ein großes Inquisitionstribunal zu errichten und die Abgesandten dieses Tribunals durchzogen unter dem Titel von landesherrlichen Kommissären das ganze Land von Ortschaft zu Ortschaft, von Stadt zu Stadt, um die verirrten Lämmer in den Schafstall der Alleinseligmachenden zurückzuführen. Diese Zurückführung geschah aber natürlich nicht durch das Mittel der sanften Ueberredung oder gar durch die Ueberzeugung aus der Bibel und dem Worte Gottes, sondern vielmehr durch das Schwert der Krieger, von denen sich die Kommissäre begleiten ließen und insbesondere durch die Furcht vor dem Galgen. Ja vor dem Galgen, denn vor jedem Dorfe, vor jeder Stadt ward ein solcher errichtet, und wer nicht alsbald auswanderte oder den Protestantismus abschwor, der durfte des Baumelns gewärtig sein. Auf diese Weise trieben die Jesuiten fünf volle Jahre lang in den innerösterreichischen Provinzen und während dieser Zeit verbrannten sie mehr als vierzigtausend lutherische Bibeln, wie sie auch der Kürze halber eine Menge von protestantischen Kirchen entweder mit Kanonen zusammenschossen oder mit Pulver in die Luft sprengten. Mit dem Eintritt des J. 1600 aber durften sie sich rühmen, mit alleiniger Ausnahme der Dreißigtausend und mehr, die ausgewandert waren, die sämmtlichen Ketzer wenigstens äußerlich neu bekehrt und dem ganzen Lande die Ruhe des Kirchhofs gegeben zu haben.

So endete der erste umfangreichere Ketzervertilgungskampf, den die Jesuiten in Deutschland unternahmen, und daß sie dabei sich selbst, das ist ihre eigene Machtvergrößerung, nicht vergaßen, das ist wohl etwas, welches sich von selbst verstand. So erhielten sie gleich zu Anfang von Ferdinands Selbstregierung ein großes Collegium zu Laibach, der Hauptstadt Krains; so ferner anno 1598 die einem Fürstenthum gleichende Herrschaft Müllstadt in Kärnthen mit allem, was drum und dran hing, insbesondere mit den umfassendsten Souveränetätsrechten; so weiter anno 1607 ein neues

prächtiges Collegium zu Klagenfurt und ein anderes nicht minder großartiges zu Leoben; so endlich anno 1609 einen wahren fürstlichen Palast von einem Universitätsgebäude in Grätz selbst und noch eine Menge kleinere Güter oder Einkommenstheile, die speciell mit Namen anzuführen viel zu viel Raum hinwegnehmen würde. Weit größeren Werth aber als alles dieß hatte die Thatsache, daß sie seit der Ketzerbekehrung in ganz Innerösterreich so zu sagen als gebietende Herren regierten und alle Zustände daselbst nach ihrem eigenen Gutdünken ordneten.

Mit großer innerer Entrüstung sahen die protestantischen Fürsten Deutschlands den Vorgängen im Innerösterreichischen zu; aber sie sahen zu, ohne weder Hand noch Fuß zu rühren, und somit flüsterten nun die Jesuiten, ausgehend von dem Grundsatze, daß man das Eisen schmieden müsse, so lange es warm ist, dem Kaiser Rudolph II. beständig in's Ohr, daß jetzt der wichtige Zeitpunkt sei, um in allen österreichischen Staaten die Glaubenseinheit wieder herzustellen. Rudolph zeigte sich auch durchaus nicht abgeneigt, diesem Rathe Folge zu leisten, und ernannte z. B. für sein Erzherzogthum Oesterreich einige Commissäre, welche in den Jahren 1599 — 1603 das ganze Land durchzogen, um die protestantischen Geistlichen zu verjagen. Auch schenkte er den Söhnen Loyola's einen großartigen Wohnsitz nebst einigen den Protestanten entrissenen Kirchen in Linz, der Hauptstadt Oesterreichs „ob der Ens", und es entstand daraus ein so prächtiges Collegium, wie es sonst nur wenige gab. Dagegen mußte er davon abstehen, in seinen beiden Königreichen Ungarn und Böhmen ähnliche Maßregeln durchzusetzen, dieweil dieselben sich sonst, unterstützt von den Türken, seinem Scepter ganz entzogen haben würden, und in dieser Richtung konnten also die vier Jesuitenpatres, welche den schwachen Monarchen im letzten Jahrzehnte seines Lebens fast ganz beherrschten, nämlich Georg Scherer, Wilhelm Lamormain, Jakob Gerardus und Johannes von Mellen, nicht durchdringen. Wenn nun aber auch der Orden Jesu vorderhand wenigstens auf besagte Gewaltmaßregeln verzichten mußte, so entschädigte er sich damit, daß er nunmehr anfing, die Katholischen durch Schmähschriften aller Art zu einem wahrhaft teuflischen Haß gegen die Evangelischen aufzureizen, und die Thatsache steht fest, daß es derselbe hierin zu

einer wahrhaften Virtuosität brachte, obwohl auch die Protestanten die Antworten nicht schuldig blieben. Auch wäre es sicherlich sehr ergötzlich, dem Leser eine Parthie solcher Schimpfschriften aufzutischen, allein aus guten Gründen muß ich hierauf verzichten und der Leser erhält daher nur einige wenige Brocken statt einer ganzen Mahlzeit. So schrieb der Pater Andreas: „Es sei besser sich mit dem Teufel, als mit einem lutherischen Weibe zu verheirathen, dieweil man den Teufel mit geweihtem Wasser und Exorcismus vertreiben könne, während bei lutherischen Weibern Kreuz, Chrysam und Taufwasser verloren seien." So meinte der Pater Gretser: „Daß wer das Abendmahl unter beiderlei Gestalt von den Lutherischen empfange, geradezu den Teufel in den Leib bekomme," und an einem andern Orte behauptete er, „daß evangelische Religionsverwandte, wenn sie heirathen wollten, nicht würdig seien, von einem Priester, sondern nur von einem Scharfrichter oder Henker proklamirt zu werden." So pflegte der Pater Conrad Vetter die Evangelischen nie anders als „Schelme, Bösewichter und Verräther" öffentlich zu tituliren und der Luther selbst war ihm „ein verloffener Apostate, ein Dieb und Räuber, eine unfläthige Sau und eine unsinnige Bestie oder gar des Teufels Spießgeselle." So gab der Pater Christoph Ungersdorf in einer anno 1610 herausgekommenen Brochüre, den evangelischen fürstlichen Reichsständen beifolgende schmeichelhafte Beinamen: dem Kurfürsten von Sachsen den „der durchlauchtig Saue"; dem von der Pfalz den „der Bestie zu Heidelberg"; dem Landgrafen von Hessen den „des hochgelehrten Schweins"; dem Herzog von Würtemberg den „des reichen Tempelräubers zu Stuttgart", dem Markgrafen von Brandenburg den „des Büttels von Ansbach" und dem Pfalzgrafen von Neuburg den „eines sinnlosen und rasenden Narren." Ja, es genügte den Söhnen Loyola's nicht einmal, die Lutherischen mit Schmach und Hohn aller Art zu überhäufen, sondern sie forderten sowohl von der Kanzel herab, als in Druckwerken, die Katholiken ungeschminkt zur Vertilgung der Ketzer mit den Waffen in der Hand auf, und Anton Possevin, eines ihrer angesehensten Mitglieder, ging sogar so weit, daß er dem Kaiser Ferdinand I. die ewige Seligkeit absprach, weil derselbe so gottlos gewesen sei, den Protestanten den Religionsfrieden zu gewähren.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Wozu — so riefen die Patres Adam Tanner, Paul Windeck und Vitus Ebermann — wozu haben wir Gelder, wozu Soldaten, Säbel und Kanonen, als um sie gegen unsere Feinde zu gebrauchen? Was zaudern wir also, den Ketzern auf den Leib zu rücken; was zaudern wir, das Lutherthum und den calvinischen Gräuel mit Stumpen und Stielen auszurotten? Tödtet sie, schlagt sie nieder, reißt sie zu Boden, macht ihnen den Garaus, zündet ihnen die Häuser über dem Kopf an und überhäuft sie mit Allem, was nur Schlimmes erdacht werden kann, daß die verhaßte Brut endlich vom Erdboden verschwinde!" Also riefen die Loyoliten und es konnte also in Deutschland kein Zweifel darüber sein, wie sie nichts anderes bezweckten, als einen großen allgemeinen Vernichtungskrieg gegen den Protestantismus.

Solches mußte Jedem noch klarer werden, der das Gebahren der frommen Väter in ihrem geliebten Baiern eines eindringlicheren Blickes würdigte. Hier waren dieselben schon unter Albrecht V., wie wir gesehen, zu großer Macht gelangt, und noch mehr geschah dieß unter seinem Sohne und Nachfolger Wilhelm V., der von 1579 bis 1596 regierte. Auf dessen Erziehung hatte nämlich der Pater Hoffäus einen so bedeutenden Einfluß gehabt, daß man dem Orden schon deßwegen unter dem zukünftigen Wilhelmischen Regimente die glänzendste Zukunft prophezeihen konnte; allein diese Erwartungen wurden dadurch noch bedeutend übertroffen, daß der Erbprinz anno 1568 die überfromme Renata, die Tochter des Herzogs Franz I. von Lothringen, heirathete und deren Beichtvater, den Pater Dominikus Mengin, auch zu dem seinigen machte, denn dieser innerlich zwar ungemein anmaßende, äußerlich aber überaus geschmeidige und hofmännische Jesuit wußte sich nach kurzem schon seines vornehmen Beichtsohns vollkommen zu bemeistern. Ja, Wilhelm ließ sich, nachdem er an die Regierung gelangt, wie ein Kind von ihm leiten und wetteiferte von da an mit seiner Gemahlin in der tollsten Verschwendung zu Gunsten des Ordens Jesu, wovon die Prachtsbauten in München selbst das beste Zeugniß geben! Weil aber diese Verschleuderung des Landesvermögens nach und nach in's Ungeheuerliche ging und weil der Regent zuletzt für nichts mehr Sinn hatte, als für jesuitische Angelegenheiten — insbesondere liebte er es, mit seinem geliebten Beichtvater bei

der ärgsten Sonnenhitze in der ärmlichsten Pilgrimskleidung zu Fuße nach Duntenhausen oder auch nach Altötting zur schwarzen Maria zu wallfahrten und dort bedeutende Opfer zu bringen —, so entstand endlich eine allgemeine Unzufriedenheit unter dem Volke und der Herzog sah sich in Folge dessen genöthigt, anno 1596 zu Gunsten seines Sohnes Maximilians abzudanken *). Nunmehr, meinten die Baiern, werde das goldene Zeitalter für sie beginnen, denn man wußte aus vielen Aeußerungen des jungen Regenten, daß es sein eifrigstes Bestreben sein werde, sein Land zur höchsten Blüthe zu bringen; allein — man hatte die Rechnung ohne die Jesuiten gemacht.

Maximilian I., Herzog von Baiern von 1596—1651, war, wie wir wissen, mit Erzherzog Ferdinand in Ingolstadt von den Vätern der Gesellschaft Jesu erzogen worden, und hatte ganz dieselben Grundsätze eingesogen, welche jene erfüllten. Man kann sich also wohl denken, daß der Einfluß der Jesuiten mit seinem Regierungsantritt kein geringerer wurde, als er unter seinem Vater gewesen; nur äußerte er sich auf eine andere Weise, weil Maximilian ein Mann ganz anderen Schlags war und sich eines energischen Geistes, so wie einer nicht geringen Bildung rühmen konnte. Wie und worin aber äußerte sich nun der jesuitische Einfluß? In nichts Geringerem, als darin, daß sie ihm die Ueberzeugung beibrachten, Gott habe ihn zum Rüstzeug ausersehen, um ganz Deutschland zur Glaubenseinheit zurückzuführen und dem verhaßten Ketzerthum ein für alle Mal ein Ende zu machen. In Baiern selbst gab es für den glaubenseifrigen **) Fürsten in dieser Beziehung nichts zu thun, denn das ganze Land war, Dank der Fürsorge seiner Vor-

*) Wilhelm V. zog sich nach seiner Abdankung in das Collegium der Jesuiten zu München zurück, um von nun an ganz der Andacht zu leben, und starb daselbst als eine Art Heiliger erst anno 1626 mit Hinterlassung einiger Gebetbüchermanuskripte.

**) Um dem Leser einen Begriff von dieser Glaubenseifrigkeit zu geben, will ich nur das einzige Curiosum anführen, daß er der erste katholische Regent war, welcher seinem Erstgeborenen in der Taufe den weiblichen Nahmen der Maria und zugleich den Nahmen des Jesuitengenerals Ignatius beilegen ließ. Auch ließ er zuerst Münzen schlagen mit dem Bilde der Maria, so wie mit der Umschrift: »Patrona Bavariae« d. i. „die Beschützerin des Baiernlandes."

fahren, gut katholisch geblieben, und es erwachte daher in seiner ehrsüchtigen Brust ein großer Neid auf seinen Jugendfreund und Schwager Ferdinand von Innerösterreich *), dessen Heldenthaten auf kirchlichem Gebiete damals die ganze katholische Welt elektrisirten. Was war also natürlicher, als daß die Jesuiten diesen Neid zu immer höheren Flammen anbliesen, so wie daß sie dem nach ähnlichem Ruhme Dürstenden den Weg angaben, wie er sich sogar einen noch viel größeren gewinnen könne? Daran nämlich zweifelte Maximilian von Anfang an nicht, daß der Religionsfrieden, welchen der Kaiser im Jahre 1555 mit den Protestanten abgeschlossen hatte, jeden Augenblick von den Katholiken gebrochen werden dürfe, dieweil die Freigebung einer irrigen Religion — und die evangelische Lehre war doch natürlich in seinen Augen eine irrige — eine rechtlich unerlaubte Handlung sei, und folglich handelte es sich blos darum, „wann" man denselben brechen solle. Um aber, sobald dieses „wann" eintrete, mit Aussicht auf Erfolg operiren zu können, sammelte er in aller Stille Soldaten, Kriegsmaterial und Geld, vorgebend, es geschehe dieß wegen eines drohenden Türkenkriegs, in Wahrheit aber nur allein des großen Glaubenskriegs halber, auf dessen Ausbruch die Jesuiten nunmehr mit aller Macht hinarbeiteten.

Ehe sie jedoch den Vorhang zu dieser furchtbaren Tragödie aufzogen, wollten sie den Helden derselben vorher gleichsam einüben, und sie führten deßhalb nunmehr einige Vorspiele auf, von denen zwei besonders bemerkenswerth sind, nämlich die gewaltsame Wegnahme und Bekehrung von Donauwörth, so wie der Uebertritt Wolfgang Wilhelms von Pfalz-Neuburg zum katholischen Glauben nebst der Ausrottung des Protestantismus in seinen Landen. Donauwörth war in früheren Zeiten eine bairische Stadt gewesen, hatte sich aber schon seit 1420 Reichsfreiheit errungen und diese ihre Freiheit durch fast volle zwei Jahrhunderte hindurch zu bewahren gewußt. Den Glauben der Einwohnerschaft anbelangend, gehörte ein Theil noch dem Katholicismus an und dieser fand seinen Hauptstützpunkt in dem Kloster zum heiligen Kreuze, das der Benedictinerorden daselbst besaß. Mehr

*) Erzherzog Ferdinand hatte sich am 23. April 1600 mit Maximilian's Schwester Maria Anna verheirathet.

als vier Fünftheile der Bürger aber bekannten sich zum Lutherthum und man konnte also den letzteren Glauben als den herrschenden bezeichnen. Doch kamen seit dem Religionsfrieden beide Parthien ganz gut mit einander aus, und es hatte sich sogar in den letzten zwanzig Jahren des sechzehnten Jahrhunderts ein förmliches Freundschaftsverhältniß zwischen Katholischen und Lutheranern hergestellt. Da gelang es nach dem Hingang des toleranten Abts Christoph Gerung (im Mai 1602) den Jesuiten, durch die Fürsprache ihres großen Gönners Maximilians I., so wie ihres besondern Freundes, des Bischofs Heinrich V. von Augsburg, die Mönche dahin zu bestimmen, daß sie den Leonhard Hörmann, ein bairisches Landeskind, zum Abte erwählten, und nun sollte es mit dem Frieden ein baldiges Ende nehmen. Auf das Anrathen seines Beichtvaters, des Jesuitenpaters Johann Buslidius, nämlich ermunterte Herzog Maximilian den Hörmann, sich die seit Dutzenden von Jahren bestehende magistratliche Verordnung, daß keine öffentlichen Prozessionen mit Kreuz und Fahne durch die Stadt abgehalten werden durften, nicht mehr gefallen zu lassen, und der Abt befolgte sofort im Jahre 1605 diesen Wink. Am Fronleichnamstage veranstaltete er also einen großen pomphaften Umzug und verletzte dadurch das Gefühl der protestantischen Einwohner nicht wenig. Es kam übrigens zu keinerlei Ruhestörung dabei und die einzige Folge war, daß der Magistrat sich Aehnliches für die Zukunft verbat. Letzteres aber nahm der Abt, so wie der genannte Bischof von Augsburg, in dessen Sprengel das Kloster gehörte, mit großem Mißfallen auf, und beide beklagten sich beim kaiserlichen Reichshofrathe über den Druck, unter dem die Katholiken Donauwörths zu leiden hätten. Der Reichshofrath, sonst nicht eben die expediteste Stelle, gab nun bereits im Oktober 1605 die Entscheidung, daß derlei Umzüge stattfinden dürften und machte den Magistrat für alle etwaige Excesse verantwortlich; der Magistrat aber blieb dabei, daß es besser wäre, den gemeinen Mann nicht absichtlich zu reizen und forderte den Abt zum Friedenhalten auf. Dessenungeachtet veranstaltete Hörmann am 11. April 1606 einen noch prunkhafteren Umzug nach einem benachbarten Dörfchen und machte dieses sein Vorhaben der ganzen Einwohnerschaft den Tag zuvor von der Kanzel herab auf eine recht höhnische Weise kund. Somit konnte es nicht ausbleiben,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

daß der rohere Theil unter den Evangelischen sich zusammenrottete und die Prozession nicht nur mit einem Steinhagel begrüßte, sondern auch eine Fahne in Stücke zerriß. Natürlich lief jetzt eine noch viel energischere Klage beim Reichshofrath ein und nachdem vielfach hin- und hergestritten worden war, beauftragte Kaiser Rudolph II. auf das Andrängen Maximilians I. den Letzteren: „Die Katholiken in Donauwörth gegen ferneren Unglimpf zu schützen, sintemalen der Magistrat offenbar zu schwach sei, um die übel gesinnte Bürgerschaft im Zaume zu halten."

Jetzt hatten es die Jesuiten so weit, als sie es bei diesem abgekarteten Spiele haben wollten, und das übrige war nur Kinderspiel. Zuvörderst schickte Maximilian einige Kommissäre in die Stadt, um die nöthigen Schutzanordnungen zu treffen, aber diese Herren, von Johann Buslidius vorher genau unterrichtet, wie sie verfahren sollten, benahmen sich mit einem Uebermuth, daß ihnen die Bürgerschaft die Thore wies. Nunmehr hieß es: Donauwörth befinde sich in offener Rebellion gegen kaiserliche Majestät, und die jesuitische Umgebung Kaiser Rudolphs drang sofort so lange in Letzteren, bis derselbe sich endlich am 3. August 1607 dazu bringen ließ, die Stadt in die Reichsacht zu verfällen. Die Vollziehung derselben wurde selbstverständlich dem Herzog Maximilian, als dem nächsten katholischen Reichsstand, übertragen, und dieser umzingelte sofort Donauwörth mit einer so ansehnlichen Streitmacht, daß an langen Widerstand nicht zu denken war. Ueberdem nahm sich kein einziger der protestantischen Fürsten der armen bedrängten Bürgerschaft an und somit blieb derselben nichts übrig, als am 17. Dezember 1607 dem bairischen Herzoge die Thore zu öffnen; doch that sie dieß nur unter der Bedingung, daß Niemand in seiner Religionsfreiheit sollte gestört werden, und diese Bedingung getreulich zu halten, versprach Maximilian „bei seinen fürstlichen Ehren." Wie hielt er nun aber dieses Versprechen? Auf eine ganz eigenthümliche Weise und seinen „fürstlichen Ehren" keineswegs entsprechend. Seine weltlichen Räthe nämlich, oder wie man jetzt sagen würde: seine Minister riethen ihm, das Religionswesen der eroberten Stadt unangetastet zu lassen und dieselbe nur so lange occupirt zu halten, bis die Kriegskosten bezahlt seien, denn, wenn er anders handle, so müßten, weil Donauwöth bislang eine freie Reichsstadt

gewesen, nothwendig sehr schlimme Zerwürfnisse mit den protestantischen Reichsständen für ihn daraus entstehen; seine geistlichen Rathgeber aber, nämlich der genannte Beichtvater Johann Buslidius nebst den frommen Vätern Mathias Mitner und Georg Schrettl, die er nebst noch einigen weiteren Jesuiten mit nach Donauwörth genommen hatte, verlangten von ihm, daß er sofort dem Ketzerthum in Donauwörth mit Gewalt ein Ende mache und die Stadt, um den Katholicismus bleibend darin erhalten zu können, seinen Erblanden ohne weiteres einverleibe. Sie wußten wohl, daß dieß ein offener Bruch des Religionsfriedens sei, und eben so gut wußten sie, daß der Herzog, wenn er ihnen folge, vor der Welt als ein Ehr- und Wortbrüchiger erscheinen müsse. Allein über den letzteren Punkt beruhigten sie ihn leicht mit dem Satze, daß es ein religiöses Verdienst sei, Ketzern das Wort nicht zu halten, und was den ersteren Punkt anbelangt, so meinten sie voll Hohn, die protestantischen Reichsstände würden es wegen einer solchen Kleinigkeit nicht zum Aeußersten kommen lassen, da sie ja auch zu den Vorgängen in Innerösterreich und an andern Orten geschwiegen hätten; sollten sie sich aber in der That zu kräftigeren Schritten entschließen, dann sei ja der eigentliche Zweck: „die Eröffnung des großen Glaubenskampfes" erreicht, und in diesem müßten sicher die Katholiken die Oberhand behalten, weil Maximilian gerüstet dastehe und die protestantische Parthei nicht. Solchen Argumentationen konnte Maximilian nicht widerstehen, und demgemäß traf er sofort alle zur Unterdrückung des Protestantismus nöthigen Anordnungen. Insbesondere jagte er alle lutherischen Geistlichen zu den Thoren hinaus und überwies die sämmtlichen Kirchen den Söhnen Loyola's. Ebenso verfuhr er auch mit den evangelischen Lehrern, welche ohne Ausnahme durch katholische ersetzt wurden; die Bürger aber hielt man mit Gewalt an, ihre Kinder wie bisher zur Schule zu senden, und nicht minder waren sie genöthigt, in die Messe zu gehen, wenn sie nicht auf alle Weise gehudelt und gepudelt werden wollten. Kurz, es wurde kein Mittel, auch das schlechteste nicht, gescheut, um die Bürger zur Annahme des alten Glaubens zu bewegen, und da Maximilian zugleich den andern Rath der Jesuiten: Donauwörth in eine bairische Landstadt umzuwandeln, mit Bewilligung des jesuitisch-bigotten Kaisers Rudolph II.,

ebenfalls durchführte, so gelang das Bekehrungswerk in wenigen Jahren ganz vollkommen.

„Und die protestantischen Stände?" Nun diese waren eben damals zusammen mit den katholischen (1607 — 1608) auf einem Reichstag in Regensburg versammelt und sie sahen recht wohl ein, was dieses Gewaltsverfahren eigentlich zu bedeuten habe. Sie sahen ein, daß die Occupation Donauwörths nichts anderes sei, als so zu sagen der Umsturz des ersten Strebepfeilers am großen Religionsfriedensdom, und daß zweifellos im hohen Rath des Ordens Jesu beschlossen worden sein müsse: das Vertilgungswerk des Ketzerthums bei den schwächsten Gliedern der protestantischen Stände, bei den kleinen Reichsstädten zu beginnen, um dann später nach Maßgabe der Umstände die stärkeren an die Reihe kommen zu lassen. Das alles sahen sie recht wohl ein und sprachen es auch unumwunden aus; allein was thaten sie nun? Ach, eine That erwartete man vergebens von ihnen! Sie begnügten sich vielmehr mit einer Protestation, das ist mit einer Protestation in Worten, um welche sich die andere Parthei auch nicht ein Jota kümmerte. Doch entstand Ein Gutes daraus, nämlich im Mai 1608 die Gründung der protestantischen Union, welche um Lutheraner und Calvinisten, die bisherigen geschworenen Todfeinde, das Band der Brüderlichkeit schlingen sollte; nur hatte diese Union leider zu kurzen Bestand, um eine wirklich nachhaltige Wirkung zu haben, und überdieß rief nun (Juli 1609) Maximilian I. die katholische Liga in's Leben, deren Stärke der Union jedenfalls das Gleichgewicht hielt. Welches waren also die Folgen des jesuitischen Attentats auf Donauwörth? Nichts anderes, als die nunmehr offen zu Tag liegende Spaltung Deutschlands in zwei große feindliche Heerlager, welche nur des Zeichens ihrer Führer harrten, um einander tödtlich zu bekämpfen. Die Jesuiten kamen also, wie man sieht, ihrem großen Ziele immer näher; doch mußte vorher, ehe der eigentliche Actus des großen Glaubenskampfes begann, noch ein zweites Vorspiel aufgeführt werden, nämlich die Katholischwerdung Wolfgang Wilhelms von Pfalz-Neuburg und die Ausrottung des Protestantismus in seinen Landen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nachdem nämlich der Herzog Johann Wilhelm III. von Jülich und Cleve im März 1609 ohne unmittelbare Nachkommen verstorben war, glaubten die beiden fürstlichen Häuser Pfalz-Neuburg und Kurbrandenburg gleiche Rechte auf das Erbe zu haben, und es ward sofort Jülich vom Erbprinzen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, Cleve aber vom Kurfürsten Johann Sigmund von Brandenburg in Besitz genommen. Jeder der beiden hohen Herren hätte aber gerne das ganze Erbe gehabt und jeder von ihnen wandte sich daher an die protestantische Union, deren Mitglieder sie Beide waren, verlangend, daß sich dieselbe auf dem Reichstag für ihn verwende. Die Union hätte sich also darüber entscheiden sollen, welchem von beiden Prätendenten sie den Vorzug gebe, und es schien in der That eine Zeitlang, als ob Kurbrandenburg den Sieg davon tragen würde. Doch schien dieß nur so, denn die Mitglieder der Union waren viel zu uneinig und energielos, um sich irgend definitiv zu entscheiden, und Kurbrandenburg wie Pfalz-Neuburg ward daher von einem Termin zum andern hinausgeschoben. Da wurde dem Wolfgang Wilhelm auf Anrathen der Jesuiten durch den Gesandten Philipp's III., Königs von Spanien, angedeutet, daß es ein ganz probates Mittel gebe, sich der ganzen Erbschaft zu versichern, nämlich wenn Wolfgang Wilhelm durch Verschwägerung mit dem bairischen Hause die mächtige Fürsprache des Herzogs Maximilians I. und der mit ihm verbundenen Liga gewinne. Dieß leuchtete dem Pfalz-Neuburger ein und er warb demgemäß um die Hand der Prinzessin Magdalena, der Schwester Maximilians; dieser aber sagte zwar nicht Nein, erklärte dagegen auf's bestimmteste, daß er nun und nimmer einen Ketzer seinen Schwager nennen werde. Das war deutlich gesprochen und konnte nicht mißverstanden werden. Doch Wolfgang Wilhelm hatte bisher — wie überhaupt seine ganze Familie — unter die orthodoxesten aller orthodoxen Lutheraner gehört und er rühmte sich, daß er die Bibel des Jahrs nicht weniger als zwei Dutzend Male durchlese. Wie mochte also von ihm erwartet werden, daß er je seinen Glauben ändern könnte? Allein merkwürdig — es wurden nun doch plötzlich in dem Herzen des Neuburgers Zweifel rege, ob er bisher den wahren Glauben gehabt habe, und wie er sofort zur Betreibung seiner Hochzeitsaffaire in München ankam, wußte ihn

daselbst der schon so oft genannte Johann Buslidius so vortrefflich zu bearbeiten, daß es am Ende gänzlich bei ihm zum Durchbruch kam. Somit trat er im Juli 1613 heimlich — er fürchtete den Zorn seines alten noch lebenden Vaters — zur katholischen Religion über und heirathete vier Monate später Herzog Maximilians Schwester. Nicht lange nachher jedoch verbreiteten die Jesuiten absichtlich die Kunde seines Uebertritts, um ihn zu zwingen, aus der Heimlichkeit hervorzutreten, und solches that er auch richtig im Mai 1614, nicht achtend darauf, daß diese seine Handlungsweise seinem armen Vater nothwendig das Herz brechen müßte, wie auch richtig zwei Monate später geschehen ist.

Ihren ersten Zweck, den Rücktritt Wolfgang Wilhelms zum katholischen Glauben, hatten also die Jesuiten erreicht und nun konnte es ihnen auch nicht schwer fallen, ihre zweite Absicht: „die Ausrottung des Ketzerthums in den Pfalz-Neuburgischen Landen" durchzusetzen. Convertiten treten ja gewöhnlich als wüthende Eiferer für den neuangenommenen Glauben auf, um der Welt zu beweisen, daß es ihnen mit ihrem Uebertritt Ernst gewesen sei, und Wolfgang Wilhelm machte keine Ausnahme von dieser Regel. Deßwegen versicherte er auch schon wenige Tage nach seinem Uebertritt den Pabst Paul V. in einem eigenen Sendschreiben seiner unbedingten Ergebenheit und setzte dann wörtlich hinzu, daß er entschlossen sei: „das Lutherthum auszurotten, der Römischen Kirchen Säule zu sein, die Freistellung der evangelischen Religion abzuschaffen, das äußerste gegen die Protestirenden zu tendiren und ihr Verderben und Untergang zu suchen." Umgekehrt aber — und eben hiedurch bewährte er sich als einen ächten Zögling der Jesuiten — scheute er sich auch nicht, zwei Monate später bei seinem Regierungsantritt seinen lutherischen Unterthanen die unverkümmerte Bewahrung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit in einer eigenen Urkunde feierlichst zuzusagen, denn sonst hätten ihm diese Leute nicht gehuldigt, und überdem — was lag denn an einer solchen Zusage, wenn man die Gewißheit hatte, sich jeden Augenblick von derselben entbinden lassen zu können? Ich will's jedoch kurz machen. Gleich nach seiner Ankunft in Neuburg, der Hauptstadt seiner väterlichen Erblande, im Februar 1615, übergab er die Schloßkirche den beiden Jesuiten Jacob Reihing und Anton Welser, seinem und seiner Frau

Beichtvater, und nun ging's mit allem Eifer an die Austreibung des Lutherthums; die Mittel aber waren dieselben wie in Donauwörth und anderswo, nämlich Verjagung der protestantischen Pfarrer und Lehrer, Absetzung aller widerspenstigen Beamten, Bedrückungen aller Art gegen solche, die im Ketzerthume ausharrten, und Begünstigung derer, welche zur Alleinseligmachenden übertraten. Diese Mittel, besonders auch eine starke Einquartierung in den Häusern der Renitenten, erwiesen sich meist als probat, und sowohl die Neuburger, als auch die Bewohner der übrigen Ortschaften des Fürstenthums wurden schon nach wenigen Monaten oder doch Jahren, mürbe; wenn aber je das zum äußersten gebrachte Volk einen Aufstand erregte, ei dann wars Rebellion, und gegen solche brauchte man sofort die blanken Waffen. Auf diese Weise gelang es dem Lutherthum sowohl im Neuburgischen, als auch in dem Fürstenthum Jülich, in welchem sich Wolfgang mit Hülfe der Liga behauptete (das Fürstenthum Cleve, wegen dessen er katholisch geworden war, erhielt er nie, sondern dieses blieb bei Kurbrandenburg), in verhältnißmäßig kurzer Zeit den Garaus zu machen, und die Jesuiten hatten also alle Ursache zu jubeln. Nicht minder machte es ihnen Freude, daß ihnen der Herzog, seinem geliebten Jacob Reihing*) zu Gefallen, in verschiedenen Städten seines kleinen Reichs, besonders in Neuburg und Düsseldorf, Collegien gründete, denn es war dieß doch wieder ein bedeutender Zuwachs zu ihrer Machtstellung, und zwar ein ihnen um so lieberer, als sie nun Gelegenheit fanden, von hier aus auf die benachbarten protestantischen Länderein ihren Einfluß auszudehnen.

Aus der bisherigen Darstellung des Treibens der Jesuiten in Deutschland ersieht man, daß nur sie es waren, welche zu einem großen Vernichtungskampf gegen das Ketzerthum hindrängten, denn vorher, ehe sie kamen, hatte zwischen Katholiken und Protestanten

---

*) Ich kann nicht umhin, den Leser bei dieser Gelegenheit mit der Thatsache bekannt zu machen, daß der genannte Reihing später selbst zum Protestantismus übertrat. Wegen seiner Polemik gegen die Protestanten nämlich sah er sich genöthigt, die Bibel genau zu studiren und dadurch wurde ihm über seinen bisherigen Glauben ein solches Licht angezündet, daß er sich in Tübingen (anno 1621) zu den Evangelischen wandte. Auch wurde er an besagter Universität Professor der Theologie und blieb dorten bis an das Ende seines Lebens.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tiefer Frieden geherrscht. Die letzteren also trifft keine Schuld, die allein ausgenommen, daß sie sich nicht gleich zu Anfang, als die ersten gewaltsamen Bekehrungen jesuitischerseits in Scene gesetzt wurden, mit den Waffen in der Hand zur Wehre setzten und Gleiches mit Gleichem vergalten. Hätten sie dieß schon bei den ersten Protestantenhatzen im Fuldaischen, Mainz'schen u. s. w. gethan und hätten sie sich insbesondere bei der Erzbischöflich Kölner Affaire nicht das Zeugniß der größten Zerrissenheit, wenn nicht gar Feigheit ausgestellt, so wäre der Muth der viel kleineren katholischen Parthie nicht mit jedem Jahre gewachsen und nimmermehr hätte in den Bischofssitzen von Paderborn, Minden, Münster u. s. w., nimmermehr in Innerösterreich, in Donauwörth und Pfalz-Neuburg das geschehen können, was geschah. Eine allzu große Passivität und Energielosigkeit, ein allzu eingefleischter Loyalitäts- und Unterthänigkeitssinn gegen die Gesetze und gegen Kaiserliche Majestät — ich muß dieß wiederholen — ist der einzige Vorwurf, den man ihnen mit Recht machen kann; die eigentliche Action aber ging rein blos von den Söhnen Loyola's aus und auf ihnen liegt also alle Verantwortung für den wahnsinnigen Greuel des nun folgenden dreißigjährigen Glaubenskampfes. Doch — zur Sache! Die verschiedenen Vorspiele hatten die Welt auf die kommende Tragödie hinlänglich vorbereitet und es dünkte also nun den Jesuiten an der Zeit zu sein, mit dem Trauerspiel selbst zu beginnen. Allein wie konnten sie dieß, so lange nicht die oberste Leitung der Geschicke Deutschlands sich in den Händen eines Fürsten befand, der einer solch furchtbaren Aufgabe gewachsen war? Er mußte ein Mann sein von großen geistigen Mitteln und zugleich ein Mann von furchtbarer Energie; ein Mann, ausgestattet mit einer Willenskraft, die sich bis zur hartherzigsten Hartherzigkeit steigerte, so daß er selbst vor dem Schrecklichsten nicht zurückbebte; nicht minder aber auch ein Mann, der in ihren, der Jesuiten, Grundsätzen erzogen, sich fortwährend von ihnen leiten ließ und ihren Eingebungen nie sein Ohr versagte. Nur wenn ein solcher Fürst den deutschen Kaiserthron bestieg und sein schweres kaiserliches Schwert in die Wagschale der Katholiken warf — nur dann ließ sich mit Zuversicht hoffen, daß der Protestantismus in Deutschland trotz seiner immer noch großen numerischen Ueberzahl nicht nur das Uebergewicht nicht gewinne,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sondern im Gegentheil bis zur Vernichtung geschlagen werden könne. Nur dann — dieß wußten die Söhne Loyala's gar wohl; doch welch ein Glück für sie, daß es damals einen solchen Fürsten gab, und welch ein noch größeres Glück, daß derselbe ein Erzherzog aus dem Hause Habsburg war, der ohnehin ein Anrecht auf den Kaiserthron hatte, nämlich eben jener Ferdinand von Inneröstreich, von welchem weiter oben schon weitläuftiger die Rede gewesen ist! Er, dieser Ferdinand, mußte das Kaiserliche Scepter führen, wenn der zu beginnende große Glaubenskampf zum eben so großen Glaubenssiege werden sollte, und darum galt es jetzt vor Allem, ihm dieses Scepter zu verschaffen.

So gar leicht ging aber dieß nicht, denn nach dem Hingang des Kaisers Rudolph II. bestieg anno 1612 dessen Bruder Matthias den Kaiserthron, und von ihm war männiglich bekannt, daß er aus verschiedenen Gründen von langer Zeit her schon einen tiefen Groll gegen Ferdinand hege. Hätte — um von diesen verschiedenen Gründen nur einen einzigen anzuführen — hätte Ferdinand es doch vor Jahren schon gerne so weit gebracht, daß der kinderlose Kaiser Rudolph ihm, dem ferner stehenden Vetter, statt dem erbberechtigten Bruder Matthias, die Kronen Böhmen und Ungarn übermache! Ein tiefer Groll war also vorhanden und doch mußte eine unendliche Bevorzugung da sein, wenn der ebenfalls kinderlose Matthias den Vetter Ferdinand zum Erben einsetzte, denn es gab der Vetter noch mehrere, und darunter sogar Einige, welche sich einer näheren Verwandtschaft rühmen konnten. Doch die Jesuiten hatten schon oft bewiesen, daß sie selbst Unmögliches oder wenigstens unmöglich Scheinendes möglich machen könnten, und sie bewiesen es auch dießmal wieder. Vor Allem suchten sie die nächste Umgebung des Kaisers auf ihre Seite zu bringen und zwar insbesondere die feilen Weiber, in deren Armen der Monarch zu schwelgen pflegte. Gewiß ein sehr unsauberer Kanal, um auf Jemanden einzuwirken, allein die frommen Väter hätten selbst nach einem noch schmutzigeren gegriffen, wenn es ihr Vortheil erheischt haben würde! Den Buhlerinnen des Matthias wurde also auf alle Weise zugesetzt, heute durch Präsente, morgen durch Schmeicheleien, übermorgen durch eine leicht gemachte Absolution, über-übermorgen durch noch ein anderes Mittel, und so gelang es den

schlauen Patribus einen nicht unbedeutenden Einfluß auf das Ohr des neuen Monarchen zu bekommen. Einen noch größeren erlangten sie, als auch der Bischof Melchior Klesel, der langjährige Vertraute des Matthias, den dieser gleich nach seiner Thronbesteigung zu seinem ersten Minister gemacht hatte, auf ihre Seite trat. Diesen Klesel, den Sohn eines lutherischen Bäckers in Wien, hatte dereinstens der Pater Georg Scherer, dessen ich weiter oben schon erwähnte, zum Katholicismus bekehrt und ein von den Jesuiten Convertirter konnte doch offenbar dem Orden Jesu nicht ungünstig sein; als aber die frommen Väter dem inzwischen zum Premierminister vorgerückten Bäckerssohne gar vollends versprachen, daß sie ihm zu dem längst ersehnten Cardinalshute, dem höchsten Ziel seiner Wünsche, verhelfen würden, wenn er sie in ihren Plänen wegen des Erzherzogs Ferdinand unterstütze, da sagte derselbe unbedingt zu und wurde überhaupt ihr Freund durch Dick und Dünn. Auch hielten beide Theile ihr Versprechen redlich und ehrlich, das heißt, Klesel erhielt anno 1616 die Cardinalswürde und stimmte dafür den Matthias im jesuitischen Sinne um. Das bei weitem überwiegende Verdienst in dieser Sache erwarben sich jedoch die beiden Ordensmitglieder Peter Pazman und Christoph Scheiner, und sie waren es so recht eigentlich, welche den Ferdinand zum Erben des Matthias machten. Pazman nämlich, wie Klesel, der Sohn armer protestantischer Eltern, die anfangs in Großwardein und dann in Grätz ihren Wohnsitz hatten, wurde in seinem siebzehnten Jahre (anno 1787) von den Jesuiten zum Katholicismus bekehrt, studirte dann in Grätz Theologie und promovirte wegen seiner ausgezeichneten Gaben schon sehr frühe zum Professor an der dortigen Universität. Später trat er in die Dienste des Cardinalbischofs von Gran, Franz Forgats, und hier zeichnete er sich so sehr aus, daß der hohe Prälat ihn sofort nicht nur zu seinem vertrautesten Rathe machte, sondern ihn auch im Jahre 1615, als er sich dem Tode nahe fühlte, den ungarischen Magnaten zu seinem Nachfolger empfahl. Auf solches hin begehrten ihn die Magnaten vom Kaiser Matthias zum Erzbischof, und dieser, der ihm sehr wohlwollte, wäre gerne hiezu bereit gewesen, wenn nur die Ordensgesetze den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu nicht die Annahme hoher kirchlicher Würde verboten hätten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Doch — da ließ sich ja leicht helfen, wenn Pazman dem Anscheine nach aus dem Orden trat. Auch that er dieß wirklich und da der Pabst Paul V. seinen Consens dazu gab, so stand seiner Ernennung zum Erzbischof nichts mehr im Wege. Als solcher aber kam er mit dem Kaiser Matthias in so viele persönliche Berührung, daß ihn dieser stets lieber gewann, und bald gar kein Staatsgeschäft mehr ohne seine Beistimmung entschied. Namentlich zog er ihn auch wegen der Bestimmung seines Nachfolgers in der Regierung über die österreichischen Lande, sowie in der Kaiserwürde zu Rathe, indem seine beiden noch lebenden Brüder, Maximilian, Erzherzog von Tyrol und Vorderösterreich, und Albert, Regent der spanischen Niederlande, wie er selbst alt, kränklich und kinderlos waren, und Pazman rieth ihm natürlich nichts anderes, als alle seine Kronen auf den Erzherzog von Steiermark zu vererben. Ja nicht blos den Rath gab er ihn, sondern er setzte ihm vielmehr mit seiner großen Beredtsamkeit so sehr zu, daß Mathias endlich, obwohl nur ungern, zu Anfang des Jahres 1617, einwilligte, den Vetter Ferdinand noch bei Lebzeiten zum Universalerben einzusetzen. Doch wäre er schwerlich so schnell und so vollständig ans Ziel gekommen, wenn ihm nicht sein Mitbruder, der Pater Scheiner, getreulich in die Hände gearbeitet hätte. Dieser nämlich, zu Anfang des 17. Jahrhunderts als Professor der Mathematik auf der Universität Ingolstadt wirkend, wurde von dem Erzherzog Maximilian, dem Regenten Tyrols und zugleich einem großen Dilettanten in Mathematicis, oft nach Innsbruck eingeladen, und hatte sich bei demselben besonders dadurch in Gunst gesetzt, daß er ihm einmal (i. J. 1615) ein sehr werthvolles Fernrohr, welches durch Zufall beschädigt worden war, vollständig wieder herrichtete. Nun ruhte Maximilian nicht mehr, als bis Scheiner seine Professur aufgab, und als erzherzoglicher Beichtvater nach Innsbruck übersiedelte; in dieser Eigenschaft aber gewann derselbe einen solch' außerordentlichen Einfluß über sein alterndes Beichtkind, daß dieses keinen andern Willen mehr hatte, als den seinigen. Somit ward denn noch im selbigen Jahre 1615 der Erzherzog überredet, in der hochwichtigen Reichsthronerb-Angelegenheit, welche den Jesuiten mehr als irgend etwas anderes am Herzen lag, von freien Stücken einen Schritt nach vorwärts zu

thun, und nicht nur selbst auf die Erbnachfolge zu verzichten, sondern auch seinen Bruder Albert in den Niederlanden dazu zu bereden. Der Erzherzog willigte ein, und reiste sofort in Begleitung Scheiner's nach Brüssel. Auch gelang es ihm daselbst, den Bruder zu dem gewünschten Schritt zu bringen, und so nicht minder auch den König von Spanien, Philipp III., welcher als Enkel des Kaisers Maximilian II. ebenfalls Ansprüche an das österreichische Erbe hatte*). Nun aber, nachdem alles dieses schriftlich abgemacht und besiegelt war, richtete er im Herbste 1616 seine Schritte nach Prag zum Bruder Matthias, dem regierenden Kaiser, um ihm Rechenschaft von seinem bisherigen Treiben zu geben, und letzterer konnte nun fast nicht mehr umhin, den überredenden Worten des Erzbischofs Pazman sich zu fügen.

Auf diese Art gelang es, den Kaiser Matthias zu bewegen, daß er sich den Erzherzog Ferdinand zum Nachfolger erwählte, und letzterer ward auch wirklich sowohl von den Deutschen — die Mehrzahl der Kurfürsten war ja katholisch — als auch von den Böhmen, Ungarn u. s. w. als solcher anerkannt. Natürlich aber nur, nachdem derselbe das feierliche Versprechen gegeben, die Freiheiten und Rechte seiner künftigen Unterthanen heilig zu halten, wie er denn namentlich auch den Böhmen vor seiner Krönung einen Eid ablegen mußte, nie einen Buchstaben des sogenannten „Rudolphinischen Majestätsbriefes", in welchem dem Lande die Religionsfreiheit garantirt wurde, zu ändern oder zu brechen. Doch — was gilt ein Eidschwur bei einem Zögling der Jesuiten? Darum jubelten auch die frommen Väter laut auf, daß die Nachfolge ihres geliebten Ferdinand gesichert war. Darum schrieen sie mit hellen Stimmen in die Welt hinein; »Novus Rex, nova lex,« das ist: „ein neuer Herrscher, ein neues Gesetz", oder mit andern Worten: „ein frisch auf den Thron gekommener Fürst ist nicht gebunden an die verbrieften Rechte seiner Völker". Darum predigte einer der

---

*) Umsonst leistete übrigens Philipp III. nicht Verzicht, sondern Ferdinand mußte in einem geheimen Tractat versprechen, ihm nach seiner Kaiserkrönung, Tyrol, Vorderöstreich, Elsaß und das Breisgau abzutreten. Dieses Versprechen wurde übrigens nie gehalten und Ferdinand hatte wohl von Anfang an nicht im Sinne, demselben getreu zu bleiben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ihrigen, der Pater Andreas Neubauer in Prag von der Kanzel herab: „Der böhmische Majestätsbrief sei der nothgedrungenen Erlaubniß von Bordellen in großen Städten gleichzuachten", während andere Mitglieder der Gesellschaft Jesu ungescheut von der Verbannung und Güterconfiscation, ja sogar von der Hinrichtung der Evangelischen in allen deutschen Landen als einer Nothwendigkeit sprachen. Darum ward es nun aber auch jedem Denkenden klar, daß jetzt mit der Wahl Ferdinands, des großen Protestantenvertilgers in Innerösterreich, der furchtbare Kampf beginnen müsse, auf welchen die Söhne Loyola's schon so lange hingearbeitet hatten.

Und er begann, dieser große Kampf, wie Jedermann weiß, im Mai des Jahres 1618. Er begann in Böhmen, und zwar in Folge der fortwährenden, planmäßigen Aufreizung der Evangelischen durch die Söhne Loyola's, weßwegen auch die erste Regierungshandlung der Aufständigen darin bestand, daß sie die Jesuiten für ewige Zeiten aus Böhmen verbannten. Er begann noch unter dem Regiment des Kaisers Matthias, welcher bekanntlich erst im Jahre 1619 starb; aber derselbe war damals schon so elend, krank und hinfällig, daß man ihn nur noch als ein willenloses Werkzeug in den Händen seines Nachfolgers Ferdinand betrachten konnte, und die ganze furchtbare Verantwortlichkeit für diesen dreißigjährigen Brudermord ruht daher auf dem Kaiser Ferdinand II. und seinen Erziehern, Lenkern und Busenfreunden, den Söhnen Loyola's. Doch soll ich nun alle die gräßlichen Scenen dieses grimmigen Kampfes vor den Augen des Lesers Revue passiren lassen? Dieß wäre eine Abschweifung von dem eigentlichen Zweck dieses Buches, und es dürfte genügen, mit wenigen Worten auf den Einfluß, welchen die Jesuiten auf den Gang des Kampfes ausübten, aufmerksam zu machen. Vor allem muß constatirt werden, daß Ferdinand II. im ersten Jahre des Kriegs, weil sich fast alle seine Erbstaaten, insbesondere Mähren, Schlesien, Ungarn und sogar Nieder- und Oberösterreich an dem böhmischen Aufstand betheiligten, nahe daran war, der von ihm hervorgerufenen Rebellion zu erliegen, und daß er sich deßhalb hinter dem Rücken der Jesuiten durch einen außerordentlichen Gesandten, den Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, anno 1619, mit der Bitte, unter Gewährung von Religionsfreiheit Frieden schließen zu dürfen, an

den Pabst wandte. Wie aber die Söhne Loyola's hinter dieses Geheimniß kamen, so schickten sie augenblicklich Botschaft an ihren General Mucius Vitteleschi, bei Paul V. dahin zu wirken, daß er — was auch nachher wirklich geschah — die Bitte des Kaisers abschläglich beantworte, und zugleich mußte der damalige kaiserliche Beichtvater, der Pater Johann Weingartner, seinem hohen Beichtkinde die Hölle über diese beabsichtigte „Frevelthat" so heiß machen, daß Ferdinand von seinem Vorhaben wieder abstand. Ihr Werk war es also, daß der Krieg nicht in seinem ersten Beginne wieder erstickt wurde, denn sie wollten ja einen Vernichtungskampf, und überdem — konnten sie denn einen Frieden mit Ländern gestatten, deren rebellische Regierung das Gesetz erließ, daß kein Jesuit sich je mehr, bei Todesstrafe, innerhalb der Gränzen blicken lassen dürfe? So thaten nämlich außer den Böhmen auch die Ungarn, die Mähren, die Schlesier und die Ober- und Niederösterreicher, und sie thaten es zugleich mit einer öffentlichen Ansprache an die Welt, welche, weil dieselbe alle schlimmen Eigenschaften und Handlungen des Ordens Jesu schonungslos aufdeckte, die Jesuiten im höchsten Grade erbittern mußte.*) Allein wenn nun auch Ferdinand II. sich entschloß, den Krieg fortzusetzen, — konnte er ihn denn fortsetzen? Alle seine Kassen waren ja auf's tiefste erschöpft und seine Armee bestand höchstens noch aus zwölftausend Mann, welche gegen einen vierfach überlegenen Feind nicht Stand halten konnte; die Unterstützung von auswärts aber, welche ihm Philipp III. von Spanien zugesagt hatte, wurde nur spärlich geleistet und wollte nicht viel besagen. Doch auch für diese große Noth wußten die Söhne Loyola's einen Ausweg, und zwar bestand derselbe darin,

*) In dieser Ansprache heißt es unter anderem: „Wir haben gefunden, daß die Urheber all dieses Unheils obgedachte Jesuiten seien, die sich allein dahin verwenden, wie sie den römischen Stuhl befestigen und alle Königreiche und Länder unter ihre Macht und Gewalt bringen mögen. Zu solchem Zwecke aber bedienen sie sich der unerlaubtesten Mittel; sie hetzen die Obrigkeiten gegen die Unterthanen und die Unterthanen gegen die Obrigkeiten auf; sie bewaffnen Freunde gegen Freunde und stiften überall Zwietracht, Aufruhr und Empörung; sie maßen sich allenthalben das politische Regiment an und führten die Lehre ein, daß man denjenigen, so nicht katholischer Religion sind, weder Treu noch Glauben schuldig wäre u. s. w. u. s. w."

daß sie die Hülfe Maximilians I. von Baiern für ihren habsburgischen Schützling gewannen. Das Haus Wittelsbach stand sonst in keinen besonders freundschaftlichen Verhältnissen zu Oesterreich, denn es war ihm von den Habsburgern, seit diese den deutschen Kaiserthron inne hatten, gar manche schwere Unbill zugefügt worden, und namentlich hatten sich auch die Herzoge von Baiern über den großen, an der Hinterlassenschaft Herzog Georgs des Reichen von Landshut anno 1505 begangenen Raub zu beklagen. Ueberdem durfte sich Ferdinand II. keineswegs das Zeugniß geben, bislang gegen seinen Jugendgenossen Maximilian wie ein wirklich lieber Freund oder auch nur wie ein ehrlicher Mann gehandelt zu haben, sondern er hatte vielmehr aus Eifersucht auf alle Art gegen ihn intriguirt, um ihn zu veranlassen, die Hauptmannschaft der Liga abzugeben, und auch sonst war noch manches vorgefallen, was den Baiernfürsten nothwendig erzürnen mußte. Hätte man also nicht meinen sollen, Maximilian werde den jetzigen Augenblick der großen Noth des Beherrschers von Oesterreich benützt haben, um sich Genugthuung für alle die früher erlittenen Widerwärtigkeiten und Ungerechtigkeiten zu verschaffen? Gewiß, so hätte man denken sollen und die Staatsklugheit gebot dieß sogar; allein die Jesuiten wollten es anders und diese waren, wie ich schon weiter oben gezeigt habe, am Münchner Hofe allmächtig. So wurde denn dem Herzog von seinem Beichtvater und andern Mitgliedern des Ordens Jesu unaufhörlich zugesetzt, sich an die Spitze des Kampfes für Gottes Ehre zu stellen, indem man ihm mit glühenden Farben die Glorie des Glaubenshelden vormalte, und darum wies auch Maximilian den Jugendfreund, als dieser zu Anfang Oktober 1619 hülfeflehend in München erschien, nicht nur nicht ab, sondern sagte ihm im Gegentheil seinen vollen Beistand zu. Und sogar einen sehr uneigennützigen, wie der am 8. Oktober 1619 abgeschlossene Vertrag beweist! Welche Folgen aber dieses rein blos durch die Künste der Jesuiten zu Stande gebrachte Bündniß zwischen Ferdinand und Maximilian hatte und wie der erstere nur hiedurch seinen sichern Untergang in einen Sieg zu verwandeln im Stande war, das lernen wir aus der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, auf welche ich den Leser hiemit verweise.

Solches war der erste Beweis von dem außerordentlichen Einfluß,

den die Jesuiten auf den Gang des großen Glaubenskriegs ausübten, und ich gehe nun zur zweiten Thatsache über, nämlich zur Katholischmachung und Pacificirung von Böhmen. Nach der Entscheidungsschlacht am weißen Berge bei Prag im November 1620 hatte der Herzog Maximilian in einer vorübergehenden Anwandlung von Menschlichkeit den Böhmen gegen unbedingte Unterwerfung Sicherheit der Person, so wie volle Amnestie versprochen und die Böhmen verließen sich natürlich auf dieses fürstliche Wort. Doch den Jesuiten war solche Zusage eine äußerst verhaßte, denn es dürstete sie nach dem Blut der ketzerischen Rädelsführer, durch welche sie vor zwei Jahren aus Böhmen verjagt worden waren, und sie lagen daher dem Kaiser Ferdinand beständig in den Ohren, er solle sich nichts um das besagte Maximilianische Wort kümmern. Lange widerstand Ferdinand, denn er mochte den Mann, der ihm Böhmen wieder erobert und den Aufstand in den übrigen österreichischen Landen niedergeschlagen hatte, doch nicht so ohne Weiteres gröblich beleidigen; allein endlich wurde er doch wankend und berief Anfangs Juni 1621 eine geheime geistliche Rathssitzung zusammen, um einen endgültigen Entschluß zu fassen. Die Wortführer in dieser Sitzung waren die beiden kaiserlichen Beichtväter, die Jesuitenpatres Johann Weingartner und Martin Becanus*), so wie noch vier andere Ordensmitglieder, unter denen sich der Rector des Wiener Collegiums, Wilhelm Lamormain**), besonders auszeichnete, und den Ausschlag gab der letztere,

---

*) Becanus hieß eigentlich Van-den-Beek und war ums Jahr 1561 im Flecken Hilveren im Belgischen geboren. In den Jesuitenorden trat er anno 1583 und fünf Jahre darauf fungirte er schon als Professor der Theologie in Cöln. In gleicher Eigenschaft kam er anno 1613 nach Wien und sieben Jahre später nahm ihn der Kaiser Ferdinand zu seinem zweiten Beichtvater, weil der Pater Weingartner indessen sehr alt geworden war. Sehr lange jedoch diesen wichtigen Posten zu versehen, verlieh ihm die Vorsehung nicht, denn er starb schon im Januar 1624.

**) Wilhelm Lamormain oder besser gesagt „Lämmermann" erblickte ums Jahr 1570 zu Arduenne im Luxemburgischen das Licht der Welt und trat schon sehr jung in den Orden. Im Uebrigen war seine Carrière fast ganz dieselbe, wie die des Becan; nur rückte er vom Professor der Theologie zum Rector des Collegiums zu Grätz vor und wurde auf den Wunsch Ferdinands II., als dieser nach Wien übersiedelte, in gleicher Eigenschaft nach Wien versetzt. Ferdinand

indem er mit fester Stimme rief, daß er all' das zu vergießende Blut auf sich und sein Gewissen nehme. So erklärte sich denn der Kaiser bereit, die von den Söhnen Loyola's längst vorbereiteten Todesurtheile zu unterzeichnen und begonnen wurde die Tragödie mit der am 21. Juni 1621 vollzogenen Hinmordung von siebenundzwanzig der Vornehmsten, Reichsten und Edelsten unter der böhmischen Nation. Zu derselben Stunde aber, da dieses Blut floß, lag der Mörder Ferdinand vor dem Muttergottesbilde zu Mariazell, wohin er gepilgert war, auf den Knieen und betete als ächter Jesuitenzögling für die Seelen seiner Schlachtopfer. Natürlich übrigens blieb es bei diesem „ersten" Bluturtheil durchaus nicht, sondern es begann nun ein System von Protestantenverfolgung, das man sich schrecklicher, blutiger, grausamer und niederträchtiger gar nicht denken kann, und der Erfinder dieses Systems war nach dem eigenen Zeugniß der Jesuiten ihr berühmter Mitbruder, der obengenannte Wilhelm Lamormain. Ich will sie nicht weiter ausmalen — jene Gräuel, die nun in den nächsten vier Jahren unter dem Deckmantel der Ketzerbekehrung ausgeübt wurden; ich will nicht davon sprechen, daß man die sämmtlichen Nichtkatholiken nicht blos aller bürgerlichen, sondern auch aller menschlichen Rechte beraubte; ich will ihre Thaten nicht aufzählen, die Thaten jener von Ferdinand ernannten sogenannten Reformationscommission, welche aber nichts anderes war, als ein dem Spanischen nachgeahmtes Inquisitionstribunal mit derselben barbarischen Härte und derselben unumschränkten Machtvollkommenheit im Brandmarken und Abschneiden von Nasen und Ohren, so wie im Henken, Köpfen und Rädern; ich will selbst jene gräßlichen Soldatenhatzen mit Stillschweigen übergehen, welche darin bestanden, daß die Kroaten oder Kürassiere oder Lichtensteiner angewiesen wurden, das Volk mit gezogenem Säbel oder mit Hunden und Peitschen in die Messe zu hetzen, die Widerspenstigen in enge Käfige, wo man weder sitzen, noch liegen, noch stehen konnte, zu werfen und dann an den Wei-

---

fühlte sich nämlich ungemein stark zu Lamormain hingezogen, so daß dieser den größten Einfluß auf seine Entschließungen ausübte, und eben deßwegen ward dieser Pater auch sofort nach Becans Tod, anno 1624, zum Beichtvater des Kaisers erhoben, und wirkte in dieser Eigenschaft bis zu seinem Tode, anno 1648.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bern und Töchtern so lange die abscheulichsten Gewaltthaten auszuüben, bis diese ihre Männer und Väter auf den Knieen beschworen, dem Ketzerthum zu entsagen; das Alles und noch vieles Andere will ich übergehen, aber meine Schuldigkeit ist's, die Namen derer zu nennen, welche sich bei diesen teuflischen Verfolgungen als Leiter und Schürer am meisten hervorthaten, und diese sind keine anderen, als die Jesuitenpatres Adam Krawarsky, Andreas Metsch, Leonhard Oppel, Kaspar Hillebrand, Georg Ferus, Ferdinand Kollowrat, Friedrich Bridel und Mathias Vierius. Welche gräßliche Folgen übrigens diese entsetzliche Schreckensherrschaft für das unglückliche Böhmen hatte, das gibt der Jesuit Balbin, der Geschichtsschreiber jenes Landes und der Augenzeuge der Gräuel, selbst zu, wenn er sagt: „es sei wirklich zum Erstaunen, daß nach Allem, was dort geschehen, überhaupt noch Einwohner sich vorfänden"; dagegen steht aber auch die Thatsache fest: „die noch vorhandenen Einwohner des verwüsteten Landes bekannten sich sämmtlich zum Katholicismus und der evangelische Glaube war gründlich ausgerottet."

Als dritten Beleg für den außerordentlichen Einfluß der Jesuiten auf den Gang des großen Glaubenskampfes in Deutschland muß ich bezeichnen die Ausrottung des Protestantismus in Schlesien und als vierten die Ermordung des großen Friedländers, des kaiserlichen Generalissimus. Das aufständische Schlesien hatte sich Kaiser Ferdinand im Jahre 1621 wieder unterworfen, aber nicht durch Waffengewalt, sondern durch einen feierlichen Vertrag, welcher den Schlesiern Generalpardon für die Theilnahme am böhmischen Aufstand und die Bestätigung aller ihrer Rechte und Privilegien, also namentlich auch Religionsfreiheit sicherte. Dieser Vertrag wurde vom Kaiser selbst am 17. Juli 1621 mittelst offenen Patents in ganz Schlesien bekannt gemacht und keiner der daselbst Wohnenden hielt es für möglich, daß ein Fürst und Kaiser ehr- und schamlos genug sein könnte, einen solch' solennen Schwur zu brechen. Aber Ferdinand II. war ein Schüler der Jesuiten und die Patres Martin Becanus und Wilhelm Lamormain wußten, wie man sein Gewissen zu beruhigen habe. Somit begann schon im nächsten Jahre ein systematisches Verfolgungssystem gegen die Protestanten und als

diese sich nicht sogleich fügten, griff man ganz zu denselben Mitteln, mit denen man in Böhmen zum Ziel gelangt war. „Ausrottung der Ketzer" war die Losung, welche die Söhne des heiligen Ignatius vom Morgen bis zum Abend predigten, und die Lichtensteiner nebst andern entmenschten Kriegern dienten dabei als „Seligmacher". Wie grenzenlos grausam aber diese verfuhren, das geht am Besten daraus hervor, daß selbst ein Jesuit, der Pater Nerlich in Glogau, deren schaudervolle Thaten nicht mehr länger mit ansehen konnte, und daher bei Pater Lamormain in Wien ihre Abführung beantragte. Doch genug hievon. Auch Schlesien wurde durch die Jesuiten dem Katholicismus wieder gewonnen — was lag also daran, daß es dabei die Hälfte seiner Einwohnerschaft verlor und in das bitterste Elend herabsank?

Ich komme nun auf den vierten Beleg zu sprechen: auf die Ermordung Albrecht Wenzels von Wallenstein, Herzogs zu Friedland, Mecklenburg und Sagan, offenbar des größten Feldherrn unter allen, welche in diesem Kriege die katholischen Heere befehligten. Ihn hatten die Jesuiten dazu ausersehen, daß er das Haus Habsburg zum alleinherrschenden in Europa und den Kaiser Ferdinand II. zum unumschränkten Regenten vom deutschen Reiche mache, denn nie und nimmer ließen die Söhne Loyola's ihr großes Ziel der Universalmonarchie auch nur einen Augenblick lang aus den Augen. Er, der Friedländer, war aber auch der Mann dazu, und zwar nicht blos seiner großen Feldherrntalente wegen, sondern noch mehr, weil er in ihrem Collegium zu Olmütz erzogen worden war und geistig vollkommen mit ihnen übereinzustimmen schien. Auch kamen beide Theile längere Zeit ganz gut mit einander aus und wenn zum Beispiel der Friedländer die Verleihung der Herzogthümer Sagan und Mecklenburg ganz allein oder wenigstens hauptsächlich der Fürsprache des Paters Lamormain, des einflußreichsten Mannes am kaiserlichen Hofe und faktischen Premierministers, verdankte, so setzte dagegen Wallenstein sowohl ihm, als seinen Mitbrüdern gar fleißig mit „Handsalbe", d. i. mit reichen Präsenten zu und verschaffte dem Orden Jesu in den von seinen Truppen besetzten, bisher protestantischen Reichslanden einen festen Grund und Boden. Wie jedoch Wallenstein später in der Zeit der ärgsten Noth zum

Generalissimus mit völlig absoluter Dictatur ernannt wurde und von dieser Dictatur einen so unumschränkten Gebrauch machte, daß nicht blos das Heer, sondern auch der Hof sich ganz nach seinem Willen richten mußte, da bemächtigte sich des kaiserlichen Beichtvaters und seiner Ordensbrüder ein furchtbarer Ingrimm, denn bisher waren ja sie es gewesen, die ganz allein den Kaiser nebst dem Staatsschiff gelenkt hatten. Ja, dieser Grimm steigerte sich zur Wuth, wenn sie bedachten, daß der Friedländer eigentlich auf ihren Schultern zu der schwindelnden Höhe, auf der er jetzt stand, emporgestiegen war, und darum beschlossen sie auch sogleich, nachdem sie sich überzeugt, daß sie ihn nicht mehr als ihr Werkzeug benützen könnten, seinen Untergang. Auch blieb dieß dem Friedländer keineswegs verborgen und er sprach sich daher oft und viel gegen seine nächsten Vertrauten dahin aus, daß er die Jesuiten von Grund des Herzens hasse und sie, so bald als nur immer thunlich, für immer aus dem Reiche jagen möchte; allein die Söhne Loyola's kamen ihm zuvor, und im Verein mit Maximilian von Baiern und seinen andern Feinden gelang es ihnen, den Kaiser Ferdinand zu überreden, daß nun — zu Anfang des Jahrs 1634 — die Zeit gekommen sei, wo man des lästigen Dictators nicht mehr bedürfe. An der bloßen Absetzung, der bloßen Entfernung des verhaßten Mannes genügte es ihnen aber nicht, sondern sie wollten, weil sie ihn fürchten gelernt hatten, seinen Tod, sein gänzliches Abtreten vom Schauplatz dieser Welt, und somit überredeten sie mittelst des Paters Lamormain den Kaiser ohne allzu viele Mühe zur Unterzeichnung der bekannten Blutbefehle, welche am 24. Februar 1634 in Eger vollzogen wurden. Ueberdem waren sie es, welche sich zu Postboten und Postreitern gebrauchen ließen, um mit den verrätherischen Feldobristen des Friedländers, besonders dem Gallas, dem Buttler und dem Piccolomini zu unterhandeln, und in ihrem Collegium zu Prag wurden, wie von Zeitgenossen ausdrücklich bezeugt ist, von den Vollstreckern des Bluturtheils die entscheidenden Berathungen gepflogen.

Der fünfte Beleg des außerordentlichen Einflusses der Jesuiten auf den Gang des großen Glaubenskampfes in Deutschland liegt in dem berüchtigten Restitutionsedict, dessen Verfasser sie waren und welches Kaiser Ferdinand II. rein blos auf ihren Rath und durch ihre Einflüste-

rungen getrieben, am 6. März 1629, als eben das Kriegsglück ihn auf den Zenith seiner Macht gestellt hatte, erließ. Seinem „Wortlaute" nach sollten die Protestanten gehalten sein, alle seit dem Passauer Vertrage von 1552 an sich gezogenen Klöster, Stifte, Bisthümer und Kirchengüter herauszugeben, um sie den „rechtmäßigen" früheren katholischen Besitzern zu restituiren, und es jubelte deßhalb im Anfang die gesammte katholische Priesterschaft, die Bischöfe und Erzbischöfe Deutschlands so wie den Pabst an der Spitze, unendlich darüber. Allein nur im Anfang, denn nach wenigen Jahren schon stellte es sich heraus, wie das Edict eigentlich gemeint sei. Es stellte sich heraus, daß Kaiser Ferdinand, welcher sich von Anfang an die freie und alleinige Verfügung über jene Kirchengüter vorbehielt, keineswegs gesonnen war, die besagten Güter den früheren Besitzern zurückzugeben, sondern daß er sie vielmehr zu seinem Nutzen und zur Vergrößerung seiner Macht behalten wollte und auch großentheils factisch behielt*). Es stellte sich heraus, daß die Söhne Loyola's jenes Edikt nur deßhalb fabricirt hatten, um in allen den Territorien, welche die Protestanten herausgeben sollten, sich selbst festzusetzen, um überall in jenen Bezirken den seit 1552 eingeführten evangelischen Glauben mit Gewalt auszutreiben und ihrem Orden alle auf diese Weise eroberten Kirchen nebst dem, was daran hing, einzuräumen. Deßwegen fehlten auch die Söhne Loyola's nie und nirgends, wo eine kaiserliche Kriegsschaar in eine eroberte Stadt einzog, denn sie wußten doch jene ohnehin schon entmenschten Horden zu noch größerem Eifer: „für Gottes Ehre ihre Lanzen einzulegen", das heißt zu noch scheußlicheren Greuelthaten gegen die Protestanten inflammiren; sie mußten allüberall, wohin das kaiser-

---

* Pabst Urban VIII. beklagte sich deßhalb auch anno 1632 aufs heftigste darüber, und erwiederte dem Jesuiten-Cardinal Peter Pazman, welchen Ferdinand an ihn gesandt hatte, ganz ungeschminkt: „Die großen Vortheile, welche damals die Schweden errungen hätten, seien unbezweifelt nur eine göttliche Strafe dafür, daß die den Protestanten abgenommenen Kirchengüter nicht der Kirche überantwortet, sondern von der Staatsgewalt für sich selber zurückbehalten worden seien."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

liche oder liguistische Banner vordrang, mit Hülfe der entfesselten Soldateska dieselben Scenen aufführen oder wenigstens aufzuführen suchen, wie in Böhmen und Schlesien zu Anfang des Kriegs! So ermahnte z. B. der Pater Lorenz Forer, Professor an der Jesuitenschule zu Dillingen, die Befehlshaber der kaiserlichen Heere mit den Worten: „Estote ferventes, das ist werdet nicht matt in eurem Eifer, sondern senget und brennet, daß die Engel die Füße an sich ziehen und die Sterne zu schmelzen beginnen." So ermordete der Pater La-Mournay bei der Eroberung der Stadt Oelnitz durch die Kaiserlichen drei protestantische Geistliche mit eigener Hand und ertheilte einem Kroaten, als derselbe einem Kinde, das er an den Füßen hielt, an einer Mauer den Kopf zerschmetterte, zum Lohn für diese That auf der Stelle Absolution für alle seine Sünden. So stellten sich die Patres Jeremias Drexel, Franz Dübuisson, Ignaz Plachy nebst noch vielen anderen ihrer Brüder oft und viel selbst an die Spitze der Bataillone, und in der Schlacht bei Breitenfeld, in welcher Gustav Adolph den Tilly auf's Haupt schlug, fand man sogar einige der Loyoliten unter den Todten. So zogen in Kaufbeuren, wie auch noch in vielen anderen schwäbischen Reichsstädten, ihrer Neun oder Zehne neben den kaiserlichen Besatzungstruppen einherschreitend, ein und zwangen anno 1630 alle Protestanten entweder auszuwandern oder katholisch zu werden, von welcher Alternative sie selbst bei todtkranken Greisen, wie z. B. bei dem siebenzigjährigen Bürgermeister Lauber, keine Ausnahme gestatteten. So kam, ebenfalls im Jahre 1630, der Pater La-mormain in Person nach Augsburg, um in Verbindung mit dem Rector des dortigen Jesuitencollegiums, Konrad Reising, das Restitutionsedikt zu vollziehen und mit Hülfe der mitgebrachten Soldaten waren bald alle protestantischen Kirchen und Schulen entweder geschlossen oder niedergerissen; diejenigen Einwohner aber, die dessen ungeachtet protestantisch bleiben wollten, trieb man mit der Peitsche in die Messe und gestattete ihnen selbst das Auswandern nicht, außer wenn sie ihr Vermögen zurückließen. „Da gings", schreibt ein Chronist aus jener Zeit, „also im ganzen Reich; was die Jesuiten wollten, das befahl der Kaiser, das urgirte der Spanier, das probirte der Baier, das insinuirten die Kommissäre, das exequirten die Soldaten, und es ist nicht genugsam zu beschreiben,

wie jämmerlich und schrecklich es hergangen mit Morden, Rauben und Brennen."

Als sechster und letzter Beleg des jesuitischen Einflusses auf den Gang des dreißigjährigen Krieges sind noch anzuführen die fast außerordentlichen Bemühungen der Söhne Loyola's, das Zustandekommen einer jeglichen Verständigung schon von vorn herein zu verhindern, denn Frieden sollte um keinen Preis werden, so lange noch ein Protestant existirte. Schon im Jahre 1632 suchte Cardinal Richelieu den Frieden zu Stande zu bringen, und zwar auf eine Weise, welche dem Verstande dieses großen Staatsmannes alle Ehre macht. Damals war nämlich Ferdinand II. durch die Siege Gustav Adolphs plötzlich von seiner stolzen Höhe in die tiefste Noth herabgeschleudert worden, und es schien zweifellos, daß das Haus Habsburg von dem tapferen Schwedenkönige und seinen protestantischen Alliirten schon nach kurzem Kriege zu einem recht demüthigen Frieden würde gezwungen werden, falls nur Maximilian I. sich entschließen könnte, sich mit seiner Liga neutral zu verhalten. Dadurch wäre Baiern vom Kriege ganz verschont geblieben und hätte sich zu einer Mittelmacht emporgeschwungen, welche bedeutend genug gewesen wäre, um den Ton in Deutschland anzugeben; also Vortheile genug, daß ein kluger Regent mit beiden Händen darnach gegriffen haben würde. Auch bot der französische Gesandte Charnacé all' seine Beredtsamkeit auf, um den Wittelsbacher zu überreden, und der zu München versammelte landständische Ausschuß unterstützte ihn hierin aus allen Kräften. Allein was wäre aus den Jesuiten und ihren Plänen von einer Habsburgischen Universalmonarchie geworden, wenn Maximilian auf diesen Vorschlag eingegangen sein würde? Darum regten sie sich auch nun mit aller Kraft, und Adam Contzen*),

*) Pater Contzen, geboren anno 1575 in Montjoye im Herzogthume Jülich, trat anno 1595 in den Jesuitenorden und wurde anno 1617 aus einem Professor der Theologie am Collegium zu Mainz Beichtvater des Bischofs Johann Gottfried von Würzburg. Nach dem Tode des Johann Buslidius aber, anno 1623, rückte er zum Beichtvater des Kurfürsten Maximilian I. vor und blieb in dieser einflußreichen Stellung bis zu seinem Tode im Jahre 1635. Nebenbei bemerke ich noch, daß Buslidius 28 Jahre lang Maximilians Gewissensrath gewesen war.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Beichtvater Maximilians, stellte diesem Himmel und Hölle vor, um ihn von einem so verderblichen Plane abzubringen. Er — und natürlich bliesen die übrigen am Hofe zu München ab- und zugehenden Jesuiten ganz in dasselbe Hörnlein — meinte unter anderem, der Kurfürst würde, wenn er aufhöre, in diesem Kriege für den Glauben zu fechten, nicht blos all' den bisherigen Ruhm einbüßen, sondern auch noch einen unvertilgbaren Schandfleck auf sich laden. Ueberdem fragte er ihn, ob er, der Kurfürst, es dann auf sein Gewissen nehmen möchte, durch einen Neutralitätsvertrag mit dem Schwedenkönige den Sieg des Ketzerthums zu begünstigen, und ob er denn noch nicht daran gedacht habe, daß er sich dann am Ende sogar zur Duldung der Protestanten in Baiern genöthigt sehen würde? Kurz, er wußte seinem erlauchten Beichtkinde einen solchen Schrecken einzujagen, daß Maximilian beschloß, den Krieg fortzusetzen und sich, zum unsäglichen Elend Deutschlands, wie auch insbesondere Baierns, noch ferner als eine Vormauer Oesterreichs gegen des Schwedenkönigs Macht brauchen zu lassen.

Auf diese Art kam anno 1632 rein durch der Jesuiten Schuld der Frieden nicht zu Stande und ganz auf dieselbe Weise ging es auch anno 1635 und 1638. Im Jahre 1635 war es dem österreichischen Hofe gelungen, in dem sogenannten Prager Frieden die Allianz Sachsens mit Schweden zu lösen und dieser Friede hatte für den Kaiser Ferdinand einen unendlichen Werth, weil er damals allzu erschöpft war, um den Kampf mit allen seinen bisherigen Feinden noch länger fortzusetzen. Dessen ungeachtet spieen die Jesuiten, den Pater Lamormain an der Spitze, Feuer und Flammen über diesen Frieden, und suchten nicht blos die katholischen Kurfürsten mit der ganzen Kraft ihrer Ueberredungskunst von dem Beitritt zu demselben abzuhalten, sondern drangen auch alltäglich in den Kaiser, ihn zu brechen. Natürlich, denn durch das besagte Friedensinstrument wurde den Lutheranern Religionsfreiheit garantirt und die Durchführung des jesuitischen Restitutionsedikts sistirt! Die Noth des Habsburgers war jedoch damals zu groß, als daß er hätte seines Beichtvaters Willen erfüllen können, und somit mußte dieser nothgedrungen einen günstigeren Zeitpunkt abwarten. Nun starb im Februar 1637 Ferdinand II. unter den Verwünschungen der durch ihn in unabsehbares Elend gestürzten Völker Germaniens

und sofort bot die Landgräfin von Hessen, Amalie Elisabeth, als Vormünderin ihres achtjährigen Söhnleins, dem Kaiser Ferdinand III. (1637—57) unter denselben Bedingungen, wie Sachsen im Jahre 1635, die Hand zum Frieden. Der neue Kaiser, eben damals durch Bernhard von Weimar hart bedrängt, bevollmächtigte den Kürfürsten Anselm Kasimir, Erzbischof von Mainz, mit diesem für ihn hochwichtigen Geschäfte, und der Kurfürst brachte dasselbe auch im August 1638 unter sehr günstigen Bedingungen für Oesterreich zu Stande. Alle weltlichen Räthe Ferdinands III. frohlockten über den Vertrag und eben so thaten auch die meisten geistlichen Würdeträger. Nur allein die Jesuiten stemmten sich mit Händen und Füßen dagegen und stießen insgesammt ein wahres Jammergeschrei darüber aus, daß selbst den Reformirten — Hessen bekannte sich zum Calvinismus —, diesen Gehaßtesten unter den Gehaßten, gesetzliche Duldung zugesagt werden solle. Welch' ein Glück also für sie, daß der Kaiser einen der Geschicktesten aus ihrer Mitte, den Pater Johann Gans*), zum Beichtvater hatte, und welch' ein noch größeres Glück, daß der Monarch sich durch dessen inständige Vorstellungen bewegen ließ, den Vertrag nicht zu ratificiren! Die Landgräfin erneuerte also ihr Bündniß mit den Schweden und ihr tapferes Heer kämpfte von nun an bis zum Ende des Kriegs auf Seiten der Protestanten.

So trieben es die Jesuiten fort und fort, und umsonst drangen die Reichsstände, die sich im Herbste 1640 zu Regensburg versammelten, in den Kaiser, vor der Hand wenigstens eine allgemeine Amnestie zu erlassen, damit durch dieselbe die Aussöhnung zwischen Oesterreich und den Protestanten angebahnt werde. Der Kaiser that's nicht, weil die Jesuiten es nicht zugaben. Im Gegentheil verwarfen sie, wie aus einer damals von dem Pater Lorenz Forer — ich habe seiner schon weiter oben erwähnt — im Namen des Ordens veröffentlichten Schrift erhellt, eine Generalamnestie als eine durchaus sündige und ver-

*) Johann Gans, gebürtig aus dem Würzburgischen und Jesuit seit 1610, begleitete Ferdinand III. schon vor seiner Thronbesteigung auf seinen Heereszügen als Feldprediger und wurde nachher durch volle 22 Jahre sein Beichtvater. Er überlebte übrigens seinen Herrn um fünf Jahre, indem er erst anno 1662, der Kaiser aber anno 1657 starb.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

werfliche Sache, und drangen mit aller Bitterkeit darauf, den Krieg bis zur gänzlichen Ausrottung des Protestantismus nie zu sistiren. Endlich aber sprach das Gebot der Noth allzustark, als daß der Kaiser noch länger hätte diesen Grundsatz verfolgen können, und so wurden denn anno 1643 zu Münster und Osnabrück die Friedensverhandlungen zwischen den verschiedenen kriegführenden Theilen, unter welchen auch das Ausland — Frankreich und Schweden — stark vertreten war, eröffnet. Ganz Deutschland athmete froh auf, als es sah, daß man wirklich mit dem Friedenswerke Ernst machen wolle, denn es war matt bis zum Tode von dem langen, furchtbaren Kampfe, und so hofften denn Protestanten wie Katholiken, daß man sich in aller Schnelle einigen werde, dieweil ja während der Verhandlungen das Schlagen und Schlachten fortdauerte, und zu den alten Verblutungen immer neue hinzukamen. Trotz allen dem währte es noch volle sieben Jahre, bis die Verhandlungen zu Ende geführt werden konnten; und wer trug die Schuld an dieser Verzögerung, während welcher unser armes Vaterland vollends bis zur Vernichtung ausgesaugt wurde? Niemand, als nur allein der Orden Jesu! Das Erste, was die Protestanten verlangten und unbedingt verlangen mußten, war Religionsfreiheit, sowie überhaupt gleiche Berechtigung und Ebenbürtigkeit mit den Katholiken. Ohne Gewährung dieser obersten Bedingung konnten sie auf keinen Frieden eingehen, denn sonst wären sie ja rechtslos geblieben; allein eben diese Vorbedingung wurde von den Jesuiten als ein religiöser Gräuel unbedingt verworfen, und sie drangen daher in den Kaiser, lieber anderweitig die größten Opfer zu bringen, lieber die schönsten deutschen Landstriche an Frankreich und Schweden abzutreten, als diese Bedingung einzugehen. Und nicht bloß in den Kaiser drangen sie, sondern auch in alle katholischen Reichsfürsten, in alle kleineren oder größeren katholischen Mächte, die auf dem Friedenscongresse vertreten waren. Welchen Erfolg aber diese ihre Machinationen haben mußten, das kann man am besten aus der Thatsache ermessen, daß es damals fast in der ganzen katholischen Welt keinen einzigen Fürsten, ja nicht einmal einen Minister oder Staatsmann von irgend welcher Wichtigkeit gab, dessen Gewissen nicht ein Mitglied der Gesellschaft Jesu berathen hätte. Am allermeisten übrigens

wußten sie den Umstand auszubeuten, daß die Friedensverhandlungen gerade in Münster und Osnabrück geführt wurden, denn in beiden Städten besaßen sie Collegien und zudem war der Bischof von Osnabrück, der Wortführer des katholischen Reichsfürstenstandes auf dem Congreß, ihr besonderer Freund. Der besagte Bischof nämlich, mit Namen Franz Wilhelm, ein unehelicher Sohn des Herzogs Ferdinand von Baiern, wurde von seinem neunten Jahre an von den Söhnen Loyola's in Ingolstadt erzogen und sog daselbst solche Grundsätze ein, daß selbst sein Vetter, Maximilian I., nicht jesuitischer denken konnte. Was er also auf dem Congresse, auf dem er als Vertreter von siebzehn katholischen Stimmen sowie wegen seiner Rednergabe und vornehmen Verwandtschaft großen Einfluß gewann — was er dort that und sprach, das that und sprach er im Geiste seiner Lehrer, und wenn selbst die beiden Ordensgenerale Vitelleschi und Caraffa, in deren Regierungsperiode der Congreß fiel, persönlich gegenwärtig gewesen wären, so hätten sie die Interessen ihres Ordens nicht besser wahren können. Eben so thätig, als er, erwiesen sich die jesuitischen Professoren, welche in den Collegien zu Münster und Osnabrück das Lehramt führten, und insbesondere gingen die beiden Patres Johannes Mühlmann und Gottfried Coeler nebst ihrem Rektor Johannes Schücking mit einer solch' durchdringenden Schlauheit zu Werke, daß man sie als wahre Musterjesuiten rühmen kann. Da war kein Gesandter eines katholischen Fürsten, bei dem sie nicht jeden Tag aus- und eingegangen wären; da gab's kein Zimmer, selbst nicht das geheimste, in welchem sie nicht ihre Lauscher gehabt hätten, und selbst die Wohnungen der protestantischen Bevollmächtigten waren hievon nicht ausgeschlossen. In dem Gartenpavillon ihres Münsterischen Collegiums aber hielten die Ultrakatholischen unter dem Vorsitz des spanischen Gesandten ihre Vorberathungen, und daß dann die Beschlüsse stets in rein jesuitischem Sinn ausfielen, versteht sich natürlich von selbst. Auf diese Weise gelang es ihnen, das Friedenswerk durch volle sieben Jahre aufzuhalten, und sicherlich hätte Ferdinand III. seinem Gesandten, dem Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, „dem Engel des Friedens", wie ihn Viele mit Recht nannten, auch noch nicht einmal im Jahre 1648 Vollmacht gegeben, in der Frage der Religionsfreiheit die protestan-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tischerseits verlangten Einräumungen zu machen, wenn nicht eben in dieser Zeit der stürmische Wrangel das letzte Heer, welches er aufzutreiben vermochte, in tausend Trümmer geschlagen haben würde. Unter besagten Umständen aber mußte er, und so kam am 24. Oktober 1648 der schon so lange mit der inbrünstigsten Sehnsucht herbeigewünschte Frieden — man nennt ihn den westphälischen — endlich doch zu Stande. Allein, wie sah es nunmehr in Deutschland aus? Ach das dreißigjährige Morden und Sengen hatte einen Zustand hervorgerufen, den näher zu beschreiben die Feder sich sträubt. Tausende von Städten und Dörfern in Ruinen; die üppigsten Fluren auf ganze Wegstrecken in eine Wildniß verwandelt; wilde Thiere in Massen, wo sonst friedliche Heerden weideten; die noch lebenden Menschen entmenscht und nicht selten bis zu Bestien herabgesunken; Jung und Alt so tief in der Unwissenheit begraben, daß Viele nicht mehr wußten, wo Christus und wo der Teufel sei; kurz, ein Zustand, den man sich erbarmungswürdiger nicht denken kann, und der nur durch einen langen, langen Frieden wieder zum Guten gewendet werden konnte. Und doch, trotz dieser gräßlichen Noth, hatten die Jesuiten alle ihre Kräfte angewandt, um das Einigungswerk nicht zu Stande kommen zu lassen; doch, trotz alle dem gaben sie ihm ihren Fluch, nachdem es endlich zu Stande gekommen war!

Zu verwundern übrigens hat man sich nicht hierüber, denn sie hatten gehofft, ihre Macht über ganz Deutschland auszubreiten, und nun mußten sie sich mit zwei Drittheilen begnügen. Freilich durften sie sich umgekehrt frohlockend zurufen, daß diese zwei Drittheile eine Errungenschaft seien, vor welcher alle ihre Errungenschaften in irgend einem andern Staate Europas zurücktreten mußten, dieweil sie zur Zeit des Friedens in Oesterreich, Böhmen, Baiern und den verschiedenen geistlichen Fürstenthümern im Reiche zusammen nicht weniger als hundert und achtzehn Collegien nebst der entsprechenden Anzahl von Residenzen, Noviciaten und Profeßhäusern besaßen, allein dessen ungeachtet machte ihnen nichts größeren Schmerz, als die Gewißheit, durch den westphälischen Frieden ein so unendlich weites Feld für ihre Wirksamkeit so zu sagen mit einem einzigen Federzuge sich entrissen zu sehen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VI. Die Machtstellung der Jesuiten in England und den nordischen Reichen.

Weit weniger als in irgend einem andern Staate Europas wollte es den Jesuiten glücken, sich in den nordischen Reichen einheimisch zu machen, das einzige Polen ausgenommen, und ich werde mich daher in dieser letzten Schilderung des jesuitischen Wachsthums sehr kurz fassen können.

England war durch das gewaltthätige Gebahren des Königs Heinrich VIII. dem römischen Scepter entwendet worden, und so lange dieser Monarch lebte (bis 1547) mußte alles, was katholisch hieß, seinen Landen fern bleiben. Hierüber grämte sich der Stifter des Jesuitenordens gar sehr und er schickte sofort seine beiden Schüler Pasquier-Brouet und Salmeron nach England ab, um zu sehen, ob sich kein Terrain für eine Colonie in seinem Sinne finden ließe. Brouet und Salmeron überzeugten sich aber bald, daß hier nichts zu machen sei, und schifften sofort nach der Insel Grün-Erin, wie man Irland gewöhnlich zu benennen pflegt, über, um deren Bewohner in ihrem gewaltsamen Widerstand gegen Heinrich VIII. und seine reformatorischen Bestrebungen zu stärken. Doch auch hier war ihres Bleibens nicht lang, denn König Heinrich brachte seine aufrührerischen Unterthanen mit Blut und Eisen zum Gehorsam, und die jesuitischen Emissäre mußten sich daher über Hals und Kopf flüchten. Eben so wenig ließ sich damals in Schottland etwas ausrichten, indem allda der große Reformator John Knox bei seiner Ausrottung des Papismus das ganze Volk hinter sich hatte. Diese den Jesuiten so gar sehr feindseligen Verhältnisse änderten sich nun allerdings, als in England nach der kurzen Zwischenregierung Eduards VI. (1547—53) die Tochter Heinrichs VIII. aus seiner Ehe mit Katharina von Arragonien, Maria I., gewöhnlich nur „die blutige Maria" genannt, und in Schottland Maria Stuart, die Tochter Jacobs V. und der Maria von Lothringen zur Regierung kamen, indem beide Regentinnen von ihren Müttern im streng katholischen Glauben erzogen worden

waren; allein so ungeheure Anstrengungen auch die Römlinge unter bedeutender Mitwirkung der Söhne Loyola's, besonders der beiden Patres Edmund Hay und Thomas Dasbire, machten, um den Protestantismus bleibend zu verdrängen — so große Gräuel auch verübt wurden, und so viel des protestantischen Blutes floß, so endete die gräßliche Tragödie doch damit, daß die Jesuiten, so wie in England die berühmte Elisabeth anno 1558 und in Schottland für den minderjährigen Jacob VI. anno 1568 der Graf Murray die Zügel der Regierung ergriff, ganz Großbritannien verlassen mußten. Natürlich übrigens ließen deßhalb die Söhne Loyola's in ihren Bestrebungen, sich auf der britannischen Insel festzusetzen, doch nicht nach, sondern sie errichteten vielmehr alsbald sowohl in Rom selbst, als auf französischem Boden, in Douay und Rheims, sowie später in St. Omer, Lüttich und anderswo auf dem Continente Seminarien, um darin junge Engländer im papistisch-jesuitischem Sinn zu erziehen, und aus diesen Anstalten gingen dann von Zeit zu Zeit Emissäre unter allerlei Verkleidungen nach England ab, dieses Reich in Verwirrung zu bringen*). Der ureigentliche Zweck jedoch — der Zweck: bleibende Niederlassungen in England und Schottland zu gründen, gelang dem Orden Jesu nie, und Großbritannien durfte sich also rühmen, das Banner Loyola's kaum einmal vorübergehend auf seinem Boden haben wehen zu sehen.

Ganz desselben Ruhms machten sich auch die Königreiche Dänemark und Schweden theilhaftig, obwohl — wenigstens in letzterem Reiche nicht ohne Kampf und Streit. Nachdem nämlich hier durch Gustav I. die Reformation eingeführt und der Katholicismus gänzlich vernichtet worden war, glaubten die Jesuiten unter seinem zweiten Sohn und Nachfolger Johann III. (1568 bis 1592) den rechten Zeitpunkt gekommen, um sich in den schwedischen Landen geltend zu machen, denn Johann hatte die sehr gut katholische Prinzessin

---

*) Als solche Emissäre glänzten unter Elisabeth's Regierung besonders die Patres: Edmund Campian, Radulf Serevin, Alexander Briant und Robert Person, welche bald als Soldaten, bald als Kaufleute verkleidet England durchzogen. Person war auch zugleich der Verfasser verschiedener Schmähschriften auf die Königin und ebenso Edmund Campian.

Katharina, eine Schwester des Königs Sigismund August II. von Polen, geheirathet und diese wußte ihn ganz nach ihrem Belieben zu stimmen. Offen durfte man jedoch bei der Sache nicht zu Werke gehen, weil sich sonst das in seinem evangelischen Glauben sehr eifrige schwedische Volk empört haben würde, und somit ward der König überredet, vorerst nur ganz in der Stille und heimlich einige Jesuitenpatres kommen zu lassen. Die Patres erschienen, an ihrer Spitze Lorenz Nicolai aus Löwen, und gerirten sich als protestantische Theologen, als welche sie auch durch den Machtspruch Johanns an der neu errichteten Universität Anstellung fanden. Ihr heimliches Wirken jedoch ging dem Ordensgeneral Eberhard Mercurien zu Rom viel zu langsam und er sandte deßhalb den Pater Anton Possevin, den wir von Savoyen her schon kennen, um den König zu bestimmen, daß er den Cultus der katholischen Religion öffentlich auszuüben gestatte. So weit jedoch brachte es auch Possevin, der in der Eigenschaft eines kaiserlichen Gesandten auftrat, nicht, wohl aber so weit, daß Johann heimlich zum Katholicismus übertrat und, nachdem er den Pater Stanislaus Versovicius, den Gewissensrath seiner Gemahlin, auch zu seinem Beichtvater angenommen hatte, sich in seinem Palast eine Kapelle einrichten ließ, in welcher er sich alle Tage die Messe nach katholischem Ritus lesen ließ. Von weit größerer Tragweite jedoch war es, daß er seinen Erstgebornen und dereinstigen Nachfolger Sigismund, um die Wahl desselben zum König von Polen möglich zu machen, öffentlich in der katholischen Religion erziehen ließ und so gewissermaßen die Schweden darauf vorbereitete, daß mit der Thronbesteigung Sigismunds diese Religion öffentlich werde eingeführt werden. Beides schien auch in der That eintreffen zu wollen. Sigismund wurde nämlich anno 1587 richtig von den Polen, als der nächste Erbe Sigismund Augusts II., zu ihrem Könige erwählt und als dann anno 1592 Johann III. starb, so erbte der junge Monarch auch noch das Königreich Schweden. Was war nun aber natürlicher, als daß Er, der von den Jesuiten erzogen worden war und seit seiner polnischen Thronbesteigung sich ganz in ihren Händen befand, sofort von ihnen getrieben, dem Katholicismus in Schweden Eingang zu verschaffen suchte? Dessenthalben versammelten sich auch sofort am 9. Januar 1593 die schwe-

dischen Stände in Upsala und faßten einmüthig den Beschluß, daß im ganzen Vaterlande für alle Zukunft nur die Augsburgische Confession Geltung haben dürfe; diesen von allen Anwesenden — also dem Reichsrath, der Ritterschaft, der Geistlichkeit, den Staatsministern, den Landvögten und den Bürgermeistern — unterzeichneten und von dem einstweiligen Reichsverweser Karl, Herzog der Ostgothen und Bruder des verstorbenen Johann III. contrasignirten Beschluß aber übermachte man durch eine Deputation dem Sigismund nach Warschau und forderte ihn auf, denselben zu beschwören, ehe er nach Schweden zur Krönung komme. Was that hierauf Sigismund? Nun im Anfang versuchte er es, ohne die geforderte Eidleistung den schwedischen Thron einzunehmen; wie aber dieß nicht ging, sondern vielmehr eine offene Empörung auszubrechen drohte, da schwur er auf den Rath der Jesuiten, was man von ihm wollte, doch mit dem loyolitischen inneren Vorbehalte, den Contrakt, so weit er ihm nicht convenire, sogleich wieder zu brechen. Und richtig — so wie er gekrönt war, kümmerte er sich kein Jota mehr um seinen Eid, führte vielmehr seine geliebten Jesuiten in Stockholm ein und übergab ihnen dort mehrere der bestehenden Kirchen, die er den Protestanten entriß. Ueberdem stellte er katholische Räthe an, ließ Prozessionen aufführen, verlangte, daß man im ganzen Lande den Söhnen Loyola's Collegien einräume und hob schließlich die Beschlüsse von Upsala als ungesetzlich auf. Dieß ließen sich nun aber die schwedischen Stände keineswegs gefallen, sondern sie protestirten sofort energisch und wie die Protestationen nichts halfen, stellten sie ein Heer auf, schlugen dasjenige, welches Sigismund aus Polen gegen sie heranführte, erklärten sodann den schwedischen Thron für erledigt und setzten schließlich am 18. März 1607 dem Herzoge Karl von Ostgothland die Krone auf. Nun hatte es mit der kurzen Herrlichkeit des Ordens Jesu mit einem Male ein Ende und seither sind seine Jünger auch nie mehr nach Schweden zurückgekehrt. Doch nein, ich habe Unrecht, ein einziges Mal kehrten sie zurück, nämlich unter der Königin Christine, der Tochter Gustav Adolphs, des „Löw von Mitternacht", der so Großes im dreißigjährigen Krieg für die Sache der Protestanten leistete. Sie kamen aber nicht als Jesuiten, sondern entweder in der Verkleidung von Gelehrten, wie der Mediciner Bourdelot und die

beiden Mathematiker Paul Cassati und Franz Malines, oder als unschuldige Hauscaplane fremder Gesandten, wie die Patres Mannerschied und Anton Macedo, von denen ersterer den spanischen und letzterer den portugiesischen Ambassador begleitete. Auch gelang es ihnen keineswegs, von der Königin irgend eine Begünstigung ihres Ordens oder der katholischen Religion zu erhalten; vielmehr legte die genannte Monarchin ihre Krone vorher nieder, ehe sie am 24. Dezember 1654 ihren Glauben zu Brüssel in die Hände des Paters Guemes abschwur, und diese Religionsveränderung hatte so wenig auch nur die geringste Rückwirkung auf Schweden, daß man ihr, als sie einstens auf Besuch nach Stockholm zurückkam, nicht einmal die Ausübung ihrer neu angenommenen Religion gestattete.

Eines ganz andern Erfolges erfreuten sich die Söhne Loyola's in Polen, in welchem die katholische Religion auch nach der Reformation die herrschende geblieben war, obwohl auch nicht wenige Einwohner, etwa der vierte Theil, sich zum protestantischen Glauben bekannten. Der erste, der die schwarzen Patres in's Land rief, war der Bischof von Wilna und unter seinem Schutz gründete der Pater Magius ein Collegium daselbst, welches gleichsam das Mutterhaus für alle späteren jesuitischen Colonien in Polen und Litthauen anzusehen ist. Ihr Hauptwachsthum verdankten sie übrigens dem Stephan Bathori, welchen die Polen im Jahre 1576 zu ihrem Könige erwählten, denn bei ihm wußten sich die schlauen Patres so sehr in Gunst zu setzen, daß er sie während seiner zehnjährigen Regierung mit Reichthümern fast überschwemmte. So entstanden nach und nach im Krakauer Gebiet neben einem Profeßhaus und Noviziate nicht weniger als siebenzehn Collegien und Seminarien nebst acht Residenzen, in denen zusammen gegen sechshundert Jesuiten wirkten; im Warschauer Gebiet aber und im Litthauischen gab es zwei Profeßhäuser, ein Noviziat, fünfzehn Collegien, vier Residenzen und etwa fünfhundert Ordensglieder. Ja bis Riga und Smolensk schoben sie ihre Vorposten vor und selbst in dem fernen Nowgorod erwarben sie sich eine Niederlassung. So groß nun aber der Nutzen war, den die Jesuiten durch diese Erfolge für sich selbst gewannen, so außerordentlich hoch belief sich der Schaden, der dadurch der polnischen Nation zugefügt wurde, denn so bald die Söhne Loyola's

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einmal recht fest im Neste saßen, fingen sie an, gegen die Protestanten und Nichtkatholischen überhaupt, welche bisher nach den bestehenden Gesetzen vollkommene Religionsfreiheit genossen hatten, mit theils offenem, theils geschlossenem Visier zu Felde zu ziehen, und es entstanden in Folge dessen jene inneren Unruhen im Reiche, welche erst nach Jahrhunderten und nur mit dem Untergange der Selbstständigkeit Polens endigten. Eine in's Einzelne eingehende Geschichte dieser durch die jesuitischen Umtriebe veranlaßten inneren Zwistigkeiten zu schreiben, muß ich übrigens um so mehr hier unterlassen, als die Art und Weise, wie die Loyoliten zu Werke gingen, ganz dieselbe war, wie vor und während des großen Glaubenskriegs in Deutschland, und ich begnüge mich also, darauf hinzuweisen, wie die Aufgeklärteren unter den Polen schon am Ende des 16. Jahrhunderts sich es ganz deutlich bewußt wurden, woher die Zerrissenheit im Staate komme und wohin sie schließlich führen müsse. In einer dem polnischen Adelstande zu Proßnowitz übergebenen Denkschrift heißt es nämlich unter anderem wörtlich: „Die Jesuiten denken ganz und gar nicht darauf, die Andersgläubigen zu überzeugen, als vielmehr sie zu verfolgen, zu ängstigen und einen ewigen Religionshaß lebendig zu erhalten. Ihre brauchbarsten und scharfsinnigsten Mitglieder verwenden sie, statt zur Erziehung der Jugend, am Hofe, damit sie bei Königswahlen wie bei königlichen Erlassen einen entscheidenden Einfluß ausüben können, unter dem Schutze des königlichen Ansehens aber schmeicheln sie nur ihren eigenen herrschsüchtigen Leidenschaften. Sie waren es, welche die Unruhen in Livland, in Riga, in Litthauen, in Volhynien anstifteten, und sie waren es, welche in Krakau die protestantischen Geistlichen, um sich ihrer Kirchen zu bemächtigen, ohne Rücksicht auf Krankheit und hohes Alter mit Gewalt vertrieben, so daß bei diesem Anlaß einige Tempel sogar in Flammen aufgingen. Ihre Collegien, Seminarien und Profeßhäuser, die sie sich bei uns erbauten, gleichen Palästen und befestigten Citadellen und scheinen gerade dazu angelegt zu sein, damit Verräther des Vaterlandes sich darin halten können. Aufruhrstiften ist ihr Element und ihre Hauptkraft verwenden sie gegen diejenigen, welche als redliche Patrioten bekannt sind; darum aber gibt es auch kein anderes Hülfsmittel, den Staat zu retten, als, wie schon der berühmte Doctor Pir und der Reichskanzler

Johann Zamoyski sich aussprachen, diese Leute aus dem ganzen Lande fortzuschaffen." So urtheilten schon am Ende des 16. Jahrhunderts die Klarerdenkenden unter den Polen über den Orden Jesu; allein dieser hatte damals bereits sowohl bei Hofe als beim tonangebenden Adel eine allzu feste Position gewonnen, als daß auf solche Urtheile auf den Landtagen gehört worden wäre, und somit erreichten die Söhne Loyola's schließlich (anno 1717) doch ihren Zweck, nämlich die vollständige Unterdrückung alles nicht katholischen Glaubens und zugleich die Beraubung der Dissitenten all' ihrer politischen Rechte. Ueber diesem fanatischen Gebahren aber brach der Bürgerkrieg zu offenen Flammen aus und da die Dissitenten von Rußland in Schutz genommen wurden, so kam es schließlich, wie es nicht anders kommen konnte, nämlich zur Auflösung und Theilung des polnischen Reichs.

Noch bleibt mir übrig, von der Machtstellung der Jesuiten in Rußland, dem größten aller nordischen Reiche, zu sprechen, allein ich kann es mit wenigen Worten thun, da der Orden nie eine Machtstellung daselbst erlangte. Zwar allerdings machte der weiter oben schon mehrfach erwähnte Pater Possevin einen Versuch, sich einen Haltpunkt in jenem weitläuftigen Staate zu gründen, und er streifte deßhalb in verschiedenen Verkleidungen von Schweden aus in den Grenzprovinzen herum. Nirgends jedoch, wo er auch anklopfte, wollte man ihm öffnen, denn das Volk, das geringere wie das höhergestellte, hing allzu sehr an seinem althergebrachten griechischen Glauben, als daß es von einem Verfechter der römisch-katholischen Kirche und besonders des Pabstthums hätte etwas wissen wollen, und so verließ denn Possevin mit den paar Gefährten, die ihn auf seinen verschiedenen Kreuz- und Querzügen begleiteten, Rußland wieder gänzlich unverrichteter Dinge. Plötzlich jedoch, ganz zu Anfang des 17. Jahrhunderts, zeigte sich ein Weg, um in das große nordische Reich einzudringen, und obwohl dieser Weg ein sehr krummer, ja sogar ein sehr verbrecherischer war, so zögerten die Jesuiten doch keinen Augenblick, auf demselben den Einmarsch zu forciren. Nämlich nach dem Tode des Czars Iwan II. Wasiljewitsch, genannt „der Schreckliche", kam anno 1584 dessen unmündiger Enkel Feodor I. Iwanowitsch an die Regierung und für ihn führte den Scepter der Fürst Bo-

ris Feodorowitsch Godünow, der Gemahl seiner Schwester Irina; von diesem Boris aber, einem gewaltthätigen und ehrgeizigen Manne, flüsterte man, daß er den einzigen Bruder des Feodor, den Großfürsten Dmitri oder Demetrius, anno 1591 habe ermorden lassen, um sich nach dem Tode des kränklichen Feodor desto leichter der Zügel der Regierung bemächtigen zu können. Auch schien der Verlauf der Dinge diesen Verdacht zu bestätigen, denn als Feodor und mit ihm der letzte aus Ruriks Stamm anno 1598 wirklich starb, bemächtigte sich Boris sofort des Throns und das meiste Volk nebst den Großen des Reichs erkannten ihn als Czaren an. Die große Strenge jedoch, mit der er manche bei den Russen verhaßte Neuerungen durchzuführen suchte, so wie die Begünstigung der Ausländer an seinem Hofe erweckten ihm der Feinde gar Viele und es bedurfte nur eines geringen Funkens, um das unter der Asche glimmende Feuer des Aufruhrs zu hellen Flammen anzublasen. In dieser Zeit der Gährung nun tauchte an der Grenze von Polen ein Mensch auf, der sich für den ermordeten Dmitri ausgab, in Wahrheit aber kein anderer war, als ein entlaufener junger Mönch aus dem griechischen Kloster Tschudow, mit Namen Grischka Otrepiew, und dieser Mensch fiel dem polnischen Jesuitenpater Nicolaus Knermkowsky in die Hände. Sofort ward der falsche Dmitri in ein jesuitisches Collegium in Litthauen gebracht und dort in der katholischen Religion, so wie ohne Zweifel auch in der Rolle, die er zu spielen hatte — so bezeugt wenigstens der sehr unpartheiische Thuan in der Geschichte seiner Zeit — unterrichtet. Nachdem er aber gehörig hergeschult war, stellten ihn die Jesuiten ihrem treuen Freund und Gönner, dem Wojewoden von Sandomir, Mniszeck, vor und wußten denselben durch das Versprechen einer Heirath zwischen Dmitri und seiner Tochter Marina vollständig zu ködern. Der Wojewode erkannte also sofort den Betrüger als ächten Dmitri an und durch seinen großen Einfluß, so wie durch den noch größeren der Jesuiten, gelang es nicht nur den König Sigismund III., sondern auch fast den ganzen polnischen Adel so für die Sache des Prätendenten zu gewinnen, daß es dem Mniszeck im Herbste 1603 gestattet wurde, ein großes polnisches Heer zu sammeln, um damit für die Rechte seines künftigen Tochtermanns gegen den Czar Boris zu streiten. Im Frühjahre darauf

begann der Krieg und aus Haß gegen den harten Boris gingen nicht Wenige zu dem eindringenden Prätendenten über. So kam es denn schon nach Jahresfrist so weit, daß der Inhaber des russischen Throns seine schließliche Niederlage voraussehen konnte, und derselbe nahm daher im April 1605 Gift, um seinem einzigen Sohn Feodor, den die Russen liebten, die Thronfolge zu sichern. Letzterer wurde auch in der That zum Czaren ausgerufen, doch gerieth er schon zwei Monate später nach einem unglücklichen Treffen in die Gefangenschaft des siegreichen Dmitri und ward sofort erdrosselt. Dmitri selbst aber zog gleich darauf im Triumphe in Moskau ein und ließ sich mit großem Pompe zum Kaiser krönen.

Wer jubelte nun mehr als die Jesuiten? Der große Wurf war gelungen und der falsche Demetrius, der ihnen das Versprechen gegeben hatte, ihren Orden in ganz Rußland einzubürgern, falls seine Prätendentschaft durchgeführt würde, saß auf dem goldenen Throne im Kreml. In der That machte auch Dmitri V., wie er sich jetzt nannte, sogleich Anstalt, sein Versprechen zu halten, und erbaute seinen bisherigen Berathern und Beschützern alsbald ein prachtvolles Collegium in Moskau. Auch erwiederte er dem Pabst Paul V., der deßhalb in Briefwechsel mit ihm trat, daß er gesonnen sei, die katholische Religion zur herrschenden in Rußland zu machen, nur möchte man ihm wegen der Vorurtheile seiner Unterthanen die gehörige Zeit dazu lassen. Kurz, die Aussichten standen ganz günstig, und der Orden Jesu träumte sich bereits als den Herrn von ganz Rußland; allein, so unerwartet schnell die Glücksgöttin geritten gekommen war, so unerwartet schnell ritt auch das Unglück. Kaum nämlich saß Dmitri V. anderthalb Jahre auf den Thron, so brach zu Anfang des Jahres 1607, an demselben Tage, an welchem er sich mit Marina, der Tochter des Wojwoden von Sandomir, feierlichst vermählte, ein Aufstand gegen ihn los und das Volk, angeführt vom Fürsten Wasili Schuiski, brach in den Kreml ein. Dmitri und seine Polen kämpften tapfer, aber bald unterlagen sie der Ueberzahl, und Dmitri selbst fiel unter den Streichen Wasili Schuiski's. So nahm seine Regierung ein überaus schnelles Ende, und mit ihr selbstverständlich auch die Existenz der Jesuiten in Rußland, denn Wasili jagte sie mit den Polen zusammen aus

dem Lande, und die griechische Religion blieb von nun an wieder auf Jahrhunderte hinein die alleinherrschende in jenem großen Reiche.

Ich bin zu Ende mit dem weitläufigen Kapitel über die Machtstellung der Jesuiten in Asien, Afrika, Amerika und Europa, und ich hoffe, der Leser soll nicht müde geworden sein, diesen meinen Darstellungen zu folgen. Klein, fast unscheinbar, war der Anfang, aber unendlich groß, ja überwältigend, der Erfolg. Als unumschränkter Monarch herrschte schon hundert Jahre nach der Gründung des Ordens sein General über alle Theile der Welt, und zu seinen Füßen lagen, in Provinzen eingetheilt, die verschiedenen Reiche von Europa, Asien, Afrika und Amerika. Ueber jede Provinz war ein Provinzial als Statthalter des Generals gesetzt, und jeden Monat mußte dieser Provinzial an seinen General Bericht erstatten. Dasselbe thaten alle drei Monate die Rectoren der Collegien, die Superioren der Residenzen und Profeßhäuser, die Vorsteher der Seminarien und Noviziate, die Leiter der Missionen; und durch diese Tausende von Berichten hatte der General zu jeder Minute die genaueste Kenntniß von Allem, was in der Welt vorging. Ueberdem wurde er von den Beichtvätern an den verschiedenen Höfen in die Geheimnisse dieser Höfe eingeweiht, und er war deßhalb stets besser orientirt, als die jeweiligen Minister selbst. Was aber die Hauptsache war, keiner dieser Berichterstatter konnte ihn falsch berichten, weil jeder derselben wieder einen Assistenten an der Seite hatte, der seinerseits ebenfalls mit dem General in unmittelbarem Verkehr stand, und diese Controlle war eine solch' genaue, daß schon deßwegen sich jeder der treuesten Wahrheit befleißigte. Somit möchte ich den Jesuitenorden zur Zeit seiner höchsten Blüthe mit nichts lieber vergleichen, als mit einem ungeheuern Netze, das sich über die ganze Welt ausbreitete und dessen Fäden sämmtlich in der Hand des Generals zusammenliefen; in diesem Netze aber zappelte der größte Theil der Menschheit, nicht anders, als die Fische thun, wenn der Fischer nach und nach die Maschen und Knotenpunkte enger und enger zusammenzieht. Mochte daher mancher König und Monarch sich noch so groß dünken, er war ein schwaches Wesen gegenüber dem General der Societät

Jesu, und darum sagte man auch dem Claudio Aquaviva, der den Orden von 1581 bis 1615 regierte, nach, daß er einmal ausgerufen hätte: „warum es denn keine Brücken zu den Sternen gebe, um auch noch andere Welttheile als die irdischen zu besiegen!"

Drittes Buch.

Die Sittlichkeit der Jesuiten

oder

das Gelübde der Keuschheit.

Motto: Kommt die Treu vor der Jesuiten Haus,
So sagt man ihr: der Wirth sei aus;
Kommt die Weisheit gezogen dafür,
Find't sie zugeschlossen die Thür;
Kommt Zucht und Ehr dieselbe Straß',
Sie müssen alsbald fürpaß;
Kommt Christenlieb' und wär' gern ein,
So will Niemand ihr Thorwart sein;
Kommt Wahrheit und klopft an,
So muß sie außen bleiben stahn;
Kommt Gerechtigkeit vor das Thor,
So findet sie Ketten und Riegel vor;
Kommt aber das Weibsvolk hergeloffen,
So stehen ihm alle Thüren offen.

Drum Jeder komm' und schau' euch an,
Hier ist die Deck' euch abgezogen;
Die Wahrheit hat nun dargethan,
Wie ihr bis jetzt die Welt betrogen.

Man kennt die Sodomiterei,
Die ihr verübt in euern Schulen;
Doch wer mag melden ohne Scheu
Eur sündhaft unnatürlich Buhlen?

O Schlangenzucht! O Natterbrut!
Die Wittwen, die euch sind zu Willen,
Genügen nicht? Auch nicht die Gluth,
Die ihr mit Nonnen pflegt zu stillen?

Aus dem „Jesuitenspiegel."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erstes Kapitel.

Der alte Adam in der Larve der Heiligkeit.

Gerne hätte ich dieses Kapitel, wie überhaupt dieses ganze Buch mit dem Mantel der Nacht bedeckt, denn das abzuhandelnde Thema ist nicht so decent, um eine Freude daran haben zu können; allein der Wahrheit muß vor allem die Ehre gegeben werden, und überdem — wie könnte man denn ein richtiges Urtheil über den wahren Charakter des Ordens Jesu fällen, wenn man nicht auch diese Seite ihres Thun und Treibens, ich meine die geschlechtliche Seite, vor den Richterstuhl der Oeffentlichkeit stellen würde? Ja, noch mehr — es steht unzweifelhaft fest, daß gerade die Enthüllungen, welche in dieser Richtung stattfanden, das allererste Motiv waren, die Söhne Loyola's mit einem andern Auge zu betrachten, als man sich in den ersten Zeiten ihrer Existenz angewöhnt hatte, und daß der Riesenthurm der jesuitischen Macht, dessen Ungeheuerlichkeit ich im vorigen Buche geschildert habe, unmöglich hätte so bald zusammenbrechen können, wenn nicht die adamitischen Ausschweifungen der heiligen Väter den Grund, auf dem der Bau ruhte, untergraben hätten. Demgemäß würde meine Geschichtsschreibung von den Jesuiten eine rein lückenhafte sein, wenn ich, dem Zartgefühle allzuviel Rechnung tragend, das Buch „von der Sittlichkeit der Societät Jesu" geradezu wegfallen ließe, und der Leser mag sich also immerhin darauf gefaßt machen, Dinge zu hören, die ihn eben sowohl mit Eckel, als mit Abscheu erfüllen

müssen; dagegen werde ich mich befleißigen, selbst das Schmutzigste so darzustellen, daß man sich die Hände daran nicht besudelt, und überdem muß es mir erlaubt sein, meine Schilderungen so kurz als möglich zu fassen.

„Es wäre zu wünschen," sagt der heilige Basilius, der große Begründer der morgenländischen Mönchsorden, „daß alle die, welche das Gelübde thun, den weltlichen Wollüsten gänzlich zu entsagen, mit den Sinnen gar nichts zu schaffen hätten und derselben gleichsam entledigt würden; aber leider mögen diese Personen auch thun, was sie wollen, so finden sie doch allezeit, daß sie Menschen sind, und keiner von ihnen bringt es so weit, daß sich die Empfindung fleischlicher Lüste gar nicht mehr bei ihm einstellt." Die Wahrheit dieses Satzes bewährte sich noch an allen Coelibatären, seien sie nun Mönche und Nonnen, oder gewöhnliche Weltgeistliche und Priester gewesen, und dieselben hatten daher stets gewaltige Kämpfe mit ihrem Menschenthum zu bestehen. Viele hielten sich wacker und tödteten ihr Fleisch durch Hunger und andere Mittel; weit mehre dagegen vermochten dem Drange des Blutes nicht Stand zu halten, und thaten also, was andere Kinder Adam's und Eva's auch thun. So nahm denn nach und nach die Sinnenlust in den Klöstern wie bei dem Priesterthum mehr und mehr überhand, und zu der Zeit der Reformation war die gesammte katholische Geistlichkeit, mit allem, was daran hing, in den tiefsten Schlamm der Wollust versunken. Jedermann deutete mit Fingern auf sie; Jedermann verachtete sie, und eben in dieser ihrer grenzenlosen Liederlichkeit lag, wie ich schon weiter oben andeutete, ein Hauptgrund, warum die Reformation so riesige Fortschritte machte. Dieß wußten natürlich die Söhne Loyola's nur zu gut, und eben deßwegen suchten sie sich hierin in den vollkommensten Gegensatz mit den andern Mönchen, den andern Geistlichen zu stellen. Ihr klarer Verstand sagte ihnen, daß es eine Sache der Unmöglichkeit für sie sei, auch nur den geringsten Einfluß auf die christliche Menschheit zu bekommen, sobald sie in den nämlichen Fehler verfielen, wie die übrigen Tonsirten; umgekehrt aber durften sie sicher sein, von der Welt förmlich angestaunt, ja als Wunderexemplare von Priestern verehrt zu werden, sobald es ihnen gelänge, in den Ruf jener Reinheit der Sitten zu kommen, deren sich ein Antonius, Pachomius und Basilius rühmen konnte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Darum mußte es das Bestreben des Ordens sein, diesen Ruf zu erlangen, und von Ignatius an geben alle Generale die strengsten dahin zielenden Befehle. Davon zeugt unter anderm die Verordnung, daß die Söhne Loyolas, wenn sie durch die Straßen gingen, die Augen auf den Boden heften und namentlich von allen ihnen begegnenden Weibern die Augen abwenden sollten. „So aber," heißt es dann weiter, „etwa ein Weib an ihre Thüre klopft, sollen sie nicht aufthun, sondern der Thürhüter solle sie mit kurzen Worten abweisen. Begehrt die Frau einen Beichtvater, so hat man sie in die Kirche zu senden, und dort solle man ihr die Beichte abnehmen. Dagegen hat der Pater nur durchs Gitterlein, sowie mit abgewandtem Gesicht mit ihr zu reden, und überdem soll allezeit von fern ein anderer Bruder stehen, der sie zwar nicht hören, aber sehen kann, auf daß nicht etwa Anderes verhandelt werde, denn nur allein die Beichte. Käme übrigens trotz aller Vorsicht der Fall vor, daß eine Tochter der sündigen Eva in ein Collegium oder Profeßhaus träte, um diesen oder jenen Pater zu besuchen, so hat sie ein Laienbruder alsbald an der Hand hinauszuführen, und der Thürhüter muß den Staub, auf den sie getreten, zusammenkehren und zum Hause hinauswerfen, damit ja keines der Mitglieder des Ordens durch dessen Berührung verunreinigt werde." Also streng lauteten die Vorschriften der Generale über das Verhalten der Ordensmitglieder gegenüber dem weiblichen Geschlechte, und da blinder Gehorsam die erste Regel war, so wurden selbige Vorschriften auch wirklich befolgt. Es war also eine helle Freude, wenn man die Herren Patres nur ansah, denn sie hielten sich mit Augen, Ohren, Zungen und Händen so züchtiglich, als wären sie gar nicht vom Weibe geboren, und selbst den schönsten und jüngsten Jungfrauen gegenüber benahmen sie sich wie Blinde und Stumme. Ja es schien, als ob sie dem ganzen weiblichen Geschlechte den tiefsten Haß geschworen hätten, und wenn sie je vor den Leuten mit einer Frau oder Jungfrau zu sprechen gezwungen wurden, so thaten sie dieß mit einer Verachtung sonder Gleichen, indem sie nicht undeutlich merken ließen, daß sie die sämmtlichen Töchter Eva's für von Gott verworfene Creaturen hielten, denen die ewige Verdammniß gewiß sei.

Bei so bewandten Umständen darf man sich nicht wundern,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wenn die Christenheit des Ruhms der Jesuiten voll wurde, und wenn sogar nicht Wenige anfingen, sie als halbe Heilige zu verehren. Auch sorgten sie selbst mit allem Eifer dafür, daß dieser Ruhm recht vielfach besprochen wurde, und insbesondere schrieben sie Erzählungen über ihre Enthaltsamkeitstugend nieder, bei deren Lesung das gemeine Volk ganz außer sich kommen mußte. Weil nämlich ihre Tugend so gar groß war — so lautete das Lob, das sie sich selbst gaben — standen sie in ganz außergewöhnlicher Gnade bei der Jungfrau Maria, und dieselbe bewies dies durch gewisse Aufmerksamkeiten, die sie Einzelnen von ihnen erwies. So erschien z. B. dem Pater Beraldus in der St. Paulskirche zu Rom am hellen Mittag ein Engel vom Himmel und überbrachte ihm von Seiten der Mutter Gottes, nebst vielen Grüßen, einen Gürtel, welcher die Eigenschaft hatte, daß jedem, der ihn auch nur berührte, alle sinnlichen Gedanken sofort vergingen. Derohalber mußte auch Beraldus das wunderbare Kleinod auf Befehl seines Generals in eine Menge von kleinen Stücken zerschneiden, und diese Stücklein wurden dann, so weit sie reichten, in den jesuitischen Collegien vertheilt; wo sich aber ein derartiges Stücklein befand, da konnte gegen die Keuschheit gar nicht mehr gesündigt werden, sondern es herrschte da eine wahrhaft paradiesische Unschuld. Einem andern Ordensmitglied, dem Pater Julius, der anno 1585 im Collegium Romanum Professor war, erschien alle Nacht eine wunderbar schöne Jungfrau, die gar zierlich auf der Laute spielte und ihn anreizte, mit ihr der Liebe zu pflegen. Der Pater klagte seine Noth dem Rektor, und dieser wies ihn an, so bald die Jungfrau wieder erscheine, aufzustehen und sich so lange zu geißeln, bis sie verschwunden sei. Natürlich befolgte der Pater gleich in der nächsten Nacht die Weisung und geißelte sich so furchtbar, daß das Blut in Strömen floß. Da hörte die Jungfrau auf zu spielen und sagte mit lieblicher Stimme: „O, frommer Vater, ich bin der Jungfrau Maria Magd, und diese hat mich gesendet, daß ich dich in deiner Keuschheit versuchen sollte. Du aber hast ritterlich gekämpft und ritterlich überwunden. Darum siehe da, nimm diesen Kranz der Jungfrauschaft, welchen dir die heilige Mutter Gottes sendet, und bleibe beständig wie bisher, damit du dereinstens in dem Chor der keuschen reinen Jungfrauen die unverwelkliche Krone des ewigen

Lebens empfangest." Mit diesen Worten verschwand sie und ward fortan nicht mehr gesehen. Den Kranz dagegen, der aus mancherlei wunderbar herrlichen und ewig unvergänglichen Blumen bestand, ließ sie zurück, und derselbige hatte ganz die nämliche Wirkung, wie der Keuschheitsgürtel des Pater Becanus. Aus Hochachtung übrigens für die Jungfrau Maria, und weil die Blumen so gar schön waren, zerstückelte man ihn nicht, sondern legte ihn später zu den andern Heiligthümern, deren sich der Orden Jesu zu erfreuen hat, und dort verblieb er in immerwährend sich gleich bleibender Frische. Ganz ähnliche Historien cursirten noch viele und in jeder derselben wurden die Söhne Loyola's als wahre überirdische Wesen hingestellt, die nur mit den Erzengeln Michael, Gabriel und Raphael zu vergleichen wären. Ja eines dieser Selbstlobbüchlein*) behauptet gar, daß der Orden Jesu über alle Gebrechen des Menschenthums erhaben sei, und daß daher, so oft ein Mitglied desselben auf den Tod liege, Jesus Christus in Person vor sein Bett trete, um die Seele des Sterbenden in Empfang zu nehmen.

Doch je mehr die Jesuiten sich selbst mit Lob überschütteten, um so auffallender contrastirte damit die da und dort schon in den ersten Jahrhunderten ihres Daseins auftauchende Meinung, als ob alle diese Herrlichkeit nur eine äußerliche, nur was man sagt eine Scheinheiligkeit sei. „Ihr Augenniederschlagen," hieß es, „wenn ihnen ein Weib begegnet, ihr verachtungsvolles Reden von dem andern Geschlecht und überhaupt ihr ganzes Gebahren, als ob sie nie eine männliche Regung verspürten — all' dieß ist nur gemacht, die Menschheit zu täuschen, und heimlich in stillen Gemächern genießen sie jedwede Freude, welche der Umgang mit Evastöchtern nur immer gewähren kann. Ja sie thun dieß sogar ohne irgend welche Gewissensbisse zu verspüren, denn sie haben ihre eigenen Moralgrundsätze und lachen über die, so da meinen, Gott habe eine Freude an denen, die ihr Fleisch kasteien!" Solche Meinungen tauchten schon sehr frühe auf, obwohl allerdings nicht bei Vielen, sondern nur bei einzelnen Wenigen; allein diese Wenigen gaben sich dann die Mühe, das Leben der Jesuiten recht genau zu beobachten,

*) Diese Schrift führt den Titel: Imago primi Seculi Societatis Jesu, d. i. Bild der Gesellschaft Jesu im ersten Jahrhundert ihres Bestehens.

und in Folge dessen kamen Dinge zu Tag, durch welche selbst die schlimmsten Vermuthungen bestätigt wurden. Hören wir, was ihnen zum Beispiel bereits im Jahre 1560 in Monte Pulciano, einem Städtchen im Toskanischen, begegnete. Dort hatten sie von den milden Beiträgen, welche ihnen in Menge zuflossen, ein Collegium gegründet, und kaum stand der Bau nebst der daranstoßenden Kirche, so drängte sich alles in ihre Beichtstühle. Insbesondere wußten sich die Herren Patres des Vertrauens der Monte-Pulcianerinnen zu bemächtigen, und Jungfrauen wie Frauen beichteten ihnen mit der liebenswürdigsten Offenherzigkeit. So entstanden nach und nach verschiedene zärtliche Verhältnisse zwischen Beichtigern und Beichtigerinnen; allein beide Theile wußten sich so gut zu verstellen, daß, obwohl man da oder dort etwas munkelte, doch längere Zeit alles ziemlich verborgen blieb, bis endlich die Eifersucht einer alten Jungfer dem Faß den Boden eindrückte. Der Rector des Collegiums nämlich, mit Namen Johann Gombard, hatte es mit zwei Schwestern zugleich zu thun, einer älteren und einer jüngeren, und vertheilte Anfangs seine Liebkosungen ziemlich gleichmäßig. Später jedoch begünstigte er das jüngere Beichtkind ziemlich auffallend, und das ältere gerieth darüber so in Wuth, daß es den ganzen Handel dem Bruder entdeckte. Der Bruder verbot sofort seinen beiden Schwestern allen Umgang mit dem Rector sowohl im Beichtstuhl als außerhalb desselben und wurde zugleich beim Bischof klagbar; dieser aber ließ unversehens Haussuchung im Collegium halten, und nun entdeckte man eine Menge von galanten Liebesbriefen, welche zwischen den Jesuiten und ihren weiblichen Beichtkindern gewechselt worden waren. Zu gleicher Zeit wurde es ruchbar, daß einer der frommen Väter einer Dame bei einem Besuch habe Gewalt anthun wollen, ohne jedoch zum Ziele gekommen zu sein; daß dagegen ein anderer dieses Verbrechen an einem armen Mädchen auf dem freien Felde wirklich begangen habe, während ein dritter sich Abends aus dem Collegium stahl, um die Nacht bei einer berüchtigten Courtisane zuzubringen. Nun gerieth natürlich ganz Monte-Pulciano in Aufruhr und wenig hätte gefehlt, so würde man das jesuitische Collegium gestürmt haben. Doch besannen sich die Einwohner bald eines bessern und überließen die Bestrafung der Schuldigen dem bischöflichen Stuhle, der sofort zu einer scharfen Untersuchung

schritt. Diese wartete aber der Rector Gombard nicht ab, sondern er entfloh vielmehr bei Nacht und Nebel und der General Lainez stieß ihn sofort aus dem Orden. Den übrigen Herrn Patribus aber geschah nichts, als daß man sie in andere Collegien versetzte, denn das zu Monte-Pulciano mußte geschlossen werden, weil die Einwohner ihnen alles Einkommen entzogen und jeden Umgang mit dessen Bewohnern unbedingt abschnitten.

Das war gewiß eine häßliche Geschichte, allein ihr folgten bald noch viel häßlichere und gemeinere, und dieselben cursirten wie ein Lauffeuer durch die ganze civilisirte Welt, so daß die heilige Societät Mühe hatte, sich vor dem üblen Geruch, der von ihr ausströmte, zu wahren. So kam die Geschichte des Pater Majotius, der sich mit seinem schönen Beichtkinde, der Müllerin von Azenay bei Bourges, verging, in Jedermanns Mund, und es erschien sogar anno 1576 eine eigene Broschüre über das Scandalum. Noch ärger wurde das Aergerniß, als die Jesuiten sich ihres Bruders annahmen, und das Verhältniß zu der Müllerin als das eines Vaters zu seinem Kinde darzustellen suchten, denn nun regnete es mit Satyren und die beißendste derselben war die, welche anno 1610 unter dem Titel: „Dankadresse der Butterhändlerinnen von Paris an Herrn Courbouson, Lobredner der Gesellschaft Jesu" erschien. So wurde es mit der Zeit ruchbar, daß der Pater Peter Galeß, Rector des Collegiums von Bordeaux, sich in seinem Beichtregister ein eigenes Journal anlegte, worin er die schönsten seiner Beichtkinder mit Namen verzeichnete und zugleich die Schäferstunde notirte, welche er mit ihnen feierte. So kam es seiner Zeit zu Tag, daß der Pater Fronton Gadauta, Rector des Fontan'schen Collegiums und sein Amtsnachfolger Peter Regnier jeden Tag in der Woche mit ihren Damen, die sie sich aus den Vornehmsten der Stadt auslasen, abwechselten und gewöhnlich sich vier bis fünf Stunden des Mittags mit denselben einschlossen. So stellte sich ein gewisses, sehr üppiges Frauenzimmer in Poitiers durch volle zehn Jahre hindurch krank und ließ jeden Tag abwechslungsweise die Patres Bonnet und Danceron holen, indem sie lächelnd erklärte, diese beiden frommen Väter hätten die besten Krankentröster am Leibe, welche sie noch je verspürt habe. So gelang es dem Pater Galozin, Professor am Collegium zu Metz, endlich nach

langen Bemühungen, halb durch Ueberredung, halb durch Gewalt, über die Unschuld der Tochter des Königlichen Gouverneurs zu triumphiren; allein da er dabei nicht vorsichtig genug war, so wurde das Liebespärlein überrascht, und die Folge war, daß der Gouverneur in seiner Wuth dem Verführer die Ohren abschneiden ließ. So stiftete der Pater Gilbert Russow in der Stadt Narack, in welche er als geheimer Agent des Ordens geschickt wurde, mit einer Wäscherin ein solches Freundschaftsbündniß, daß dieselbe in andere Umstände kam und nun von ihm, den sie für nichts weniger als einen katholischen Geistlichen hielt, verlangte, geheirathet zu werden. Natürlich konnte ihr der Pater nicht willfahren, und der Handel kam sofort vor Gericht; allein der kluge Jesuit stellte — Geld und gute Worte vermögen vieles — einen andern, einen Holzspälter, der frischweg erklärte, er sei der Vater des Kindes, und so wurde die Dirne ab- und zur Ruhe verwiesen. Auch schadete dem guten Pater das Aergerniß, das er gegeben hatte, bei seinen Oberen keineswegs, sondern der General zu Rom erkannte vielmehr seine Klugheit an und beförderte ihn später zum Provinzial der oberrheinischen Provinz. So ließ sich der Pater Johann Delvoß, der zwanzig Jahre lang die Stadt Luneville durch seine salbungsvollen Predigten in ein frommes Entzücken versetzt hatte, in einem Sundgauer Sauerbrunnen, den er seiner angegriffenen Brust wegen besuchte, mit einer berüchtigten liederlichen Person im Bade überraschen, und mußte deßhalb beim Provinzial Boer auf den Knieen Abbittte leisten. So gab der Pater Oliva, Professor am Collegium zu Valencia, eine Bauernmagd, deren volle Brüste ihn in die heftigste Brunst versetzten, für eine nahe Anverwandte aus und miethete ihr ein Zimmer ganz in der Nähe des Collegiums; dort aber besuchte er sie, vorgebend, er habe Familien- und Erbschaftsangelegenheiten mit ihr abzumachen, fast alle Tage, und nicht selten blieb er bei ihr über Nacht, um ihr, wie er sich ausdrückte, die Disciplin zu geben, denn sie sei in der Frömmigkeit noch nicht gehörig vorgerückt. So erwarb sich Stephan Petiot, der Provinzial von Guienne, den Ruhm eines der heiligsten Männer, und wenn er in der Kirche zum heiligen Projecti predigte, so waren die weiten Räume viel zu eng, um alle die Gläubigen, die sich herbeidrängten, zu fassen. Dieß hinderte ihn aber nicht, sich in ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schwarzbraunes Mägdlein sterblich zu verlieben und dasselbe zu überreden, daß es sich in einen Bauernknaben verkleidete, um so ohne Aufsehen in das Collegium gelangen zu können. In dieser Verkleidung nun stattete die Dirne dem Pater gar manche Besuche ab, und so oft sie kam, schloß er sich stundenweise mit ihr ein; endlich aber genügte ihm auch das nicht mehr und er stellte das Mädchen als seinen Diener, der ihm Tag und Nacht aufwarten mußte, förmlich bei sich ein. So trieben's die Beiden verschiedene Monate lang, ohne daß irgend etwas entdeckt worden wäre, und wahrscheinlich wäre es noch lange so fortgegangen, wenn das Weibsstück keine Zunge gehabt hätte. Allein von der Sucht zu reden getrieben, verrieth die Dirne ihrem Beichtvater, Nathanael Sichard, das ganze Verhältniß und dieser trug natürlich Sorge, daß der Sache ein Ende gemacht wurde, ehe Gott und die Welt davon erfuhr. Dem Stephan Petiot dagegen widerfuhr weiter nichts, als daß man ihn bat, sich künftig nicht mehr so unvorsichtig aufzuführen, denn wie leicht hätte er ja die ganze Gesellschaft Jesu in die tiefste Verlegenheit bringen können, wenn der Skandal öffentlich geworden wäre? So erfahren wir von dem Professor Nicolaus Coprevitius am Collegium zu Grätz, daß er eine ledige Dame am Hofe des Erzherzogs Karl zur Mutter machte und daß darob eine entsetzliche Bestürzung unter den Cavalieren und Damen dieses frommen Habsburgers entstanden sei. Nur allein die Mitbrüder des Coprevitius verloren weder ihre Besinnung, noch ihr kaltes Blut, sondern der Rector des Kollegiums sandte vielmehr das räudige Schaf sofort mit einem Auftrag an einen alten Freund des Ordens, den Inhaber des lubianischen Bißthums in Spanien, mit Namen Thomas Cremius, und dieser behielt den gefallenen Bruder für die Folge ganz bei sich. Die zur Mutter gewordene Dame aber mußte sich dazu bequemen, eine vierteljährige Badereise zu machen, und erschien dann nach dieser Zeit wieder so frisch und munter am Hofe, als ob nichts passirt wäre. Und das Kind? — Nun einer der Patres nahm es gleich nach seiner Geburt in Empfang, und man hat nachher nie erfahren, was aus ihm geworden ist.

Dergleichen Beispiele jesuitischer Unkeuschheit könnte ich noch

hunderte, oder gar tausende erzählen*), trotzdem anzunehmen ist daß nur die allerwenigsten derartigen Vergehen der Ordensmitglieder bekannt wurden, denn es galt als erste Regel bei den Jesuiten, alles was Schlimmes geschah so geschickt zu verdecken, daß es nicht unter die Leute kam. Die begangene Sünde war reine Nebensache — Hauptsache war der öffentliche Skandal, die Blamirung des Ordens, welcher durch die Bekanntmachung eines jeden Vergehens gegen die Sittlichkeit ein Stück von dem Mantel der Heiligkeit, in den er sich hüllte, einbüßen mußte. Eben deßwegen vermied man es auch sorgfältig, durch Bestrafung der Sünder Aufsehen zu erregen, sondern man begnügte sich mit einer geheimen Rüge, oder versetzte sie auf einen andern Schauplatz, um sie aus dem Gerede zu bringen; wenn aber etwa andere Gerichte sich einmengten, so ruhte man nicht eher, als bis man das schuldige Mitglied ihren Armen entzogen hatte, denn die Welt sollte nie und nimmer an der Demüthigung eines Ordensbruders ihr Auge weiden. Den besten Beweis dafür, daß die Jesuiten stets so und nicht anders zu verfahren pflegten, liefern die paar nachfolgenden Geschichten, von denen die erste in Salamanka spielt. Dort stand zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Pater Mena in ganz besonderem Ansehen, und zwar sowohl wegen seines an die heiligen Märtyrer erinnernden Lebenswandels, als wegen der großen Gabe von Beredtsamkeit, welche ihm innewohnte. Von Aussehen war er hager und blaß und die Augen lagen ihm tief im Kopfe innen. Sein Gang verrieth die tiefste Demuth und aus seinem einfachen schwarzen Auge sprach eine Bescheidenheit, die von Jedermann bewundert wurde. Wenn er aber auf der Kanzel stand und gegen die Verdorbenheit der in Sünden versunkenen Welt donnerte, dann sprühte ein solches Feuer aus seinem Munde, daß alle Zuhörer in ihrem Innersten erbebten, und ein sichtbares Zittern und Zagen selbst die Herzen der Verstocktesten ergriff. Unter so bewandten Umständen

---

*) Wer sich hierüber orientiren will, verschaffe sich das Buch: Histoire du P. la Chaise, Jesuite et Confesseur du Roi Louis XIV., Contenant les particuliarités les plus secrètes de sa vie, ses amours avec plusieurs Dames de la première qualité et les agréables aventures, qui lui sont arrivées dans le cours de ses galanteries. 2 Vol.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

darf man sich nicht darüber wundern, daß viele Bewohner Salamankas den Pater Mena zu ihrem Beichtvater erwählten und daß insbesondere das weibliche Geschlecht von den vornehmsten Ständen bis zu den niedrigsten sich zu ihm hindrängte. Unter diese Beichtkinder gehörte nun auch eine Jungfrau von sehr schönem und üppigem Aussehen, deren Verstand jedoch der Ausbildung ihrer Körperformen keineswegs entsprach, denn sie galt allgemein als sehr einfältig, und diesen letztern Umstand hoffte Pater Mena, dessen Adern eine glühende Begierde nach dem Besitz dieses reizenden Wesens durchtobte, zu seinem Vortheile ausbeuten zu können. Nachdem er also die Jungfrau, die ihm jede Woche beichtsaß, gehörig vorbereitet hatte, rückte er endlich mit seinem Vorhaben heraus und eröffnete ihr, daß Gott ihm in einer Offenbarung befohlen hätte, zur Erzeugung eines Heiligen das Sacrament der Ehe mit ihr zu vollziehen. So gute Gründe aber auch der Pater für diese seine Forderung anstellte, und so gläubig die Dame fast in Allem seinen Worten lauschte, so erschrack sie doch vor einem solchen Vorschlag so sehr, daß sie im Begriffe war, sofort aus dem Beichtstuhle fortzulaufen. Er hielt sie jedoch mit sanften Reden zurück und bedeutete ihr, daß ihr Ruf durch diese von Gott befohlene Ehe keineswegs Noth leiden würde, denn er besitze unter fremdem Namen eine kleine Einsiedelei in der Nähe, in welcher sie ungestört zusammen kommen könnten, und mit nicht minderer Sorgfalt würde für die Geheimhaltung ihrer künftigen Wochen gesorgt werden. Wenn sie übrigens, setzte er mit wohlberechneter Schlauheit hinzu, in ihrem Innern noch einige Zweifel über die Nothwendigkeit, sich dem Befehle Gottes zu fügen, hege, so möge sie immerhin einen oder den andern Gottesgelehrten der Universität darüber befragen; dagegen aber habe sie gegenüber den Laien und Weltlichen das tiefste Stillschweigen zu bewahren, weil sie sonsten den Zorn des Himmels auf sich laden würde. Auf diese Reden hin verlor sich der erste Schreck, der bis jetzt noch keuschen Jungfrau, und nachdem sie dem Beichtiger ein paar Patres ihrer Bekanntschaft, bei denen sie sich Raths erholen wollte, genannt hatte, verließ sie die Kirche, schon halb und halb überzeugt, daß sie von Gott dazu bestimmt sei, in einer heimlichen Ehe mit dem Pater Mena Heilige in die Welt zu setzen. Was geschah nun weiter? Sobald die Schöne fort war, eilte der Pater zu den beiden Theo-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

logen, bei welchen sie sich Raths erholen wollte, und setzte ihnen auseinander, wie er ein sehr scrupulöses Beichtkind besäße, welches seine Vorschriften nur dann befolgen wolle, wenn auch andere gelehrte Patres sich für deren nothwendige Befolgung aussprächen. Dann fragte er seine Collegen, ob sie etwa Ursache hätten, ein Mißtrauen in ihn zu setzen, oder ob er nicht vielmehr durch eine langwierige Praxis bewiesen habe, daß er sich auf den Unterricht in Gewissenssachen vollkommen gut verstehe; wenn aber dieß so wäre, meinte er schließlich, und wenn er durch seinen bisherigen Lebenswandel seine Tugendhaftigkeit gehörig erprobt habe, so möchten seine Herrn Collegen sich mit dem Mädchen nicht in weitere Details einlassen, sondern demselben einfach den Rath ertheilen, alles das zu thun, was ihm der Pater Mena anbefehlen würde. Letzteres sagten beide Theologen recht gerne zu, denn sie kannten ihren Mitconsorten nur als einen sehr sittsamen Mann, dem man auch nicht das geringste Ueble nachsagen konnte, und überdieß galt er ja als einer der besten Moralprediger Salamankas. Darum so wie nun die Jungfrau kam, sich in der bewußten Sache ihren Rath zu erbitten und vor Schaam nicht recht wußte, wie sie die Worte setzen sollte, kamen ihr die beiden Geistlichen zuvor und erklärten ihr, daß dasjenige, was ihr der Pater Mena anbefehle, jedenfalls recht und gut sei, weßwegen sie es nur unbedingt befolgen solle. Nunmehr blieben der armen Bethörten keine Zweifel mehr übrig und wie sie also das nächste Mal bei dem Pater Mena zur Beichte kam, erfuhr dieser zu seiner innigsten Genugthuung, daß sie bereit sei, dem Willen Gottes zu folgen. Er segnete sich also sofort unter wahrhaft gotteslästerlichen Ceremonien selbsten mit ihr ein und dann eilten Beide auf die oben benannte Einsiedelei, um die Ehe wirklich zu vollziehen. Auch blieb es natürlich nicht bei diesem einmaligen Vollziehen, sondern sie lebten vielmehr verschiedene Jahre lang wie Mann und Frau zusammen, ohne jedoch der nöthigen Heimlichkeit zu vergessen, und die Folge war, daß ihnen mehrere Kinder geboren wurden, welche der Pater ganz geschickt bei kinderlosen Eltern als Findlinge unterbrachte. Während dieser ganzen Zeit aber fuhr Mena fort, seine geistlichen Verrichtungen zu versehen, und namentlich befleißigte er sich auch des Predigtamtes mit einem solchen Schwung und Eifer, daß sein hoher Ruf sich mit jedem Jahre noch steigerte. Da lüpfte

endlich ein unglücklicher Zufall das tiefe Geheimniß dieses schändlichen Verhältnisses und alsobald bemächtigte sich die heilige Inquisition des verbrecherischen Ehepaars, das sofort nach Valladolid in die dortigen Inquisitionskerker abgeführt wurde. Auch legte dort das Weib schon im ersten Verhöre ein ganz umfassendes Geständniß ab und da also die Niederträchtigkeit des Pater Mena in ihrem vollsten Umfange zu Tage trat, so hätte Jedermann glauben sollen, die Societät Jesu werde nun, um ihre Reinheit zu bewahren, das räudige Schaf als einen Verworfenen aus dem Orden gestoßen haben. Dem war aber durchaus nicht so, sondern im Gegentheil nahm sich dieselbe ihres Mitgliedes mit einem Eifer an, daß man darüber in das größte Erstaunen gerieth. Doch wußten die Herrn Jesuiten gar wohl warum und es zeigte auch der Erfolg, daß sie ganz richtig kalkulirten. Weil nämlich über dieser Skandalgeschichte ein ganz entsetzlicher Lärm entstand, der sich über ganz Spanien und sogar noch darüber hinaus verbreitete, so stand zu befürchten, es möchte in der Menschheit der Glauben entstehen, daß die sämmtlichen Ordensmitglieder mehr oder minder scheinheilige Wollustbrüder seien, und darum sollte der Pater Mena, koste es was es wolle, rein aus der Untersuchung hervorgehen. Mit vielem Gelde ward also ein Arzt bestochen, das einfältige Weibsstück für einen completen Narren zu erklären, und derselbige Doctor ließ sich auch dazu herbei, der Armen ein Schlafpülverchen beizubringen, das so stark wirkte, daß sie nicht mehr erwachte. Zu gleicher Zeit wirkte sich der Provinzial von einem andern Arzte ein Zeugniß aus, daß Pater Mena höchst gefährlich erkrankt sei, und daß ihm der längere Aufenthalt in den Inquisitionsgefängnissen sicheren Tod bringen müßte; mit diesem Zeugnisse versehen aber setzte es die Societät, welche damals am spanischen Hofe fast allmächtig war, durch, daß Mena zu seiner besseren Verpflegung in das Jesuitencollegium gebracht werden durfte. Natürlich übrigens nur auf so lange, bis er wieder gesundet sei, und überdieß waren die Herren Inquisitoren so vorsichtig, einige ihrer Officianten mitzusenden, welche den Kranken nie aus den Augen verlieren sollten. Doch was half diese Vorsicht? Dem Anscheine nach wurde Mena mit jedem Tage schwächer, und die Officianten selbst besorgten seine nahe Auflösung. Deßwegen waren sie auch gar nicht erstaunt, als eines Tages, wie sie sich

eben bei der Mahlzeit befanden — und die Jesuiten tischten ihnen gut auf — plötzlich unter dem Zusammenläuten aller Glocken des Collegiums die Nachricht erscholl, der arme Kranke sei so eben verschieden, und sie beeilten sich gar nicht, die Inspizirung der Leiche vorzunehmen. Doch thaten sie dieß der Form wegen einige Stunden später, und da sie richtig den Pater im Jesuitenhabit im Sarge liegend fanden, so verließen sie sofort das Collegium, um ihren Oberen die Nachricht von diesem Todesfall zu bringen. Allein der Pater Mena war keineswegs todt, sondern vielmehr so lebendig denn je, und entstieg dem Sarge, sowie die Officianten der Inquisition fort waren. Auch setzten ihn seine Mitbrüder, nachdem sie ihm die Leichenfarbe, mit der er bekleckst war, abgewaschen und ihn in eine gute Verkleidung gesteckt hatten, auf ein schnelles Maulthier, das ihn außer Lands nach Genua brachte; in den Sarg aber legten sie ein Wachsbild, das sie ihm so ähnlich als möglich nachgebildet hatten, und dieses mit einem Jesuitengewand angethane Bild ward statt seiner selbst mit großem Pompe begraben. Auf diese Art wußte die Societät dem gegen Mena eingeleiteten Processe ein schnelles Ende zu machen, und natürlich sprengte man nun überall hin aus, die ganze Anklage sei nur das Hirngespenst einer verrückten Person gewesen, denn nie habe es einen heiligeren Mann gegeben, als den so viel verlästerten Pater Mena.

Die zweite Geschichte, die ich erzählen wollte, spielt in der Stadt Granada, ebenfalls in Spanien, in welcher die Jesuiten ein sehr schönes Collegium mit großartigen Einkünften und Besitzthümern besaßen. Unter die letzteren gehörte auch ein hübsches Landgut im Dorfe Caparazena, zwei Meilen von Granada entfernt, und die Verwaltung dieses Guts wurde dem Pater Balthasar des Rois anvertraut; dieser Balthasar aber verliebte sich in das Weib eines dortigen Bauern, eine sehr kräftige und volle Figur, welche selbst sehr begehrlicher Natur war. So wurde es dem Pater nicht sehr schwer, die Frau für seine Wünsche günstig zu stimmen, und um nun der Wollust recht ungenirt obliegen zu können, stellte er den Bauer als Ackerknecht mit einem sehr ansehnlichen Lohne an. Hierüber war letzterer ganz entzückt, und es vergingen Monate darüber, ohne daß er das geringste merkte, warum ihn der Pater so auffallend begünstige. Die andern Leute im Dorfe jedoch hatten bessere

Augen, und machten den Bauer endlich darauf aufmerksam, daß sein geistlicher Gönner ein verbotenes Feld pflüge, während er draußen auf dem Acker beschäftigt sei. Sofort stellte letzterer den Pater zur Rede, allein dieser leugnete alles als pure Verleumdung ab, und die Frau, welcher der Umgang mit dem geistlichen Herrn nebst dessen Freigebigkeit sehr behagte, blies natürlich ganz in dasselbe Hörnlein. Für den Augenblick beruhigte sich nun der Bauer, doch nur für den Augenblick, denn der Stachel der Eifersucht saß ihm tief im Herzen und er hatte längst beschlossen, sich Gewißheit zu verschaffen. Eines Tages also, da er wußte, daß der Pater von Granada kommen würde, ging er schon früh Morgens auf das Feld hinaus, und sagte zugleich seiner Frau, daß sie ihm etwas kaltes Essen mitgeben solle, indem sein Geschäft ihm nicht erlaube, vor dem späten Abend heimzukehren. Voll Freude that die Frau, was er ihr befahl, und setzte sich dann ans Fenster, um nach ihrem geliebten Pater, den sie in wenigen Stunden erwarten durfte, auszuspähen. Der Bauer aber trollte fort, doch nicht um auf's Feld zu gehen, sondern um nach wenigen Minuten auf einem Umwege wieder nach Hause zu kehren und sich in dieses durch die Hinterthüre hineinzuschleichen. Eben so heimlich machte er sich in die Schlafkammer und verbarg sich dort unter das Ehebette, der Dinge wartend, die da kommen sollten. Nicht lange hernach stellte sich der geistliche Herr ein und da ihm die Frau sagte, daß das Feld rein sei und sie keine Ueberraschung zu befürchten hätten, so nahm er sie in seinen Arm und legte sich dann mit ihr auf das Ehebette. Kaum aber überließen sie sich den Reizungen der Wollust, so sprang der Bauer unter dem Bette hervor und durchstieß das ehebrecherische Paar mit einem langen Dolche, den er zu diesem Zwecke vorher zu sich gesteckt hatte. Der Pater war auf der Stelle todt und auch das Weib starb gleich darauf; doch lebte sie noch so lange, um vor einigen von dem Bauer schnellstens herbeigeholten Nachbarn ein volles Geständniß ihrer Schuld abzulegen. Ueberdieß bewies ja schon die Lage, in der man sie mit dem Pater zusammenfand, den begangenen Ehebruch mit unwidersprechlicher Gewißheit und der Bauer war also nach spanischen Gesetzen in seinem vollkommenen Rechte gewesen, seine verlorne Ehre mit einem Dolchstoße zu rächen. So dachte er wenigstens und das weltliche Gericht, dem die Sache sofort angezeigt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wurde, dachte eben so, denn nachdem es die nöthigen Erkundigungen eingezogen und die Nachbarn als Zeugen verhört hatte, sprach es den Bauer von aller Schuld frei. Mit diesem Urtheilsspruche aber gab sich das Jesuitencollegium in Granada nicht zufrieden, dieweil es die Schmach, daß eines seiner Mitglieder mit Recht als überwiesener Ehebrecher erdolcht worden sei, nicht auf sich liegen lassen konnte, und der Rector supplicirte sofort inständigst um eine neue Untersuchung durch ein anderes Gericht, angebend, daß das erste partheiisch verfahren sei. Auch begab er sich mit einem Notar aus Granada in Person an Ort und Stelle und suchte die Leute, welche erstmals für den Bauer und gegen den getödteten Pater gezeugt hatten, durch Geschenke, Versprechungen und Drohungen, je nachdem es eben paßte, auf seine Seite zu bringen. Es gelang dies bei nicht wenigen und das Endresultat war, daß diese alle ihre früheren Aussagen geradezu widerriefen; diejenigen aber, welche in keinen solchen harten Widerspruch mit sich selbst treten wollten, ließen sich wenigstens dazu herbei, daß sie sich jetzt an verschiedene Umstände nicht mehr erinnerten und so den begangenen Ehebruch wenigstens zweifelhaft machten. Nebendem gewann der Rector mit Hülfe seiner Freigebigkeit verschiedene neue Zeugen, welche beschworen, daß der Pater Balthasar ein gar heiliger Mann gewesen sei, den man nie anders, als seinen Rosenkranz betend, gesehen habe; ein Liebesverhältniß aber mit der Getödteten müßte schon deßhalb als ein Unsinn verworfen werden, weil sie ihre erste Jugend — sie zählte nicht ganz achtundzwanzig — längst hinter sich gehabt und sogar wie eine Frau von Jahren ausgesehen habe. Diese und andere Aussagen sammelte der Rector mit vielem Fleiße und der Notar brachte sie alle sorgfältig zu Papier; so wie man aber so weit war, legte man alle diese Urkunden dem neu ernannten Untersuchungsgericht vor und verlangte sofort die strengste Bestrafung des Mörders. Doch — im Zweifel mußte man immer noch sein, ob die bestochenen Zeugen Stand halten würden, wenn sofort der so hart verklagte Bauer etwa verlangte, daß man sie ihm Auge ins Auge gegenüberstelle, und somit ließ man diesem armen Manne durch einen angeblichen Freund zuflüstern, daß er am besten thäte, sich eilends auf und davon zu machen, dieweil er ohne Zweifel als überwiesener Mörder gehenkt werde. Letztern Rath befolgte derselbe aus Angst alsobald und da man sein

Entweichen im Stillen begünstigte, so entkam er ganz unbehelligt; so wie er aber fort war, schrieen die Jesuiten triumphirend, daß die Schuld des Mannes nunmehr klar zu Tage liege, indem ihn nur das Bewußtsein derselben zur Flucht bewogen haben könne. Dieses ihr Geschrei wiederholten sie dann so oft, bis es ihnen endlich gelang, ihre Ansicht auch den Richtern beizubringen und — ums kurz zu sagen, — gestützt auf ihre falschen Zeugenaussagen, brachten sie es so weit, daß der arme so schnöd um sein Glück betrogene Bauer als des Mords für überwiesen angenommen und in contumaciam zum Strang verurtheilt wurde. So wie aber dieses Urtheil gefällt war, so ließen die Söhne Loyolas, um der Tragikomödie die Krone aufzusetzen, die sämmtlichen Actenstücke nebst dem Urtheilsspruch abdrucken, und theilten die Schrift allüberall in der Stadt aus, gerade als ob sie einen großen Sieg errungen hätten. Ja wenig hätte gefehlt, so wäre der niederträchtige Balthasar des Rois von ihnen noch als ein Märtyrer der Keuschheit kanonisirt worden, und jedenfalls glaubten sie so viel bewiesen zu haben, daß es unter ihrer Societät keinen Einzigen gebe, welcher mit denselben Fleischesschwachheiten behaftet sei, wie die übrigen Menschenkinder.

Eine dritte ähnliche Geschichte ereignete sich in der Stadt Poitiers zwischen dem Pater Mania, einem der berühmtesten jesuitischen Prediger zu St. Didier, an einer jungen Wittwe von Stande, welche von ihm in andere Umstände kam; allein ich unterlasse es, auf die nähern Umstände einzugehen, weil die Scenen, die dabei aufgeführt wurden, wo möglich noch skandalöserer Natur waren, als die so eben erzählten. Einer vierten derartigen Historie will ich jedoch, da sie dem Leser nicht wenig Spaß machen wird, wenigstens einige kurze Worte gönnen. In der Stadt Bordeaux lebte in der Mitte des 16. Jahrhunderts eine Nähterin, die ihre armselige Lage durch die Vermiethung ihrer körperlichen Reize wenigstens einigermaßen zu verbessern suchte und die wegen dieses ihres Lebenswandels in der ganzen Stadt bekannt war. Einsmalen nun wurde diese Nähterin, nachdem sie das besagte Doppelhandwerk vom sechszehnten bis zwei- und dreißigsten Jahr getrieben hatte, schwer krank, und in ihrer furchtbaren Todesangst ließ sie den Pater Gaska rufen, damit er sie von ihren vielen begangenen Sünden absolvire. Dieser aber, ein wegen seiner Frömmigkeit überaus hochgeschätzter

Jesuite von bereits gesetztem Alter, machte der Dirne die Hölle so heiß, daß dieselbe versprach, so bald sie wieder genesen würde, in eine gewisse Büßerinnenanstalt, die man zu Bordeaux für verkommene Sünderinnen gestiftet hatte, zu treten und nie im ganzen Leben mehr etwas mit einem Mannsbild zu thun haben zu wollen. Die Weibsperson genas wirklich und ward sofort in die genannte Anstalt aufgenommen, denn der gute Pater Gaska, welchem die besondere Aufsicht über das Asyl anvertraut war, verwandte sich für dieselbe, und seiner Bitte konnte man natürlich keine Weigerung entgegensetzen. Auch hatte man diese Aufnahme, wie es schien, keineswegs zu bereuen, indem sich die Nähterin in der ersten Zeit ganz exemplarisch hielt und ihren Pflichten in jeglicher Beziehung nachkam. Nur fühlte dieselbe, je mehr ihre Gesundheit sich wieder befestigte und ihr Körper zu seiner früheren Ueppigkeit erstarkte, nicht selten bei Nacht gewaltige Anfechtungen, und sie unterließ es natürlich nicht, dem Pater, ihrem Beichtiger, regelmäßig davon Anzeige zu machen; dieser aber setzte ihr auseinaneer, daß solches alles vom Satanas herkomme, und brachte ihr hiedurch nach und nach die Ueberzeugung bei, daß der Teufel es insbesondere auf sie abgesehen habe. Da geschah es nach vierzehn Monaten, daß die Person sich guter Hoffnung fühlte, und in kurzem bewies ihr zunehmender Körperumfang nur zu sehr die Wahrheit dieses Gefühls. Das gab nun einen ganz höllischen Spektakel. Bewiesenermaßen kam nie ein Mannsbild in die Anstalt, den Pater Gaska allein ausgenommen, und dieser war wegen seiner Heiligkeit natürlich über jeden Verdacht erhaben. Bewiesenermaßen hatte ferner die Dirne die Schwelle der Anstalt nie überschritten und es fiel also auch die Möglichkeit einer auswärtigen unzüchtigen Zusammenkunft weg. Was aber die Hauptsache war, die Person schwor hoch und theuer, in dieser ganzen Zeit nie mit einem Manne zu thun gehabt zu haben und man sah es ihrem geängsteten Gemüthe an, daß sie durchaus die Wahrheit redete. Ja noch mehr — sie erklärte mit der festesten Zuversicht, nur allein der Teufel könne dieses Teufelsstücklein zu Wege gebracht haben, und darauf sei sie bereit, die Hostie zu nehmen. Nun wurde die Confusion immer ärger. Herbeigerufene Aerzte behaupteten, die Dirne müsse verrückt sein, denn eine fleischliche Vermischung mit dem Gottseibeiuns lasse sich nicht denken; diese Be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hauptung schmeckte aber so sehr nach ketzerischer Aufklärung, daß der Pater Gaska in Verbindung mit einigen andern Collegen sich mit Entrüstung dagegen wandte. Um also nicht am Ende noch der Häresie angeklagt zu werden, schwiegen die Aerzte und begnügten sich damit mit den Achseln zu zucken. Die Jesuiten dagegen beriefen eine gelehrte Theologencommission zusammen und beriethen sich auf ihre Weise über die Sache. Insbesondere thätig erwiesen sich dabei die Patres Antonio Palomo und Martin de la Conchille, welchen die Berichterstattung anvertraut wurde, und die beiden frommen Herrn citirten so viele Stellen aus den Kirchenvätern, besonders aus dem Augustin, daß gar kein klarer Gedanke mehr aufkommen konnte. Kurz es wurde endlich abgemacht, daß der Teufel und kein Anderer der Nähterin beigewohnt habe und alle Welt — denn man kann sich denken, welch' ungeheures Aufsehen dieser Fall in Bordeaux erregte — war nun im höchsten Grade begierig, wie der Sprößling des Beelzebubs, wenn er zur Welt komme, aussehen werde. Doch siehe da, die arme Person gebar und das Knäblein, dem sie das Leben gab, hatte weder Pferdefuß noch Teufelsfratze, sondern sah ganz aus, wie andere Menschenkinder auch. Dessenungeachtet kam die ganze Stadt auf die Beine und Jedermann wollte den Sohn des Teufels sehen. Ja es hätte wenig gefehlt, so wäre das Haus der Büßerinnen vom Volke gestürmt worden, und so nahm denn der Pater Gaska mit seinen Collegen davon Anlaß, die Mutter mit sammt dem Kinde aus der Stadt zu entfernen — die Mutter, um sie in eine ferne strenge Clausur zu bringen, das Knäblein aber, um es von einem Eremiten in den Pyrenäen, der die Teufelsnatur schon aus ihm austreiben werde, erziehen zu lassen. Damit mußte sich das Publikum begnügen und es begnügte sich auch, obwohl man noch lange Zeit nachher — theils mit Entsetzen, theils mit Hohn, je nachdem die Leute mehr oder minder aufgeklärt waren — von dem Sohn des Teufels sprach. Beinahe aber wäre der mysteriöse Schleier, der diese Geschichte bedeckte, schließlich doch noch gelüftet und auf den frommen Pater Gaska eine ewig unvertilgbare Schande geworfen worden. Etwa zehn Jahre nachher nämlich bekannte die Thürsteherin bei den Büßerinnen dem Arzte, der sie, als sie auf dem Sterbebette lag, behandelte, von freien Stücken, daß sie verschiedene Monate lang jeden Samstag Abend der Nähterin auf Be-

fehl des Pater Gaska einen Becher Weins habe bringen müssen, nachdem sie diesen Wein vorher mit einem Löffelchen voll weißen Pulvers, das ihr der Pater gegeben, gemischt gehabt hätte, und daß dann die Nähterin hierauf regelmäßig in einen tiefen, tiefen Schlaf versunken sei; so wie sie aber eingeschlafen gewesen, hätte sich der Pater eingestellt und wäre meist ein oder zwei Stunden bei der Schlafenden geblieben. Zugleich mit diesem Bekenntniß reichte sie dem Arzt ein kleines Restchen von dem Pulver, das sie auf die Seite gethan hatte, und es zeigte sich nun, daß dasselbe ein starkes Opiat war. Somit lag jetzt die Handlungsweise des Pater Gaska in ihrer ganzen Niederträchtigkeit zu Tag, und der Arzt eilte sofort zu einem Advokaten seiner Bekanntschaft, um ihn zu fragen, wie er sich in diesem außerordentlichen Falle zu benehmen habe, respektive, ob er nicht bei den Gerichten Anzeige machen solle. Der Advokat rieth ihm jedoch, das letztere zu unterlassen, denn einmal sei der Pater Gaska inzwischen verstorben und könnte also nicht mehr zur Strafe gezogen werden; zum zweiten würden die Jesuiten die Thürsteherin ganz gewiß zum Widerrufe zu bringen wissen, und dann stehe er, der Arzt, mit seiner Aussage als Lügner da; zum dritten endlich sei bekannt, wie alle, die es wagten, den Orden Jesu anzugreifen, noch immer schlecht weggekommen seien, und man handle daher klüger, sich solcher Gefahr nicht auszusetzen, statt sie aufzusuchen. Gegen diese Calculation ließ sich nicht wohl etwas Stichhaltiges einwenden und demgemäß unterließ der Arzt eine gerichtliche Anzeige. Doch konnte er sich nicht enthalten, die abscheuliche jesuitische That in einem besondern Aufsatz zu beschreiben, und diese Beschreibung fand man nach seinem Tode unter seinen Papieren.

Aus dem bisherigen ersieht man zur Genüge, wie ungemein rührig die Söhne Loyola's darauf aus waren, nichts auf ihren Orden herauskommen zu lassen, weßwegen sie auch die Unzuchtvergehen und ihre Urheber mit keiner Strafe belegten. Das sechste Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen" legten sie nämlich dahin aus, daß Gott durch diese Worte den Menschen habe anbefehlen wollen, nur fein vorsichtig und heimlich in der Liebe zu Werke zu gehen, damit Niemand Aergerniß daran nehme; das Lieben selbst aber habe Gott nicht verboten und auch nimmermehr verbieten wollen, denn sonst hätte er dem Manne die Neigung zum Weibe und

umgekehrt nicht von Natur ins Herz gepflanzt. „Sie selbst also," so calculirten sie weiter, „hätten mit dem Gelübde der Keuschheit, das sie beschworen, keineswegs der Liebe entsagt, sondern nur zugesagt, kein öffentliches Aergerniß zu geben, und dieses Versprechen wollten sie halten; eben deßwegen aber sei es besser, nicht mit weltlichen Frauen, das ist, nicht mit den Töchtern und Frauen der Laien seine Brunst zu kühlen, weil man von den letzteren immer mit Argusaugen bewacht werde, sondern vielmehr mit denjenigen Jungfrauen, welche ganz in derselben Lage seien, wie sie selbst, nämlich mit den Nonnen, denn bei diesen könne man mit Leichtigkeit das tiefste Geheimniß vor der Laienwelt bewahren, und was die Hauptsache sei, es entstehe über der Liebe der Schleierträgerinnen keine Eifersucht von Brüdern, Buhlen und Ehegatten, wie sonst immer bei andern Frauenzimmern." Solchergestalten räsonnirten die Söhne Loyola's und sie betrachteten in Folge dessen die Nonnenklöster als diejenige Weide, welche ihnen ausnahmsweise vom Schicksal überlassen worden sei. Wie sie es nun aber da trieben, darüber will ich mich selbst nicht weitläuftig auslassen, sondern ich führe lieber die Worte eines Schriftstellers vom Schluß des 17. Jahrhunderts an, der verschiedene Jahre bei den Jesuiten zubrachte, und ihr ganzes Thun und Treiben so genau kannte, als sich selbst. „Weil die Leute vom Orden Jesu," so erzählt der besagte Schriftsteller*), „mit den Nonnen Umgang zu pflegen vorzugsweise befugt zu sein wähnen, halten sie sich oft ganzer sechs Stunden vor dem Gegitter (die Nonnen sollen bekanntlich mit Mannspersonen nur durch das Gitter des Sprechsaals sich unterhalten) auf und conversiren mit ihren Auserwählten. Ich wollte aber darauf schwören, daß nicht ein einziges nützliches Wort von der Bekehrung zur Gottseligkeit gehöret werden wird, sondern mehrtheils Zoten und andere ausschweifende Liebesworte. So erklärte einstens der Pater Cluniac, wie er mir selbsten erzählte, einer Nonne vom St. Antonskloster das Buch von der Verwerfung der Ehe und discurrirte dabei weitläuftig von dem, was man „impotens" oder „ehestandsuntüchtig" nennt. So unterrichtete der Pater Johann Adam, ein gar be-

*) Dieser ist der bekannte Peter Jarrigius oder auch Peter Jarrige, dessen Werk über den Orden Jesu anno 1682 erstmals herauskam.

redter Sohn Loyola's, die Nonne Ursula vom Kloster St. Macarii in dem Tractat von der Kindererzeugung, und befleißigte sich dabei einer solchen Deutlichkeit, daß kein Professor der Anatomie es besser hätte machen können. So wies der Pater Jacob Bois eine andere Nonne desselbigen Klosters an, wie sie ganz genau aus der Gesichtsbildung eines Mannes auf seine sonstige männliche Ausbildung schließen könne, und weihte sie zugleich noch in manch anderes Geheimniß ein, welches oft nicht einmal den Vorsteherinnen der öffentlichen Bordelle bekannt ist. Kurz, ein Laie würde die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er hören würde, welche Gespräche die Jesuiten mit den Nonnen zu führen pflegen, und überdem benennen sie dieselben nie anders, als mein Herzchen, mein Schätzchen, meine Allerliebste oder sonst so was dergleichen. Nicht minder ist bekannt, wie die Leute vom Orden Jesu ihre unzüchtigen Hände durch die Gitter stecken und damit die Nonnen betasten, während diese umgekehrt sich nicht scheuen, ihre Brust und andere Theile zu entblößen. Wenn es aber nur dabei bliebe! Aber es ist leider auch eine nur zu allgemein bewiesene Thatsache, daß die Jesuiten den Weg in die Zellen der Nonnen zu finden wissen und oft ganze Nächte daselbst zubringen, oder aber treffen sie sich in den verschlossenen Beichtstühlen, und dann werden diese zum unzüchtigen Lotterbette. So sind die Herrn Professoren vom Parischen Collegium mit den Dominikanerinnen daselbst so freundlich umgegangen, daß deren etliche mit vollen Früchten beladen wurden und genöthigt waren, sich auf einige Monate nach Bordeaux, wo man sie nicht kannte, zurückzuziehen. So hat der bekannte Melchior Stör, der in Rom zum Doctor der Theologie avanzirte, ein ganzes Jahr in dem Nonnenkloster zu St. Maria als Berather der Aebtissin gelebt, und diese schwor ihm in tausend Küssen zu, daß sie ohne ihn gar nicht zu existiren vermöchte. So wurde der Pater Friedrich Sommermann, ebenfalls ein Doctor der Theologie, nach Luzern berufen, um daselbst einer besessenen Nonne den Teufel auszutreiben, und brachte dieß auch wirklich zu Stande, aber nicht ohne daß die dem Herrn verschriebene Jungfrau ein Andenken von ihm bekam, dessen sie während der nächsten neun Monate nicht los ward. So ist selbst von einem der Berühmtesten der Societät, dem Pater Cotton, dem Beichtvater König Heinrichs IV., bekannt, daß er

in Avignon eine Nonne zur Mutter machte, und die darüber niedergeschriebenen Prozeßacten wurden sogar nach Rom gesandt, um dem Papst Clemens VIII. vorgelegt zu werden. So fand man bei der Jesuiten Verjagung aus Böhmen zu Anfang des dreißigjährigen Krieges in ihrem Collegium zu Prag einen noch blutigen Hebammenstuhl, mit dem sie den Nonnen ihrer Nachbarschaft auszuhelfen pflegten. So fing der Lemovitische Bischof ein ganzes Schock Liebesbriefe auf, welche die Novizen des dortigen Probehauses mit den Bewohnerinnen eines benachbarten Frauenklosters wechselten, und so könnte ich der Beispiele, die ich selbst erlebet, noch eine ganze Menge anführen. Wie aber eine Sünde immer die andere erzeugt, so entstand oft zwischen zwei oder drei Jesuiten, welche eine und dieselbe Schwester zu besitzen wünschten, die größte Eifersucht und sie suchten sich nun gegenseitig bei dieser ihrer Buhlschaft, um allein der Hahn im Korbe zu sein, auf die allergröblichste Weise herabzusetzen. So zankten sich z. B. die Patres Johann Adam und Jacob Piroat wegen einer gewissen Cordula so heftig, daß es beinahe zum Duell zwischen ihnen gekommen wäre; schließlich jedoch ward Piroat überwiesen, daß er an einer niedrigen Mauer des Klostergartens, über welche man leichtlich springen konnte, regelrecht abgekartete Zusammenkünfte mit der Cordula halte, und das Ende vom Liede war, daß er in aller Stille in ein anderes Collegium versetzt wurde. Doch, lieber Leser, entschuldige mich, daß ich hier aufhöre, denn die Schamhaftigkeit verbietet mir, mit noch deutlicheren Farben zu malen; dagegen aber darfst du mir auf's Wort glauben, daß ich leichtlich noch viel gräulichere Dinge hätte offenbaren können, dieweil die jesuitischen Schandthaten wirklich alles übertreffen, was in dieser Beziehung nur je in der Welt geschehen ist."

So schreibt mein Gewährsmann und ich könnte dieses Kapitel füglich damit schließen, wenn ich nicht noch ein paar Worte über das verufene Institut „der Jesuitinnen," von denen in unserer Zeit fast gar nichts mehr bekannt ist, hinzusetzen hätte. Das Jahr, in welchem dieses Institut ins Leben trat, genau festzustellen, vermag Niemand, denn die Söhne Loyolas, welche allein genaue Auskunft darüber zu geben im Stande gewesen wären, beobachteten von jeher aus guten Gründen ein tiefes Stillschweigen darüber und die weltlichen Schriftsteller in diese Schmutzgeschichte einzuweihen, hütete man sich

gar wohl. Thatsache dagegen ist, daß die Jesuitinnen im Jahre 1600 nicht nur existirten, sondern auch in ganz Italien sowie jenseits der Alpen in Oberdeutschland und dem südlichen Frankreich sehr verbreitet waren. Thatsache ist ferner, daß sie ganz dieselben Einrichtungen hatten, wie die Jesuiten, das heißt, daß sie den letzteren wie im Namen, so auch in der Kleidung fast aufs Haar glichen, daß sie Collegien, Noviziate und Profeßhäuser besaßen, wie die Söhne Loyolas, und daß sie dieselbe Regierung mit einer Generalin an der Spitze eingerichtet hatten. Thatsache ist endlich, daß sie mit den männlichen Jesuiten in der genauesten Verbindung standen, daß sie in allen Städten neben jenen ihre Domicile aufschlugen und daß sie ihnen, um es mit einem einzigen Worte auszudrücken, das waren, was die Eva dem Adam, die Weiblein den Männlein. So etwas hatte man in der Christenheit noch nicht erlebt. Es gab der Mönche und Nonnen gar mancherlei und unter den verschiedensten Namen; es gab auch solche, welche einen und denselben Titel angenommen hatten, wie Dominicaner und Dominicanerinnen, Franziskaner und Franziskanerinnen u. s. w. u. s. w.; aber weibliche Wesen, welche die drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ablegten, wie die Jesuitinnen, und doch keineswegs in Klöstern ein beschauliches, gottgeweihtes, der Welt entsagendes Leben führen, sondern vielmehr ohne stabilen Aufenthaltsort da und dort herumschweifen und wie Weltdamen leben wollten; welche sich anmaßten, überall wo sie erschienen, die Rechte der Priester auszuüben und zu taufen, zu confirmiren, zu trauen wie die ordinirten Geistlichen; welche insbesondere darnach strebten, bei Männern jeglichen Alters und Standes als Gewissensräthe zu figuriren und unter der Firma von Beichtigerinnen ihnen das zu sein, was schon so manches Beichtkind seinem Beichtvater war; welche endlich ohne Scheu und ohne auf die Schamhaftigkeit irgend Rücksicht zu nehmen, sich als die zweite Hälfte ihrer Namensbrüder der Jesuiten gerirten und offen erklärten, daß nur erst durch diese innige Verbindung die wahre Vollendung des Ordens Jesu gefunden worden sei; — — nein so etwas ging doch über alle Begriffe. Ueber dem thaten die Jesuitinnen dieses Alles, ohne je vom päbstlichen Stuhle dazu autorisirt worden zu sein; sie thaten es vielmehr aus eigener „Machtvollkommenheit", und hielten es nicht einmal für nöthig, ihre Statuten zu publiciren,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

oder auch nur der römischen Curie eine Anzeige von ihrer Existenz zu machen. Derohalben fand sich auch der Pabst Urban VIII. bewogen, mit allen Mitteln seiner apostolischen Gewalt gegen sie einzuschreiten, und erließ eine fulminante Bulle gegen sie, in welcher ihr Institut nicht blos für immer und ewig aufgehoben, sondern auch verdammt und als ein lästerliches Wesen bezeichnet wurde. Diese vom 21. Mai 1631 datirte Bulle, welche an allen Kirchen Roms angeschlagen und in der ganzen Christenheit bekannt gemacht worden ist, existirt natürlich auch jetzt noch und zum Beweis, daß alles, was ich eben von den Jesuiten sagte, vollkommene Wahrheit, ja sogar eine nur allzu gelind ausgedrückte Wahrheit enthält, kann ich mich nicht enthalten, einige Stellen aus derselben wörtlich anzuführen. „Wir haben — heißt es darin gleich nach dem Eingang — nicht ohne große Gemüthsbestürzung vernommen, daß in Italien und jenseits der Gebirge gewisse Weiber und Jungfrauen, nachdem sie den Namen der Jesuitinnen angenommen, ohne einige Approbation und Gutheißung des Pabstes von etlichen Jahren her zusammengekommen sind; daß sie unter dem Vorwand, ein geistlich Leben zu führen, gewisse Häuser in Art und Form eines Collegii besetzet, Probationshäuser angeordnet und über dieselben eine oberste Gebieterin unter dem Titel einer Generalin bestellet; daß sie unter derselben Aufsicht das Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth abgeleget, so wie alle andern Gebräuche der Jesuiten in Acht genommen; daß sie aber dabei sehr viele Dinge gepfleget, die dem weiblichen Geschlechte nicht wohl angestanden und wider die Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit des Frauenvolkes schnurstracks angestoßen, ja sogar solche Sachen verübet, welche alten verlebten Männern, die in den Erfahrungen der Wollust wohl bekannt, zuwidergewesen wären. Dieweil nun aber solches Wesen sonderlich großes Aergerniß giebt, so haben wir, nachdem wir solche Bosheit nicht länger zu leiden gesinnt sind, die Schärfe ergriffen und diese böse Pflanzen ganz und gar auszurotten beschlossen. Weßwegen wir denn nach Rathpflegung mit unseren heiligen Brüdern den Cardinälen und Inquisitoren diese vermeinte Weibersocietät gänzlich aufheben, abschaffen und wegzuthun befehlen. Und ordnen also an, daß sie, die Societät der Jesuitinnen von Anfang unkräftig, un-

gültig und nichtig gewesen, und soll sie hiemit ganz und gar auf einmal abgeschafft, in ewige Vergessenheit begraben und aus der Kirche Gottes ganz und gar ausgerottet sein."

Also spricht der Pabst Urban VIII., was brauchen wir also noch weiter Zeugniß?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zweites Kapitel.

Die Liebhaberei zu Knaben und Jünglingen.

Wenn ich schon das vorige Kapitel mit vollkommenem Widerwillen niederschrieb, so erregt mir das nun folgende geradezu Eckel; allein als Geschichtsschreiber muß ich thun, was meines Amtes ist, und das Einzige, was ich mir erlauben darf, ist Kürze in der Darstellung. Es handelt sich nämlich dießmal nicht von einem natürlichen, sondern vielmehr von einem unnatürlichen Laster, von dem der Knabenliebe oder Pädera stie, wie die Griechen sagen, und daß dieses in den jesuitischen Erziehungsanstalten vollständig eingebürget war, ist eine leider nur allzusehr verbürgte Thatsache.

Schon die Reichen und Vornehmen unter den alten Athenienfern fröhnten dieser Lust und von ihnen gieng dieselbe auf die Reichern und Vornehmen unter den Römern über; doch nur auf solche, welche die Freuden am Weibe bis zum Uebermaß genossen und dadurch ihre sinnlichen Gefühle in einen krankhaften Zustand versetzt hatten. Eben deßhalb waren es auch meist nur bejahrtere Männer, welche dem besagten Laster sich hingaben, bejahrtere und zugleich geistig und körperlich überreitzte Männer, die eines ungewöhnlichen und unnatürlichen Kitzels bedurften, wenn sie noch aufgeregt werden wollten; junge, frische, naturwüchsige Bursche aber, in denen noch Manneskraft wohnte, wandten sich mit Abscheu von jenem eckelhaften Getriebe ab, wohl wissend und wenn nicht wissend, doch fühlend,

daß sie sich durch die Umarmung eines Mitglieds ihres eigenen Geschlechts nur selbst besudeln, selbst schänden würden. So beschränkte sich also die Knabenliebe bei den Griechen und Römern mehr nur auf ältere verlebte Sünder, ohne je ins eigentliche Volk überzugehen; ja sogar ohne daß man sagen konnte, dieses Laster sei in einer bestimmten Klasse von Menschen, in einem bestimmten Stande zu Haus und eingebürgert. Ueberdem — und dieß ist ein weiterer, nicht hoch genug anzuschlagender Milderungsgrund — gehörten die Knaben und Jünglinge, deren man sich bediente, mit wenigen Ausnahmen dem Sklavengeschlechte an, und da man dieses als Sache und Eigenthum, als ein Object und nicht Subject betrachtete, so begieng man doch wenigstens keinen Mißbrauch an einem Ebenbürtigen. Wie ganz anders aber bei den Jesuiten! Sie waren keine abgelebte Greise, wenn sie anfiengen, sich jenem schändlichen Laster zu ergeben, sondern die meisten von ihnen standen zu jener Zeit im kräftigsten Mannesalter. Bei ihnen galt nicht die Entschuldigung des Reichthums und der Uebersättigung, und eben so wenig konnten sie den Umstand für sich geltend machen, daß sie die Größe der Sünde, die sie begiengen, nicht gekannt hätten. Vor allem aber — ihnen vertraute man die Jugend aus den besten Ständen an, um dieselbe zu einer wackeren tugendhaften Mannheit heranzuziehen, und sie mißbrauchten diese Jugend zu Befriedigung ihrer viehischen Begierden. Sie mißbrauchten sie und legten dadurch in jene Knaben und Jünglinge den Keim zur eigenen Entsittlichung in der Nachahmung der schändlichen Lebensweise. Ruht also nicht ein doppelt schweres Verbrechen auf den Söhnen Loyolas — ein Verbrechen allzu groß, um je gesühnt werden zu können?

Doch ich darf nicht blos anklagen, sondern ich muß auch den Beweis für die Anklage führen und so sei es mir denn erlaubt, hier wieder denselben Gewährsmann, den ich oben wegen des Verhältnisses der Jesuiten mit den Nonnen anführte, sprechen zu lassen. „Niemand als Gott," sagt er in seiner berühmten Schrift über den Orden Jesu, „weiß und prüfet die inneren Herzensgedanken der Menschen und es stehet einem Sterblichen nicht zu, in dessen Rathsstube zu treten. Deßwegen kann ich aber doch sagen, daß ich unter allen Menschen, die ich kennen lernte, noch nie hitzigere, leidenschaftlichere, brünstigere und für die Sinnenlust flammendere Naturen ge-

troffen habe, als bei den Jesuiten. Man betrachte nur den unzüchtigen Muthwillen, mit dem sie ihre Schulen, Seminarien und Collegien verunreinigen. Man werfe nur einen Blick auf die unsaubern Betastungen, auf die gemeinen Berührungen und Handfühlungen, welche sie bei den ihrem Unterricht anvertrauten Knaben im Schwange haben, und zwar Betastungen solcher Art, daß man allenthalben an deren Körpern die Zeichen und Flecke ihrer Griffe erkennt. Man höre nur auf ihre Worte und Reden, mit denen sie ihre Handbewegungen begleiten, und welche sie von der Sprachweise der gemeinsten Bordellschwestern entlehnt zu haben scheinen. Man betrachte sich nur ihr cynisches Lächeln und ihre verschwommenen Augen, so wird gewiß kein Mensch mehr darüber im Zweifel sein, daß, was ich oben sagte, die vollkommenste Wahrheit ist. Uebrigens nicht bloß die jüngeren Lehrer und Professoren sind die Schuldigen, sondern auch die Rectoren und Senioren selbst, zu welchen man doch die ehrwürdigsten und achtbarsten unter allen Mitgliedern auslieset. Ja, auch sie betasten ihre Schüler und lassen sich von ihnen betasten, also, daß schon viele dieser Jünglinge, wenn sie nachher ins Noviz- oder Probehaus aufgenommen wurden, sich beim Magister Novitiorum auf's heftigste über die Schande, zu der man sie gezwungen, beklagt haben. All' dieß ist leichtlich zu beweisen und ich will wenigstens einige wenige Beispiele anführen, obwohl mir darob alles Blut in die Wangen steigt. So wird das Jesuitencollegium in der Stadt Limoges nicht läugnen können, daß einer der Lehrer, mit Namen Sangvillier, an einem Sonntag einen schönen Knaben unter dem Vorwand, er wolle ihm seine Exercitien corrigiren, auf sein Zimmer nahm und an denselben nicht nur die garstigsten Worte hinsprach, sondern auch überall mit seinen Händen an ihm herumfühlte und umgekehrt dasselbe von dem Jungen verlangte. Und dabei blieb es nicht. Vielmehr wiederholte der Professor seine Procedur so oft, daß sie ihm zur förmlichen Gewohnheit wurde, und so kam es einmal vor, daß derselbe in der öffentlichen Schulstube, während die andern Schüler mit ihren Lectionen beschäftigt waren, den besagten Knaben zu sich in den Katheder zog, ihn dort halb entkleidete und sofort — — — Doch die Feder sträubt sich, den schamlosen Gräuel niederzuschreiben, und es ist mit dem bisherigen schon zu viel gesagt. Als ein weiteres

Beispiel führe ich an, was ich mit meinen eigenen Augen sah, und zwar in dem Collegium von Agen. Dort nämlich kam ich eben dazu, wie der Professor der vierten Klasse, Franz Mingelousaux, einen adeligen Schüler aufs feurigste küßte, während er ihn zugleich zwischen seinen Knieen drückte, und es wäre ohne meine Dazwischenkunft sicherlich nicht dabei geblieben. Der Knabe meinte, es geschähe dieß aus herzlicher, väterlicher Zuneigung, und dachte für jetzt wenigstens noch nichts böses; hätte aber dessen wirklicher Vater, ein gar stolzer und vornehmer Edelmann, zugesehen, so würde er gleich gemerkt haben, von welcher Gattung diese Zuneigung sei, und dann hätte er diesem Pater, mit Hintansetzung allen Respects vor der Sozietät Jesu, ohne allen Zweifel sofort die Ohren abgeschnitten. Noch weit ärger ging es auf den Collegien von Bordeaux und Fontana zu, und ich kann erweisen, daß da kein einziger Jesuit von dem bewußten Laster frei blieb. Die Herren Patres und Professoren hatten dessen auch gar keine Scheu und steuerten ihren unreinen Händen und Lippen so wenig, daß die älteren Schüler nothwendig das ganze schändliche Thun inne werden mußten. Darum hieß es von diesem oder jenem: der da ist des Professors So und So Liebste und der die Buhlerin des Professors X. X., dem Rector aber gehört der kleine N. und mit dem blonden R. hats der Magister Novitiorum. Man darf übrigens nicht wähnen, daß solche Sodomiterei bloß auf den höheren Collegien oder Akademien getrieben werde, allwo es eine größere Auswahl an Knaben und Jünglingen gibt, sondern man treibts in den kleineren Collegien und Schulen gerade eben so, denn das besagte Laster ist bei den Jesuiten ganz allgemein. So klagten zum Beispiel in dem ganz unbedeutenden Städtlein Macaire erst neulings zwei Knaben ihren Eltern, wie ihnen von dem Pater Gervaß Gewalt angethan worden sei, und sie beschrieben den Ort, die Art, so wie überhaupt die näheren Umstände so genau, daß an dem Factum gar nicht gezweifelt werden konnte. Deßwegen machten die Eltern auch sofort bei dem Rector des Collegiums von Bordeaux Anzeige und drangen auf Bestrafung des Sünders. Was geschah aber? Nun der Rector des Collegiums beauftragte den Pater Christoph Penaude, die Sache zu untersuchen, allein bei diesem Auftrag ließ man es auch bewenden und von einer wirklichen Bestrafung wurde

nie etwas vernommen. Ganz dasselbe gilt von dem Pater Leonhard Alemay, der desselben Verbrechens überführt war, wie Gervoß, und so könnte ich noch Dutzende und aber Dutzende von Jesuiten nur aus meiner nächsten Nachbarschaft anführen, wenn es nicht an dem eben Erzählten übergenug wäre."

Also berichtet unser Gewährsmann und sein Bericht wird von nur zu vielen andern Seiten her vollkommen bestätigt. So erfahren wir zum Beispiel, daß der Pater Ribera, Beichtvater des Cardinals Karl von Borromeo, Erzbischofs von Mailand, darüber ertappt wurde, wie er mit einem Edelknaben des Cardinals Unzucht trieb, und der Pabst Pius IV. befahl deßhalb anno 1564 dem General Lainez, den Ribera schnellstens von Mailand zu entfernen, damit das Aergerniß ein Ende nehme. So sind weiter die Liebschaften des Jesuiten Jacob Marell durch den Historiker Lang in einem eigenen Büchlein (es führt den Titel: Jacobi Marelli S. J. Amores) veröffentlicht und so genau mit urkundlichen Daten belegt worden, daß nicht der geringste Zweifel mehr übrig bleiben kann. So erwies sich endlich der in Mainz functionirende Pater Maximilian Gill als ein solch' niedriger Knabenschänder, daß der Kurfürst Friedrich Karl Joseph, Freiherr von Ehrthal, auf die Klage der Eltern jener Knaben eine Untersuchung über den Gräuel anstellen ließ, welche die Wahrheit der Bezüchtigung vollkommen bestätigte. Auch gestand später der Elende seine Schandthaten Wort für Wort ein und der Kurfürst verurtheilte ihn daher zu lebenslänglicher enger Haft auf der Festung Königstein bei Frankfurt, denn — mehr wollte er ihm nicht thun, um seinen geistlichen Stand so wie die Societät Jesu zu schonen. Wenn nun aber schon die wenigen hier angeführten Beispiele deutlich genug sprechen, welch' ein ungeheurer Schauder müßte uns erst ergreifen, wenn auch jene unermeßliche Menge von Schandthaten, welche der Orden nie ans Tageslicht kommen ließ, offenkundig gemacht würde? Dem Orden mußte ja unendlich viel daran liegen, seinen guten Ruf gegen außen zu wahren und somit scheute er kein Mittel, um die Welt in der Täuschung zu erhalten. Ja selbst wenn Einer aus seiner Mitte vollständig überführt wurde, so hütete man sich doch, denselben öffentlich zu strafen, nur damit man der leichtgläubigen Menge das Märchen auftischen konnte, die ganze Geschichte sei von den Feinden der

Societät erfunden! So begnügte man sich z. B. damit, den Pater Adam Herler zu Constanz, nachdem derselbe notorischer Weise es mit nicht weniger als sieben Knaben zu thun gehabt hatte, anno 1657 in ein anderes Collegium zu versetzen, wo er seine Lasterthaten fortsetzte. So erhielt vier Jahre später der Pater Ignatius Mandl in Luzern wegen desselben Vergehens vom Rector nur eine leichte Strafpredigt, während die Knaben, die er gebraucht, als Lügner öffentlich ausgepeitscht wurden. So mußte der Pater Victor Wagner wegen des furchtbaren Aergernisses, das er gegeben, anno 1676 allerdings seinen Lehrstuhl am Collegium zu München aufgeben, um einen andern in der eben genannten Stadt Luzern einzunehmen; allein als er hier in den nächsten zwei Jahren neun Knaben öffentlich auf dem Katheder, Angesichts der übrigen Schüler, förmlich schändete und noch dazu die Lehre aufstellte, so zu thun sei weder Schmach noch Sünde, bestand seine ganze Strafe darin, daß ihm anbefohlen wurde, ein Cilicium zu tragen. So wurde selbst der Pater Jacob Marell, derselbe, dessen abscheuliche Schandthaten wie ich vorhin schon sagte, durch den Ritter von Lang ans Tageslicht gezogen wurden, trotz des fortgesetzten gräßlichen Frevels, den er begangen, nur zum Schein, um der Welt Genüge zu thun, anno 1698 aus dem Orden gestoßen, denn derselbe war siebenundzwanzig Jahre später, anno 1725, factisch noch Mitglied desselben *) und ward von seinen Brüdern behandelt, als hätte er nie ein Wasser getrübt. Liegt es also nicht klar am Tage, daß die Jesuiten das Laster der Knabenliebe für gar kein Laster erklärten, sondern nur für eine kleine sinnliche Lust, die gar verzeihlicher Natur sei und wegen der man nicht nöthig habe, so viele Worte zu machen?

Und solchen Menschen war die Erziehung der Jugend in fast ganz Europa anvertraut!

---

*) Der klare Beweis hiefür ist nachzulesen in Hormayer's Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. 1834. Seite 219 u. f.

Drittes Kapitel.

Die geistlichen Exercitien oder die Raffinirtheit im Genuß.

Im ersten Kapitel dieses Buchs behandelte ich die gewöhnlichen Fleischessünden der Jesuiten, die verzeihlichsten von allen, weil sie aus der Schwachheit der menschlichen Natur entspringen. Das zweite Kapitel besprach die unnatürlichen Sünden derselben, die niederträchtigsten, die es in der Welt giebt, weil sie eine Schändung sind des Ebenbildes Gottes. Im dritten Kapitel endlich komme ich auf die raffinirten Sünden der Jesuiten zu reden, das ist, auf diejenigen, welche auf religiösem Betrug fußend mit dem Himmel beginnen und mit der Hölle endigen.

Selbstpeinigung wurde schon in sehr alten Zeiten und von den verschiedensten Glaubenssystemen als ein religiöses Verdienst betrachtet, und schon frühe gab es auch unter den Christen solche, die sich den Himmel dadurch zu erwerben wähnten, daß sie sich in Höhlen oder auf Säulen mit Ketten und Panzern abquälten. Später kam im christlichen Abendlande noch die freiwillige Geißelung, verbunden mit Fasten, Beten, Wallfahren und was dergleichen mehr ist, hinzu und je blutiger sich Einer oder Eine den Körper mit Ruthen und Riemen zerfleischte, um so hellere Freudenthränen weinten — so lehrten die Priester — die Engel und Erzengel. Auch Ignatius von Loyola bekannte sich, wie wir aus dem ersten Buche ersehen haben, zu diesem Glauben und setzte sich sowohl beim Beginn seiner religiösen Laufbahn, als auch später mit Fasten, Geißeln und andern Asceticis oft so sehr zu, daß er mehrere

Male dem Tode nahe kam. Damit aber dieses christliche Werk der Selbstpeinigung in seinem Orden recht heimisch werde, schrieb er, wie ich ebenfalls bereits früher erzählte, sein berühmtes Buch „von den geistlichen Exercitien" und ordnete an, daß diese Exercitien oder Uebungen die Grundlage der Erziehung bei allen seinen Schülern bilden müßten. „Um ein werther Streiter Christi werden zu können," lehrte Ignatius, „muß man die Glieder seines Leibes auf das härteste züchtigen, denn darin liegt das Geheimniß der Aufsichnehmung des Kreutzes, und wenn Jesus Christus in seiner unermeßlichen Liebe sich für die Menschheit kreutzigen ließ, so dürfen die Soldaten seiner Armee nicht zögern, sich ebenfalls zu Opferlämmern zu machen. Uebrigens nicht blos wir, die Streiter Christi, — fährt Ignatius an einer andern Stelle fort — haben diese Züchtigungen nöthig, sondern Jeder, der sich eine Stufe im Himmel erwerben will, denn mit dem Dolche der Leiden nur tödtet man das Laster und bändigt die thierischen Triebe; mit dem Dolche der Leiden nur zähmt man den irdischen Menschen und zwingt ihn zum Wandeln auf dem Pfade der Gnade und Tugend bis zur Vollkommenheit." Es war also — natürlich neben vielem andern Mystischen und Schwärmerischen — eine völlige Asceſe, welche in den geistlichen Exercitien gelehrt wurde, und die Geißelung spielte eine Hauptrolle darin. Doch wurde nebenbei auch noch ein großes Gewicht auf recht viele tägliche Gebete und geistliche Gespräche, auf tägliche Beichten und Communionen, sowie auf verschiedenes Fasten, Wallfahren, Knieen und andere ähnliche Dinge gelegt.

Unter genannten Umständen wird man es nun natürlich finden, daß die Jesuiten es nie unterließen, mit ihren Beichtkindern „die geistlichen Uebungen" recht oft und recht gründlich durchzumachen und insbesondere drangen sie auf die Applicirung der Geißel, als der besten Züchtigung des sündigen Leibes. Dagegen mutheten sie, auf die menschliche Schwachheit Rücksicht nehmend, Niemanden zu, sich selbst zu geißeln, sondern sie übernahmen dieses Geschäft recht gern in eigener Person und übten es dazuhin sehr sanft nur mit Ruthen oder Riemen oder auch mit den bloßen Händen, nie aber mit eigentlichen Geißeln oder gar vollends mit Geißeln, an denen Stacheln befestigt waren. Solches Geißeln oder mit Ruthen streichen hieß man dann die „Disciplin", das ist der Geißelnde war der

„Disciplingeber" und der Gegeißelte war der „Disciplinempfänger". Auch gab es eine gedoppelte Disciplin, nämlich eine Disciplina »sursum« oder »secundum supra« und eine Disciplina »deorsum« oder »secundum sub,« was auf deutsch nichts anderes besagen will, als daß man die Schläge entweder „nach oben" auf Brust, Schultern und Rücken, oder „nach unten" auf Lenden, Hüften und Schenkel applicirte. Letztere Disciplin hieß man auch die „spanische", weil sie in Spanien sehr beliebt war und durch die spanischen Jesuiten besonders in Brauch kam; allein man hätte sie mit noch mehr Recht die „weibliche" nennen dürfen, indem fast nur Weiber auf solche Weise disciplinirt wurden. Die Jesuiten erklärten nämlich, daß die schwache Natur der Frauen und Jungfrauen durch die Disciplin „nach oben" allzusehr angegriffen würde, während die „unteren" Körpertheile die ihnen zugedachte Züchtigung weit besser auszuhalten vermöchten, und daher, setzten sie mit äußerstem Ernste hinzu, daher komme es, daß sie ihren weiblichen Beichtkindern stets, außer wenn diese beharrlich remonstrirten, die Disciplina deorsum gäben. Andere Menschenkinder jedoch waren der Ansicht, daß die Söhne Loyola's hiebei noch von ganz anderen Beweggründen geleitet worden seien, und welcherartig diese Beweggründe waren, kann sich der Leser denken, wenn ich ihm sage, daß die Theile des Körpers, welche disciplinirt wurden, vorher vollständig entblößt werden und nackt daliegen mußten. Man wiederhole sich's in Gedanken: Lenden, Hüften und Beine, mit einem Worte also der ganze Unterleib mußte bei der Disciplina deorsum dem Auge des Disciplinirers bloß gelegt werden und — hätte ich nun nöthig, auch nur ein einziges Wort darüber zu verlieren, mit welcher Gierde der lüsterne Blick der Herren Beichtiger auf diesen sonst von der weiblichen Schamhaftigkeit strengstens verhüllten Reizen geruht haben werde?

Aber die Weiber, so fragt nun ohne Zweifel der Leser mit großer Neugierde — gaben sich denn in der That die Weiber zu solcher Disciplin her, wie ich sie eben geschildert habe? Ja, erwiedere ich, und zwar nicht blos jene Weiber, welche sich nicht gerade des besten Rufes der Ehrbarkeit erfreuten, sondern auch vornehme, in großem Ansehen stehende, an edle Männer verheirathete Damen

und nicht minder sehr schamhafte und bestens erzogene Jungfrauen, an deren Namen auch nicht der geringste Mackel haftete. Ueberdem waren es keineswegs einzelne wenige Mädchen und Frauen, welche man als Ausnahmen von der Regel hätte betrachten können; vielmehr kamen sie Schaarenweise, um sich der jesuitischen Disciplin in die Arme zu werfen, und der Anlockungspunkt lag eben in jener fanatischen Religionsübung, welche ihren Ausdruck in den „geistlichen Exercitien" fand. Die Jesuiten gründeten daher, damit sie dem allgemeinen Andrang genügen könnten, sogenannte Affiliationen oder Congregationen, auch Sodalitäten und Retraiten genannt, das ist auf gut deutsch: Brüder- und Schwesterschaften, deren Mitglieder, wenn nicht täglich, so doch wenigstens wöchentlich zusammenkamen, theils um öffentliche Prozessionen, bei denen man in den elendesten Gewändern, oft halbnackt und barfuß, durch die Straßen zog und sich blutig geißeln ließ, zu veranstalten, theils um in den Kirchen oder in großen Sälen gemeinschaftlich zu beten, zu singen, zu beichten, zu communiciren und sonstige Bußübungen zu treiben. Das war aber dann immer ein Spektakel, das auf religiös gestimmte Menschen den alleraußerordentlichsten Eindruck machen mußte, und da die Söhne Loyola's so klug waren, die Mutter Gottes zur Patronessin dieser Sodalitäten zu machen und eine Masse Weihrauch dabei zu verschwenden, so mehrte sich der Zulauf immer mehr. So lesen wir z. B. vom Jahr 1552, daß einige Väter der Gesellschaft Jesu in der Stadt Löwen in Holland einen kleinen Verein von etwa zehn Frauen stifteten, um den geistlichen Exercitien obzuliegen, daß aber dieser Verein in Jahresfrist zu vier Congregationen von zusammen fast tausend Mitgliederinnen anwuchs. Auch bestand die eine dieser Congregationen aus lauter adeligen und höher gestellten Damen, zum Unterschied von den drei anderen, in dem das gewerbliche und bürgerliche Element die Hauptrolle spielte: allein gerade die adelige Sodalität war die eifrigste in den Bußübungen, und keine einzige Theilnehmerin unterließ es, sich jede Woche vom Beichtiger die spanische Disciplin auf den entblößten Unterleib geben zu laßen. Dieses allem Anstand hohnsprechende Gebahren, das man kaum fahrenden Jungfrauen, nimmermehr aber edlen gesitteten Frauen hätte zutrauen sollen, erregte unter der Männerwelt das größte Aergerniß und auf ihren

Antrieb vereinigte sich sofort die gesammte Geistlichkeit mit den Universitätsprofessoren, um dem Skandal ein Ende zu machen. Die Congregationen wurden also von Obrigkeitswegen verboten und auf die Ausübung der geistlichen Exercitien eine Strafe gesetzt. Allein die Damen fanden so viel wollüstiges Vergnügen darin, ihre Reitze vor den ehrwürdigen Herren Jesuitenpatribus zu entblößen und sich von ihnen die Ruthe geben zu lassen, daß sie ihre Seelsorger ersuchten, trotz allem Verbot mit der Zucht fortzufahren und schließlich brachten sie es gar so weit, daß der Magistrat sein Verbot zurücknahm. Man weiß ja, wie viel der Einfluß der Weiber vermag!

Ganz ebenso wie in Löwen triebens die Jesuiten auch in der Stadt Brügge, und die drei Patres Johannes Ackerbom, Peter Wills und Adrian van Wolf wußten dort gar Verwundersames zu leisten. Am allertollsten aber gebärdete sich der ehrwürdige Pater Gersen, denn dieser überfiel die Bauernmädchen auf dem Lande bei der Arbeit, hob ihnen die Röcke auf und geißelte sie so lange, bis er den Arm nicht mehr rühren konnte. Wie es scheint, war er vom Geißelungs-Wahnsinn befallen; doch meinen Andere, er habe mit seiner Procedur ganz andere Absichten verbunden und dieselben auch oftmals erreicht.

In Portugal, besonders in der Hauptstadt Lissabon entstanden unter der Regierung des Königs Alphons ebenfalls verschiedene, theils männliche, theils weibliche Congregationen, und der Pater Nunnotz war der Oberleiter derselben. Insbesondere jedoch erfreuten sich auch hier die weiblichen Sodalitäten eines ganz außerordentlichen Zulaufs und die Exercitien derselben bestanden wie in Löwen aus Fasten, Beichten, Beten, und was die Hauptsache ist, der spanischen Disciplin. Nach Nunnotz wurde der Pater Malagrida der Held des Tages in ascetischen Uebungen und er führte eine eigene büßende Schwesterschaft unter den Hofdamen ein. Alle wollten nur von ihm gegeißelt werden, denn er verstand es, wie es scheint, die Ruthe mit besonderer Virtuosität zu handhaben, und sie empfanden, wie sie selbst versicherten, einen weit wollüstigeren Kitzel dabei, wenn er ihnen die Disciplin gab, als wenn sie diese von einem andern Pater erhielten.

Auch in Spanien machten die geistlichen Exercitien im An-

fang reißende Fortschritte und alle Welt, die weibliche natürlich voran, eilte, sich in eine der vielen Sodalitäten zur Aufnahme zu melden. Die Bischöfe jedoch, an deren Spitze sich der Erzbischof von Toledo, Don Martinez Siliceo, stellte, nahmen großen Anstoß an der Sache und verlangten auf einer Synode zu Salamanka, daß des Ignatii Exercitienbuch gründlich untersucht werde, ehe man die Fortsetzung dieser Uebungen gestatte. So weit kams nun, Dank dem großen Einflusse, welchen der Pater Araoz auf den König Philipp II. hatte, allerdings nicht, allein als sofort die Obscönitäten der spanischen Disciplin unverblümt an den Tag traten, mischte sich die Inquisition darein und verbot im Jahre 1570 für die Zukunft jede Entblößung so wie überhaupt die Anwendung von Ruthen oder gar der Hand bei der Ertheilung der Disciplin. Auf dieses Verbot antworteten die Jesuiten von Murcia, Toledo, Sevilla, Saragoza und anderen Städten, in denen sie Collegien oder sonstige Häuser hatten, mit großartigen Prozessionen, an welchen sich die schönsten Frauen in äußerst großer Zahl betheiligten und zwar sämmtlich baarfuß, mit nackten Schultern und Beinen, so wie überhaupt in einem solch paradiesischen Zustande, daß alle ehrbaren und bei Vernunft gebliebenen Matronen mit Fingern auf sie wiesen. Ueberdem ward bei diesen Umzügen von Zeit zu Zeit stille gehalten und dann entblößten sich die Damen noch mehr, um die Geißel in Anwendung bringen lassen zu können. Kurz die Unanständigkeit erreichte den höchsten Grad und die Jesuiten legten es also offenbar darauf an, die Inquisition zum äußersten zu reitzen. Es sollte sich jetzt zeigen, wer mehr gelte, sie oder die Dominikaner, und offenbar hofften die Söhne Loyolas wegen des außerordentlichen Einflusses, den sie auf den König Philipp II. ausübten, schließlich den Sieg davon zu tragen. Doch siehe da, es zeigte sich schon nach kurzem, daß die furchtbare Gewalt der Inquisition keineswegs über Nacht gebrochen werden könne, sondern daß sie im Gegentheil allzueingewurzelt in Spanien sei, um irgend einen Feind fürchten zu müssen, und somit fanden es nun die Söhne Loyolas, um nicht am Ende noch mehr zu verlieren, für besser, sofort einzulenken, respective nachzugeben. Sie verzichteten also von nun an sowohl auf die öffentlichen Geißelungsprozessionen, als auch überhaupt auf die öffentliche Ausübung der geistlichen Exercitien; dagegen aber empfiengen sie die Damen des Tags dreimal

in ihren Kirchen, um ihnen die Communion zu ertheilen und des Nachts öffneten sie ihnen heimlich ihre Collegien, damit der Trost der spanischen Disciplin doch nicht fehle. Der ganze Unterschied bestand also darin, daß jetzt das, was sonst öffentlich vorgenommen worden war, ganz im Stillen und insgeheim ausgeübt wurde, und daß, weil das Einschleichen in die jesuitischen Collegien zur Mitternachtsstunde denn doch für manches ledige, unter guter Aufsicht stehende Fräulein, so wie noch mehr für verheirathete Weiber mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, die Zahl der Disciplinarempfängerinnen sich in etwas verringerte. Trotzdem aber kamen immer noch sehr Viele, wie die Jesuiten mit großem Stolze selbsten bestätigten *) und es mehrte sich also — der Zeit wegen, in welcher disciplinirt wurde — der Skandal, statt daß er sich verringert hätte.

Am tollsten triebens die Jesuiten mit den Geißelungsprozessionen eine Zeit lang in Frankreich, besonders in jener Periode, in welcher Katharina von Medicis das Regiment führte, denn sie selbst stellte sich einmal in Avignon an die Spitze einer Damensodalität und man weiß ferner von ihr, daß sie ihre jüngeren Hofdamen mit eigener Hand zu discipliniren pflegte. Auch ihr Sohn Heinrich III. war ein großer Freund der Geißelungsprocessionen und erschien dabei fast regelmäßig in höchsteigener Person mit Rosenkranz, Wachskerze, Kruzifix, Ruthe und Gebetbuch. Ein solch hohes Beispiel steckte natürlich an und so wurde es den Jesuiten leicht, in allen größeren Städten, in welchen sie Niederlassungen besaßen, Congregationen und Sodalitäten zu bilden. Insbesondere zeichneten sich das schon genannte Avignon, so wie Lyon und Toulouse durch großen Eifer aus; am allereifrigsten aber benahm sich Paris selbst. Da sah man fast tagtäglich Weiber und Mädchen im bloßen Hemde mit Geißeln in der Hand herumlaufen, und selbst die höchstgestellten Damen, wie die Herzoginnen von Guise, von Mercoeur, von Aumale, von Elbeuf und und Andere producirten sich der Bevölkerung halbnackt, um den übrigen Pariserinnen in der Bußfertigkeit voranzuleuchten. Umgekehrt zeigte sich auch der Spott und die Satyre nirgends bitterer, als gerade

*) Man vergleiche das jesuitische Werk: Imago primi Saeculi Soc. Jesu, Lib. VI Cap. I. pag. 739.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in Paris und es regnete förmlich von Pasquillen, in welchen die jesuitischen Exercitien an den Pranger gestellt wurden. Darum gaben die Söhne Loyola's ihren Beichtkindern, besonders denen vom Stande, sehr bald die Erlaubniß, sich bei Ausübung der geistlichen Exercitien das Gesicht zu verhüllen, und man sah daher bei den späteren Prozessionen fast lauter Masken; allein die Zuschauer, deren sich oft, wenn eine Exercitienprozession sich durch die Straßen bewegte, an die Hunderttausend aufstellten, erriethen die anwesenden Persönlichkeiten doch nicht selten, und es fielen dann solch' schlagende und derbe Witze, daß die Büßenden sich lieber weit weg gewünscht hätten. Hierauf stellte sich natürlich eine bedeutende Abkühlung ein, und als dann vollends unter König Heinrich IV. von dem Pariser-Parlamente die Selbstpeinigung oder Geißelung, vor allem die spanische Disciplin mit sammt den damit verbundenen Uebungen wegen ihrer Obscönität bei strenger Pön verboten wurde, da setzte man jener fanatischen Andächtelei immer engere Grenzen und sie verschwand endlich ganz aus der Oeffentlichkeit. Wohlverstanden übrigens — nur aus der Oeffentlichkeit, denn insgeheim, in den vier Wänden, dauerten jene wollüstig-mystischen Religionsübungen fort, und besonders im Süden hätten die vornehmeren Französinnen lieber alles entbehrt, als jenen Kitzel der Ruthe an den geheimsten Theilen ihres Körpers.

Schließlich sollte ich noch darauf zu sprechen kommen, welche Aufnahme das Buch von den geistlichen Exercitien in Deutschland fand, und die Chronique scandaleuse von Baiern und der Schweiz berichtet darüber so vieles, daß ich im Stande wäre, mehr als ein Kapitel damit zu füllen. Auch die Baierinnen und Schweizerinnen fanden, wie es scheint, einen außerordentlichen Geschmack daran, sich von den Jesuiten auf spanische Weise disciplíniren zu lassen, und nur das ungeheure Zutrauen, welches Ehemänner und Väter in die keusche Frömmigkeit der Söhne Loyola's dorten zu setzen pflegten, machte es begreiflich, daß dergleichen Exercitien nicht den Frieden der Familien total zerstörten. Doch kam es da und dort vor, daß ein Pater die Treppe hinabgeworfen oder auf sonstige unzarte Weise aus dem Hause hinaus expedirt wurde, und überdem machte sich der Volkswitz in manchem Schelmenliedlein auf eine Weise über die ehrwürdigen Herren her, daß diese nicht im Gering-

sten darüber im Zweifel sein konnten, was man von ihrer geheimen Disciplin halte. Legt doch sogar eines dieser Liedlein einem Sohne Loyola's folgende Worte in den Mund:

Komme hinter ihr geschlichen
Mit dem Monsieur Birkenstrauß;
Nasch das Mäuslein abgestrichen,
Werd' auch, was da woll' daraus!

Braucht es da noch weiteren Beweises, auf welche Weise die geistlichen Exercitien in unserm Vaterlande, so weit es den Jesuitn zugänglich war, in Anwendung gebracht wurden?

Doch so viel Obscönität und Sittenlosigkeit nun auch in der Disciplinertheilung, wie ich sie soeben beschrieben, lag, und so viel Genuß es auch den frommen Mitgliedern der Societät Jesu gewähren mochte, den bloßgelegten Unterleib der Weiber und Jungfrauen zu betrachten, so genügte ihnen doch damit keineswegs, sondern sie wollten die disciplinsüchtigen Damen vollständig besitzen. Ja, die Disciplinertheilung war ihnen bloß das Mittel, um noch mehr zu erreichen; sie war bloß der Weg, auf dem man bis zum Gipfel des Genusses emporsteigen konnte! Hatte nämlich eine Frau oder Jungfrau ihre Schamhaftigkeit so weit abgelegt, daß sie vor ihrem Beichtiger „Lenden, Hüften und Schenkel" bloßlegte, so mußte es doch offenbar von keiner besonderen Schwierigkeit sein, sie auch noch um einen Schritt weiter zu bringen, und daß die Herren Jesuiten alles aufboten, um die Töchter Eva's zu diesem letzten Schritt zu bewegen, darüber dürfen wir nicht im geringsten im Zweifel sein. Erfanden sie doch zu diesem Behufe eine ganz eigene Moralphilosophie, welche sie den Weibern nach und nach eintrichterten — eine Moralphilosophie, die sie als eine dem reinen Christenthum entsprossene bezeichneten, während doch der Teufel selbst keine teuflischere hätte erfinden können! „Der Mensch," so lehrten sie, „der Mensch an und für sich betrachtet sei unfähig, die Begierden des Fleisches völlig zu zähmen, und es sei dieß auch gar nicht nothwendig, denn der Geist könne tugendhaft bleiben, wenn auch der Körper nach den Begriffen der gewöhnlichen Menschen sündige. Der Geist nämlich gehöre Gott, der Körper der Welt, und jedem von diesen beiden müsse sein Theil werden. Um aber Gott seinen Part zu erhalten, brauche man nichts zu thun, als den

Geist oder die Seele rein zu bewahren; das heißt, man dürfe dem Körper seinen Willen lassen und sich jeder sinnlichen Lust und Neigung hingeben, der geistige Willen aber dürfe damit nicht übereinstimmen und jedenfalls nicht mit thätig sein, sondern er müsse sich rein permissiv, rein leidend erhalten, und thun, als ob der Körper ein ganz fremdartiger, gar nicht zu ihm gehöriger Bursche wäre." So lehrten die Jesuiten und nur zu viele von ihren Beichtkindern fanden diese Lehre ganz plausibel; so bald dieß aber so weit kam, dann hatten die Herren Patres gewonnen Spiel, und die geistlichen Exercitien verwandelten sich sofort in eine gewöhnliche sinnlich-fleischliche Beiwohnung.

Dieß zu beweisen, ständen mir eine Menge von Beispielen zu Gebot; ich begnüge mich jedoch mit einem einzigen, indem ich fest überzeugt bin, daß der Leser, wenn er diese Geschichte gelesen hat, es für durchaus überflüssig halten wird, noch eine zweite zu hören. Ich meine nämlich die Affaire „Girard-Cadière", oder wenn man lieber will: den Skandal-Prozeß zwischen dem Jesuiten Doctor Johann Baptist Girard und der Jungfer Katharina Cadière, welcher seiner Zeit so viel Aufsehen in der Welt machte, daß ganze Folianten über ihn verschrieben wurden*) und Tausende von Menschen über seinen Ausgang in tödtlichen Streit mit einander geriethen. Und mit Recht, denn es gibt keinen Fall, welcher die niederträchtig-laxe Moral der Jesuiten in ein grelleres Licht stellte, als dieser, und keine einzige der vielen Schlechtigkeiten, welche die Söhne Loyola's begingen, hat ihnen einen so empfindlichen Schlag versetzt, als eben die Affaire „Girard-Cadière". Daher muß es sich auch der Leser gefallen lassen, daß ich ihm diese Historie etwas weitläuftiger erzähle, und nicht minder muß er es mir zuguthalten, daß ich dabei Dinge berühre, welche man sonst in anständiger Gesellschaft nicht bespricht. Allein — es muß Klarheit

---

*) Das Hauptwerk, welches über diesen Prozeß erschien, führt den Titel: »Recueil général des Pièces concernant le procèz entre la Demoiselle Cadière et le Père Girard« und zählt nicht weniger als acht starke Oktavbände; Auszüge aus diesem Werke übrigens erschienen in fast allen lebenden Sprachen Europas und überdem wurden von Liebhabern von Lascivitäten Kupfer dazu verfertigt, welche man später in einem Großfolioband sammelte.

in die Geschichte der Jesuiten, und Klarheit gibts keine ohne Wahrheit.

Katharina Cadière war die Tochter des Kaufmanns Joseph Cadière und der Elisabeth, geborne Pomet, und wurde im November 1710 zu Toulon geboren. Schwestern besaß sie keine, wohl aber drei Brüder, einen, der sich dem Kaufmannsstande widmete, einen zweiten, der in den Dominikanerorden trat, und einen dritten, der Theologie studirte, um später als Weltpriester zu functioniren. Sie selbst blieb von frühester Jugend an im elterlichen Hause und war, als der Vater schon frühe, aber mit Hinterlassung eines ansehnlichen Vermögens, starb, der Mutter Augapfel, Trost und Stütze. Letztere verwandte auch, wie man sich wohl denken kann, alle nur mögliche Sorgfalt auf der Tochter Erziehung, und das schöne, etwas zu andächtiger Schwärmerei geneigte Mädchen blühte wunderherrlich auf — rein und harmlos, voll trefflicher Gemüths- und Geistesanlagen, ausgezeichnet vor allen ihren Gespielinnen durch Unschuld, Tugend und jungfräulichen Liebreiz. So stand es mit Katharina Cadière, als im April 1728 der Jesuitenpater Johann Baptist Girard, Doctor der Gottesgelehrsamkeit, von seinen Obern nach Toulon versetzt wurde, um dort das Rectorat an dem jesuitischen Seminar der Schiffsprediger zu übernehmen und zugleich als Seelsorger und Prediger in der Stadt zu functioniren; nun aber änderte es sich mit dem schönen Mädchen nach kurzem gar gewaltig, und zwar ganz allein durch die Schuld des besagten Pater Girard. Betrachten wir uns also diesen Mann etwas näher. Von seiner ersten Jugend weiß man nur wenig und eben so wenig von seinen Eltern. Doch soll er den berüchtigten Balthasar Girard, den Mörder des Prinzen von Oranien, zum Urgroßvater gehabt haben. In den Orden Jesu trat er in seinem fünfzehnten Jahre und zehn Jahre später, anno 1721, wurde er nach der Insel Martinique in Westindien gesandt, um bei der dortigen Mission mitzuwirken. Hier aber scheint er nicht eben das ehrbarste Leben geführt zu haben, und namentlich sagte man ihm nach, daß ihn eine üppige Negerin in die Mysterien der Patres Mena und Balthasar des Rois eingeweiht habe. Vor der Welt übrigens nahm er stets die Miene eines strengen Moralisten an und überdem zeichnete er sich auch durch eine große Beredtsamkeit, so wie durch sonstige sehr hervor-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stechende geistige Begabungen aus. Somit versetzten ihn seine Obern, um ihm einen angemessenen Wirkungskreis zu geben, in die Stadt Aix in der Provence und da es sich hier ebenfalls bewies, daß er ein eben so guter Prediger und Seelsorger, als kluger Menschenkenner und Beobachter sei, so ließ man ihn zur Belohnung für seine Verdienste anno 1728, wie schon gesagt, zum Seminarrector in Toulon vorrücken.

Das waren die Antecedentien der Cadière und des Girard, und man sieht, sie lauteten für beide Theile, auch für Girard, gut, denn das, was ich von Martinique gesagt habe, beruhte nur auf einem Gerüchte, und Gerüchte lügen, wie man weiß, nur zu oft. Auch schien sich dieß namentlich bei Pater Girard zu bestätigen, denn der Lebenswandel, den er vom ersten Tage seines Aufenthalts in Toulon an führte, athmete eine so strenge Sittlichkeit, und schien so ganz und gar nichts mit der Scheinheiligkeit zu thun zu haben, daß Jedermann ihn für ein Muster von Solidität hielt. Ueberdem entwickelte er eine solch' hinreißende Beredtsamkeit und zugleich ein solch' einnehmendes Wesen, daß alle Welt in seine Predigten und in seinen Beichtstuhl strömte. Insbesondere wußte er sich bei den Damen beliebt zu machen, und eine Menge von Frauen wie von Jungfrauen erwählten ihn zum Berather ihrer Herzen und Gewissen. Dieses Zutrauen nun machte ihm viele Freude, und er sprach jeder der Schönen recht kräftig zu — kräftig, bedeutsam und salbungsvoll. Doch ging er im Anfang nicht weiter, als er vor Gott und der Welt verantworten konnte, ohne Zweifel, weil er es für klüger hielt, statt mit der Thüre ins Haus zu fallen, mit Subtilität vorwärts zu schreiten, bis er das Terrain gehörig sondirt hätte. Nachdem er aber so weit war, und wenigstens Einige herausgefunden hatte, die seinen Zwecken zu entsprechen schienen, kam er nach und nach auf die geistlichen Exercitien zu sprechen, und da seine Schäflein sehr begierig waren, ihre begangenen Sünden abzubüßen, so legte er ihnen verschiedene Uebungen auf, welche sie auf den letzten Act, das ist auf die Disciplin vorbereiten sollten. Alles ging über Erwarten gut, und als er nun wirklich bei einer jeden seiner Pönitenziarinnen einzeln zur Geißelung schritt, unterwarfen sie sich alle ohne irgend eine Widerrede dieser Procedur. Wohlverstanden übrigens, er ließ sich die

ersten paar Male nur einen kleinen Theil der Schultern entblößen, um seine Opfer nach und nach an die Sache zu gewöhnen, und erst nach Monaten, nachdem er mit großer Mühe die angeborene Schamhaftigkeit überwunden hatte, verlangte er die völlige Entblößung des Unterleibes zur Ertheilung der spanischen Disciplin. Bei Mehreren nun ließ er es hiebei bewenden, das heißt, er begnügte sich mit dem lüsternen Reiz, den ihm der Anblick der verborgenen Schönheiten gewährte; bei einigen Andern aber ging er weiter, und befriedigte an ihnen, nachdem er sie bis zur Verzückung gekitzelt hatte, ohne Hinderniß seine thierischen Triebe, So that er insbesondere an den Demoiselles Laugier, Batarelle, Gravier, Allemande und Rebout, sowie an der Wittwe Guiol, und alle diese Sechse hatte er so in seiner Gewalt, daß keine einzige, die Guiol allein ausgenommen, zum förmlichen Bewußtsein des niederträchtigen Verhältnisses kam, zu welchem er sie herabwürdigte. Sie glaubten vielmehr, von ihm dazu überredet, der letzte Umarmungsact sei das letzte Stadium der Pönitenz und gehöre gerade so gut zur spanischen Disciplin, als die Kitzelung mit der Ruthe; von Sünde aber könne schon deßwegen dabei keine Rede sein, weil bloß ihr Körper sich vergehe, nicht aber ihr Geist und geistiger Wille. Die Guiol dagegen, welche mit einem sehr wohlgestalteten Körper einen sehr durchtriebenen Kopf verband, wußte recht wohl, woran sie war, und durchschaute den wollüstigen Pfaffen vollkommen; allein, da sie selbst sehr wollüstiger Natur war, und da sie sich noch überdieß von dem Verhältniß große finanzielle Vortheile versprach, so bewahrte sie nicht nur ebenfalls, wie die andern Fünfe, ein unverbrüchliches Stillschweigen, sondern sie ging auch sofort in alle Ideen des Paters ein, und wurde nach kurzem seine engste Vertraute. Ja, sie gab sich sogar dazu her, den Leithammel für die jungfräulichen Schäflein zu machen, welche Girard in sein Netz ziehen wollte, und die armen, schwachköpfigen, mystificirten Thierlein folgten ihr blindlings, ohne die Schlachtbank zu ahnen, nach welcher sie geschleppt wurden.

So weit hatte es der Pater Girard in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit in Toulon gebracht, und während die Welt ihn wegen seines anscheinend heiligen Wandels, sowie wegen seiner sonstigen zur Schau getragenen großen Vorzüge und Tugenden tiefstens ver-

ehrte, schwelgte er heimlich in den sinnlichsten Genüssen. Da wählte ihn zu Anfang des Jahres 1729, von seinem Rufe angezogen, Katharina Cadière zu ihrem Beichtvater, und diese durch körperliche Schöne, wie durch Herzens-Einfalt und andächtige fast schwärmerische Frömmigkeit gleich ausgezeichnete Jungfrau zog ihn alsbald so außerordentlich an, daß alle seine Sinne und Neigungen nach ihr hinstrebten. Weil sie übrigens sehr gut erzogen war, und einer äußerst geachteten auf Sittlichkeit streng haltenden Familie angehörte, beschloß er, nur mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen, und darin bestärkte ihn die Frau Guiol, welcher er seine Leidenschaft anvertraute. Doch versprach sie ihm ihren vollen Beistand und begann auch sogleich damit, daß sie die Cadière zu seinen Gunsten bearbeitete, das heißt, daß sie das unschuldige Mädchen für den heiligen Mann zu begeistern suchte. Er selbst that natürlich auch das seinige, um die Cadière so weit zu bringen, und alle seine Gespräche drehten sich um die Sorgfalt, welche er für das Heil ihrer Seele in sich trage. Dann, nachdem er so ihr volles Zutrauen gewonnen, sprach er zu ihr von den wunderbaren Anlagen, welche sie in sich verschließe, so wie von den noch viel wunderbareren Absichten, welche Gott mit ihr und durch sie auszuführen vorhabe. Endlich forderte er sie auf, sich gänzlich seiner Führung zu überlassen, damit ihre von Gott beabsichtigte Verherrlichung vor allen übrigen Menschen um so schneller vor sich gehen könne, und schloß seine deßfalsigen Sermone immer mit der dringenden Frage: „Wollen Sie sich mir gänzlich überlassen?"

Auf diese Art wußte sich der Pater bei seinem Beichtkinde immer tiefer einzunisten, und das schöne Mädchen schlürfte das Gift seiner Einschmeichelung, ohne etwas Arges dabei zu denken. Es vergingen jedoch Wochen und Monate, bis er gewiß sein konnte, daß dasselbe ihm blindlings ergeben sei, und es gehörte eine ungeheure Ausdauer dazu, so lange nichts als den liebevollen geistlichen Vater zu spielen, ohne die unter diesem Deckmantel schlafende sinnliche Lust zu verrathen. Da kam endlich eine günstige Gelegenheit, einen Schritt weiter zu gehen, und der Pater benützte diese natürlich augenblicklich. Eines Tages nämlich, da ihn die Cadière auf dem Refectorium seines Seminars besuchte, fand er sie besonders hingebend gestimmt, und so neigte er sich denn, nachdem er lange

eindringlich mit ihr gesprochen und ihr sanfte Vorwürfe darüber gemacht hatte, daß sie ihn schon seit mehreren Tagen nicht mehr besucht habe, über sie, und drückte ihr einen feurigen Kuß auf den blühenden Mund. Dieser Kuß aber brannte wie Feuer durch ihre Adern, und sie schwor ihm sofort zu, daß sie sich von jetzt an gänzlich seiner Führung überlassen wolle. Darauf ersuchte er sie, ihm in den Beichtstuhl zu folgen, forschte allda genau nach all' ihren Neigungen, Stimmungen und Regungen, befahl ihr alle Tage mehrere Male in den verschiedenen Kirchen der Stadt zu communiciren, weissagte ihr, nachdem er ihre Einbildungskraft auf's höchste gespannt, für die nächste Zeit schon himmlische Erscheinungen und Visionen, und entließ sie endlich gegen das Versprechen, ihm jeden Tag über ihre geistigen wie körperlichen Zustände den genauesten rückhaltslosesten Bericht zu erstatten. Die Cadière gehorchte pünktlich. Sie ging alle Tage zur Communion und verband damit lange Gebete, so wie ein fast übermäßiges Fasten, ganz wie es ihr der Beichtvater vorgeschrieben. In Folge dessen wurde ihr Nervensystem krankhaft überreizt; mit andern Worten, sie verfiel, wie dieß gar nicht anders sein konnte, in Hysterie, und in diesem Zustande sah sie bald himmlische, bald höllische Gesichte, wodurch ihr Blut noch mehr erhitzt, ihre Phantasie noch verwirrter und ihr Denkungsvermögen noch ekstatischer wurde. Bald kam es so weit, daß sie dem Pater klagte, wie ihre ganze Seele so sehr in heiliger Liebe zu ihm entzündet sei, daß sie nicht mehr laut beten könne, und überdem leide sie ganz entsetzliche Qualen, deren Ursache sie nicht enträthseln könne. Girard beruhigte sie auf seine Weise. „Das Gebet," sagte er zu ihr, „ist nur ein Mittel zu Gott zu gelangen; hat man diesen Zweck einmal erreicht und ist man mit Gott vereinigt, so bedarf es desselben nicht mehr. Die Liebe aber, die ihr zu mir im Herzen tragt, darf euch keinen Kummer machen, denn der liebe Gott will, daß wir beide mit einander vereinigt sein sollen. Ich trage euch in meinem Schooße und in meinem Herzen, und ihr seid nichts mehr als eine Seele in mir, ja die Seele meiner Seele." Mit diesen Worten küßte er sie zugleich inbrünstig auf den Mund und entflammte dadurch das Blut der feurigen Jungfrau nur noch heftiger. Etwas arges aber hatte dieselbe immer noch nicht dabei, indem er nie von einer andern Liebe, einer

andern Vereinigung sprach, als „von der Liebe und der Vereinigung in dem heiligen Herzen Jesu."

Inzwischen wurde, weil das Beten, das Fasten und das Communiciren mit immer größerem Eifer fortgesetzt werden mußte, ihr Zustand ein noch ekstatischerer und es befielen sie nicht selten Krämpfe und Ohnmachten, so wie überhaupt alle jene Erscheinungen zu Tag traten, welche den Somnambulismus zu begleiten pflegen. Die Visionen mehrten sich und oft geberdete sie sich wie eine Besessene, wobei sie Flüche und Lästerungen ausstieß; beruhigt aber konnte sie nur werden, wenn Pater Girard sich ihrem Lager näherte, denn er allein besaß den nöthigen Einfluß auf ihren Geist, und in Folge dessen erhielt der Beichtiger durchaus ungehinderten Eintritt in das Cadièrische Haus. Eines Tags nun glaubte die Cadière während einem ihrer Anfälle die Seele eines Todsünders vor sich zu sehen, und zugleich hörte sie die Worte: „Wenn du mich aus diesem Zustande retten willst, so mußt du dich entschließen, dich ein ganzes Jahr lang vom Satan in Besitz nehmen zu lassen." Hierüber erschrack die Jungfrau gar heftig und sie erstattete sofort ihrem Beichtiger Bericht von der Erscheinung, indem sie ihn um seinen Beistand gegen solche offenbar satanische Anfechtungen anflehte. Allein was that nun dieser? Statt sie zu beruhigen erklärte er ihr rundheraus, daß sie die Pflicht habe, diese Seele zu retten und daß sie sich deßhalb dem Satan auf ein Jahr ergeben müsse. Ja er drang so lange mit Heftigkeit in sie, bis sie sich mit allem einverstanden erklärte und nachfolgendes Formular: „Ich unterwerfe mich, ich übergebe mich, ich bin bereit, alles das zu sagen, zu thun und zu leiden, was man von mir verlangen wird" mit einem heiligen Eide beschwor. Von diesem Zeitpunkt an — es war zu Ende des Jahres 1729 — wähnte sich das arme Kind vollständig in der Gewalt des Satans und in diesem halbverrückten Zustand stieß es oft die gräßlichsten Lästerungen und Flüche aus, so daß sich seine Mutter und seine Brüder furchtbar darob entsetzten. Eine andere weit wichtigere Folge aber war, daß es, weil seine Gesundheit in Folge dieser Anfälle aufs höchste nothlitt, fast die ganze Zeit das Bett oder wenigstens das Zimmer hüten mußte, und daß dadurch der Pater Girard Gelegenheit bekam, nicht nur Viertel- und halbe Stunden, sondern vielmehr ganze Tage vom frühen Morgen bis

zum späten Abend bei seiner Beichttochter allein zu bleiben. Bloß Er und kein Anderer, hatte ja Gewalt über sie und den Teufel, wie konnte man ihm also den Eintritt zu ihr wehren? Ueberdem galt er nicht allgemein als ein halber Heiliger und sah ihn nicht insbesondere die Mutter der Kranken, ein sehr fromm-bigottes Weib, für einen solchen an? Wahrhaftig es wäre eine Todsünde gewesen, bei ihm an etwas Schlimmes zu denken, und somit ward ihm ohne den geringsten Anstand gestattet, nicht blos jeden Tag zu der armen Cadière zu kommen, sondern auch augenblicklich, wenn er bei ihr war, um die Beschwörungen des Satans mit Erfolg vornehmen zu können, die Thüre hinter sich zu verriegeln und Niemanden, selbst den nächsten Verwandten nicht, zu eröffnen, als bis er es für passend hielt.

Das wars, was der ehrwürdige Pater von Anfang an angestrebt hatte, und man kann sich nun wohl denken, zu was er die Zeit, in welcher die Cadière von ihren hysterischen Ohnmachten befallen oder sonst nicht recht bei Sinnen war, benützt haben wird. Er benützte sie, um sein thierisches Gelüste an ihr zu befriedigen, und zwar that er dieß wochen- und monateweise fast jeden Tag, ohne daß die arme Geopferte zum klaren Bewußtsein darüber gekommen wäre, was er in diesen Stunden mit ihr vornehme. Zweierlei nur fiel ihr auf, nehmlich das, das sie im Anfang, wenn sie erwachte, an einem gewissen Theil ihres Körpers Schmerz empfand, so wie noch mehr das, daß sie sich bei rückkehrendem Bewußtsein oft entblößt und in sehr unanständiger Stellung da liegend fand, während sie doch gewiß wußte, vor ihrer Ohnmacht eine ganz andere Stellung eingenommen zu haben. Sie ward darüber von Schaam niedergedrückt, wagte es aber ebendeßhalb nicht den Pater, der doch allein anwesend gewesen war, zu befragen; allein dieser errieth ihr Begehr nur zu gut und schickte ihr daher seine Freundin, die Guiol, in der Hoffnung, daß sie sich dieser anvertrauen werde. So geschah es auch in der That; doch diese abgefeimte Person lachte nur über die Bedenken der Cadière und schalt dieselbe eine thörichte Einfalt, daß sie in einer derartigen Entblößung etwas Unanstößiges finden könne. „Warte nur," rief sie ihr zu, „bis Du, wie wir anderen Büßerinnen würdig befunden wirst, die letzte Weihe der Disciplin zu empfangen; dann bist Du erhaben über all' die kleinen Bedenk-

lichkeiten und es beginnt erst für dich das Leben der Heiligkeit im Herzen Jesu."

Diese letzte Weihe sollte nun in der That auch nicht lange ausbleiben. Die Cadière bekam nämlich jetzt, wahrscheinlich in Folge ihres Siechthums, an Händen und Füßen so wie unter ihren Brüsten ein paar rothe Flecken, und da ihr dieselben Schmerzen verursachten, so legte sie linderndes Pflaster auf. Girard aber riß das Pflaster weg, indem er erklärte, die rothen Flecken seien nichts anderes als ein Abzeichen der Wundenmale Christi, und er küßte und betastete nun diese sogenannten Stigmata, besonders die unter den Brüsten, mit solcher Inbrunst, daß die Kranke darob immer in eine wollüstige Ekstase gerieth. Die Male vergrößerten sich in Folge dieser Betastungen und es schien, als ob sie in blutige Eiterung übergehen wollten. Dessen ungeachtet durfte nicht nach dem Arzt geschickt werden, sondern Girard bestand darauf, daß dieselben ein Merkmal der besondern Gnade Gottes seien und konnte sich nicht satt an ihnen sehen. „Ihr werdet nunmehr," sagte er darauf zu seinem armen Schlachtopfer, indem er zugleich eine kleine Ruthe hervorzog; „ihr werdet nunmehr in den Himmel verzückt werden, aber nur erst dann, wenn ihr die tiefste Stufe der Demüthigung durchgemacht und euch von mir im Zustande der vollständigen Nacktheit mit der Ruthe habt streichen lassen. Doch ehe wir so weit gehen, schwöret mir einen heiligen Eid, daß ihr das Geheimniß unverbrüchlich bewahren wollt, denn wenn ihr je davon sprächet, so wäret ihr und ich auf immer verloren." Die Cadière leistete den Eid und nun gieng es an die verlangte Entblößung. Jeden entblößten Theil aber strich er sanft mit der Ruthe und küßte ihn dann mit innigster Lust. Weil sie sich jedoch weigerte, den ganzen Körper mit Ablegung sämmtlicher Kleider zu entblößen, schalt er sie eine Hochmüthige, mit der Gott ganz und gar nicht zufrieden sein könne, und forderte mit Strenge Gehorsam. Sie versuchte es, aber indem sie ihr Hemd abziehen wollte, stieß sie einen furchtbaren Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Nun halfen seine Hände nach und bald lag sie vollkommen nackt da; in demselben Momente aber, als die letzte Hülle fiel, umarmte er sie mit Inbrunst und — — — „Doch," so drückt sich der fromme Theologe aus, welcher das Hauptwerk über diesen berüchtigten Proceß aus dem Französischen in's

Deutsche übersetzt hat: „doch die Erzählung des Uebrigen ist kein Geheimniß der Zunge mehr, sondern nur der Gedanken, und ohnehin weigert sich die Feder, dergleichen schändliche Wollustscenen niederzuschreiben."

Auf diese Weise triebs der Pater Girard viele Monate lang mit seinem Beichtkinde und die thörichte Mutter, welche den Jesuiten immer noch für einen Heiligen hielt, merkte nichts, auch nicht das geringste. Der Tochter selbst jedoch gieng endlich ein Licht auf, als sie entdeckte, daß ihre monatliche Reinigung sich nicht mehr einstellte, und sie theilte sofort dem Pater diese schreckhafte Kunde mit. Letzterer alterirte sich im ersten Augenblicke heftig, allein bald faßte er sich wieder und bedeutete der Gefallenen, daß er durch eine Cur, die er mit ihr vornehmen wolle, sofort alles wieder in die richtige Ordnung bringen würde. In der That begann er auch augenblicklich mit dieser Cur und zwar bestand dieselbe darin, daß er dem Mädchen verschiedene Male im Tag ein röthliches Pulver in einem Glas Wasser aufgelöst zu kosten gab. Diese Mischung nahm er immer eigenhändig vor und weder das Dienstmädchen noch die Mutter der Kranken durfte das Getränke auch nur berühren, noch viel weniger untersuchen; auf die Frage der Mutter aber, was das alles zu bedeuten habe, erwiederte er, die Katherine leide an einer Entzündung des Geblüts und dafür seien die Pulver gut. Um was es sich übrigens hier handelte, wird der Leser schon errathen haben und die beabsichtigte Wirkung stellte sich auch schon nach wenigen Tagen ein. Mit andern Worten, die Cadière hatte einen großen Blutverlust und es fand ein Abortus statt, welchen der Pater um sich zu vergewissern, daß es ein wirklicher Abortus sei, ganz genau am Fenster betrachtete. *) Andere Leute jedoch sollten von dieser Blutmasse nichts zu sehen bekommen, und darum schalt er auch die Cardière als eine sehr unvorsichtige Person aus, als dieselbe dem Dienstmädchen befahl, den Topf, in dem sich das Blut befand, auszuleeren. Er allein, Er, der Beichtvater und Seelsorger wollte Alles besorgen!

---

*) Ich bemerke hier ein für alle Male, daß jede Einzelnheit, die ich erzähle, genau aus den Prozeßacten entnommen ist. So namentlich auch diese ganze Abtreibungsgeschichte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Gefahr der Schwangerschaft war also beseitigt, dagegen wurde die Cadière durch den großen Blutverlust so geschwächt, daß ihr Leben auf dem Spiele stand, und da in Folge dessen die Mutter derselben ernstlich darauf drang, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, so drohte abermalen die Entdeckung des Frevels. Doch auch dißmal wußte sich der Bösewicht zu helfen. Er versicherte nämlich der Mutter mit der Miene des heiligsten Ernstes, daß die Krankheit der Tochter als ein himmlisches Leiden außerhalb der Sphäre medicinischer Kenntnisse liege, und die bigotte Frau schenkte ihm auch dießmal wieder Glauben. Doch hatte er immer noch Ursache, dem Landfrieden nicht recht zu trauen, und somit beschloß er nach demjenigen Mittel zu greifen, durch welches nach seiner Ansicht eine Untersuchung des Mädchens für immer unmöglich gemacht würde, das heißt er beschloß die Cadière in ein Nonnenkloster zu bringen. Gelang ihm dieß, so schlug er, wie man im Sprüchwort sagt, zwei Mücken mit einem Schlag, denn das Geheimniß seiner Buhlerschaft blieb dann unentschleiert und er hatte auch fernerhin Gelegenheit diese Buhlschaft fortzusetzen. Somit schrieb er augenblicklich an die ihm sehr befreundete Aebtissin des Klosters von St. Clara zu Ollioules und schilderte derselben die Frömmigkeit, Tugend und erhabene Bestimmung seines Beichtkindes mit solch' hinreißenden Farben, daß sofort eine zusagende Antwort erfolgte. Noch leichter wurde es ihm, die Zustimmung der Cadière zu erhalten und selbst deren Mutter sträubte sich kaum einen Augenblick lang, ihre einzige Tochter wegzugeben. Somit gieng diese am 6. Juli 1730 wirklich ins Kloster von St. Clara zu Ollioules ab und — wer war nun froher als der Pater Girard? Allein seine Freude sollte sich nur allzubald als eine sehr thörichte erweisen.

Die ersten vierzehn Tage ließ Girard vorübergehen, ohne nach seiner Geliebten zu sehen; dann aber erschien er persönlich im Kloster und wußte die Aebtissin mit Leichtigkeit dazu zu überreden, daß sie ihm gestattete, die Cadière zu besuchen und Briefe mit ihr zu wechseln. Von dieser Erlaubniß machte er auch den umfassendsten Gebrauch und unter dem Vorwande des Beichthörens blieb er oft viele Stunden lang mit seiner Auserwählten allein. Doch benahm er sich im Anfang immer sehr vorsichtig und namentlich ließ er in alle seine Briefe, obwohl sie von schwärmerisch-liebevollen Ausdrücken

„für sein theures gottbegnadetes Kind" wimmelten, ein Stückchen Moralpredigt und geistliche Unterweisung miteinfließen. Nichtsdestoweniger begieng er — zum größten Beweise, daß auch die Klügsten Augenblicke haben, wo sie der Verstand im Stiche läßt — schon in den ersten vier Wochen die Unvorsichtigkeit, die Novizenmeisterin Rimbaud in Gegenwart der Aebtissin zu fragen, ob bei der Cadière die monatliche Reinigung sich regelmäßig einstelle oder ob vielleicht uncegelmäßige größere Blutverluste stattfänden. Er that diese Frage ohne Zweifel, weil er über die Wirkungen seiner Abtreibungscur noch immer sehr in Sorge war; allein die Frauen sahen sich bei diesen seinen Worten äußerst überrascht an, denn sie hatten bisher noch von keinem Beichtvater eine solche Sprache gehört, und es mußte daraus nothwendig der Verdacht in ihnen entstehen, daß das Verhältniß Girards zu der Cadière sicherlich wenigstens über die Grenzen des Gewöhnlichen hinausgehe. Noch mehr erregt wurde dieser Verdacht, als er einmal der Cardière scherzend schrieb, sie sei eine kleine Schelmin, welche die Ruthe verdiene, und er werde ihr diese bei seinem nächsten Besuch auf die gewohnte süße Weise geben; denn wie nun die andern Novizen und Nonnen dieselbe nach dieser „gewohnten" Weise befragten, erwiederte diese ausweichend, das sei ein geistlicher Genuß, der nur ganz gottgeweihten Seelen zu Theil werden könnte, und sie dürfe daher darüber nicht plaudern. Am allermeisten aber fiel es auf, daß er nicht nur stundenlang nach Abhörung der Beichte bei seiner Beichttochter alleinblieb, sondern daß er sich sogar vollständig mit ihr einschloß und, um jedes Beobachtetwerden unmöglich zu machen, den an den Thüren der Klosterzellen befindlichen Schieber vorschob. Das war gegen alle Ordnung und die Aebtissin untersagte es ihm daher strengstens. Wie er sich aber um dieses Verbot nichts kümmerte, sondern fortfuhr, sich stundenlang mit der Novizin einzuschließen, nahm die Oberin die ihm früher ertheilte Erlaubniß, seine Beichttochter auf ihrer Zelle ohne Zeugen zu besuchen, zurück, und gestattete ihm nur noch sie am sogenannten Sprachgitter zu sehen. Doch — die Liebe ist erfinderisch. Er schnitt also mit seinem Federmesser die Gitterstäbe so durch, daß er sie herausnehmen konnte, und hiedurch entstand eine Oeffnung geräumig genug, den Gegenstand seiner Begierden, so wie Niemand um den Weg war, zu betasten, zu küssen,

zu umarmen, zu discipliniren. Dessen wurde er auch gar nicht müde, sondern er brachte vielmehr jede Woche verschiedene halbe Tage am Gitter zu und ließ sich sogar das Essen dahin bringen, um seine Liebste wie ein Turteltäubchen zu ätzen. Ja als einstens die Aufwärterin den Speisetisch ziemlich weit vom Gitter hinweg stellte, stieß er denselben sofort wieder hin und rief zornig, ob sie denn glaube ein Recht zu haben, ihn von seiner Beichttochter zu trennen?

Das Tändeln und Lieben ward also auch im St. Clarakloster fortgesetzt, und zwar zuletzt so unvorsichtig, daß ihn einmal die Beichtschwester überraschte, wie er die Cadière umschlungen hielt und küßte. Auf die gemachte Anzeige hin läugnete er zwar dieses Factum unbedingt ab und drang sogar mit frecher Stirne auf die Bestrafung der Lügnerin, wie er die Schwester nannte; allein er konnte wohl merken, daß man seinen Worten keinen Glauben schenkte, und daß er in Folge dessen äußerst scharf beobachtet wurde. Hier in Ollioules konnte also das Liebesverhältniß nicht mehr fortgesetzt werden und somit erklärte er plötzlich, die Cadière habe nunmehr im Kloster St. Clara sowie überhaupt in Toulon durch ihren heiligen Lebenswandel die Menschheit genugsam erbaut, weßwegen es Zeit sei, sie in ein anderes Kloster zu versenden, damit auch dieses die Früchte ihrer Heiligkeit genösse. Auch wählte er sofort das Karthäusernonnenkloster zu Premola bei Lyon zum künftigen Aufenthalt für die Novizin aus und traf Anstalt, sie in den nächsten Tagen dahin zu versetzen. Dagegen benachrichtigte jetzt die Aebtissin des Clarakloster den Bischof von Lyon schnellstens von allem, was vorgegangen, und dieser befahl sofort der Cardière, vor der Hand an Ort und Stelle zu bleiben. Ueberdem verbot er ihr, sich fernerhin des Pater Girard als ihres Beichtvaters zu bedienen und untersagte letzterem das Kloster St. Clara auch nur noch einmal zu betreten. Einige Tage später beauftragte er den Abbé Camerle, die Cadière in einem Wagen abzuholen und sie zu ihrer größeren Sicherheit nach dem unweit Toulon gelegenen Landhause des Herrn Panque, eines nahen Verwandten von ihm, zu bringen. Schließlich endlich erhielt der Pater Niclas, Prior des Karmeliterklosters von Lyon, den Auftrag, von nun an als Beichtiger bei der Cadière einzutreten, und dieselbe auch sonst so genau als möglich zu beaufsichtigen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein unendlicher Zorn ergriff den Pater Girard, als er von diesen Maßregeln des Bischofs Kunde erhielt; noch größer, wo möglich war aber sein Schrecken, denn er bildete sich ein, die Cadière hätte bereits umfassende Geständnisse abgelegt. Doch gewann er bald wieder seine gewohnte Geistesgegenwart und sandte sofort eine seiner sonstigen vertrauten Freundinnen, die Demoiselle Gravier, zu der Cadière ab, theils um diese über das was vorgegangen geschickt auszufragen, theils um derselben die vielen von Girard geschriebenen Briefe abzuschmeicheln. Letzteres war für ihn gleichsam eine Lebensfrage, denn wenn man die verliebte Correspondenz fand, so lag das schändliche Verhältniß unverhüllt vor Augen, und eben deßwegen hatte er die Gravier zu seiner Gesandtin erwählt, weil er wußte, daß die Cadière ihr volles Vertrauen schenkte. In der That gelang auch die Mission über alles Erwarten gut. Nicht bloß nähmlich erhielt die Gravier alle verlangten Briefe, einige wenige ausgenommen, welche in einem noch in Ollioules befindlichen Koffer lagen, sondern die Cadière überlieferte ihr sogar, um ja dem geliebten Beichtiger in allem gefällig zu sein, die sämmtlichen mystischen und mystificirenden Schriften, zu deren Lectüre sie früher von ihm ermuntert worden war. Nunmehr fühlte sich Girard wie neugeboren. Er hatte ja jetzt das Hauptcorpusdelicti in Händen, und mündliche Aussagen gegen ihn konnte er abläugnen — wer wollte ihm also etwas Ernstliches anhaben? Allein dießmal sollte es doch anders kommen. Der gute Pater hatte nämlich seiner Beichttochter die Ueberzeugung beigebracht, daß alle die unkeuschen Berührungen, welche zwischen ihr und ihm stattgefunden, keine Sünde seien, weil ihr geistiger Wille dabei nicht mitgewirkt habe, und von der Wahrheit dieser Lehre ausgehend, scheute sich die Cadière nicht, ihrem neuen Beichtiger, dem Pater Niclas, gar manche Dinge zu offenbaren, von welchen dieser ganz und gar nicht erbaut wurde. Er ahnte also bald das wahre Verhältniß, das zwischen dem Jesuiten und seiner Beichttochter stattgehabt habe, und diese seine Ahnung fand ihre vollste Bestätigung darin, daß die Cadière mehrere Male das Landhaus heimlich bei dunkler Nacht verließ, um ihren heißgeliebten früheren Beichtiger im Jesuitenseminar zu Toulon aufzusuchen. Demgemäß forschte er mit Emsigkeit weiter nach, und durch seinen starken Zuspruch brachte er es endlich so

weit, daß das Mädchen ihm das ganze Geheimniß der begangenen Schandthaten enthüllte. Er entsetzte sich förmlich, denn eine solche Lasterhaftigkeit eines Priesters des Herrn, und dazu noch eines für so überaus heilig geltenden, hätte er für ganz unmöglich gehalten. Natürlich übrigens setzte er den Bischof sogleich von Allem in Kenntniß und dieser eilte sofort in Person nach dem Landhaus des Herrn Panque, um sich die ganze Reihe der begangenen Abscheulichkeiten aus dem Munde der Missethäterin selbst bestätigen zu lassen. Welch' ein Gräuel! Der Bischof schwur, die beleidigte Kirche zu rächen und die Stadt Toulon von dem reißenden Wolfe zu befreien. Doch die Cadière, in Thränen zerschwimmend, flehte ihn kniefällig an, um ihrer und ihrer Familie Ehre willen, den Schleier des Stillschweigens über das Begang'ne zu breiten, und um dasselbe flehte auch ihr von dem Bischof als Zeuge mitgenommener Bruder, der Dominikaner. Hiezu kamen dann noch die Vorstellungen des Abbé Camerle, welcher dem Bischof zu Gemüth führte, daß es um das Ansehen des Gesammtchristenthums geschehen sei, wenn man den Skandal öffentlich mache, und daß es die Klugheit gebiete, der Gerechtigkeit für dießmal nicht den Lauf zu lassen. Kurz, der Bischof wurde bald in seinem ersten Vorsatz wankend gemacht, und versprach schließlich, die entsetzliche Geschichte der ewigen Vergessenheit zu übergeben. Das jedoch konnte er nicht über sich gewinnen, daß er den Girard noch länger als Seelsorger functioniren ließ, und somit beauftragte er den Pater Niclas, den Prior der Carmeliter, daß er in Gemeinschaft mit dem Pater Cadière, dem Dominikaner, über die sämmtlichen Beichttöchter des Pater Girard die geistliche Leitung übernehme.

So schien es denn, daß der furchtbare Frevel in ewiges Stillschweigen begraben bleiben würde, und es wäre ganz sicher auch so weit gekommen, wenn nur der grenzenlose geistliche Hochmuth der Jesuiten nicht gewesen wäre. Diese nämlich konnten es gar nicht verwinden, daß ihrem Rector, dem von der Welt bisher so heilig gehaltenen Pater, das Beichthören für die Zukunft verschlossen sein sollte, und der Rector selbst spie Feuer und Flamme über die gewaltsame Trennung von seinen bisherigen Beichttöchtern. Ueberdem durchliefen die Stadt Toulon gar mancherlei Gerüchte über das was vorgefallen, und diese Gerüchte lauteten nicht eben ganz zum

Vortheil der Söhne Loyola's. Endlich aber, wer bürgte denn dafür, daß die Cadière selbst nicht später dennoch die Sache enthüllen oder gar mit einer Anklage hervortreten würde? Es mußte also offenbar etwas geschehen, um den Orden Jesu gegen allen Schaden sicher zu stellen, und das beste war, wenn man es so weit bringen konnte, daß die Beichttochter Girard's gerichtlich, wenn auch durch ein sehr partheiisches und summarisches Verfahren, als Lügnerin und Verläumderin verurtheilt wurde. So calculirten die Jesuiten, insbesondere die Patres Girard und Sabathire, welch' letzterer die Hauptrolle in dem Prozeß spielte, und da sie sowohl den Official des Bischofs, das ist seinen Vicar in weltlichen Gerichtsangelegenheiten, als auch das in geistlichen Sachen verordnete Kriminalgericht in Toulon ganz auf ihrer Seite hatten, so hofften sie mit Leichtigkeit ein solches Urtheil zu erlangen. Nachdem sie also mit ihren Anhängern die nöthige Rücksprache genommen, erklärten sie plötzlich dem Bischof, daß sie sich mit dem von ihm angeordneten Stillschweigen durchaus nicht beruhigen könnten, und zugleich übergaben sie dem bischöflichen Officialate eine wohlaufgesetzte Schrift, in welcher sie auf genaueste Untersuchung drangen. „Entweder," sagten sie in dieser Eingabe, „entweder hat Pater Girard den Frevel, dessen man ihn bezüchtigt, begangen, und dann gebührt ihm die strengste Strafe; oder aber hat er ihn nicht begangen, und dann muß seiner Anklägerin geschehen, was eine solch' schlimme Verläumderin verdient." Auf diese Art gedrängt, befahl der Bischof seinem Official, nach Gebühr zu verfahren, und letzterer begann sofort die Procedur mit einem Verhör der Cadière, so wie ihres Bruders, des Dominicaners, und ihres jetzigen Beichtigers, des Priors der Carmeliter. Hiebei ging er jedoch sehr partheiisch zu Werke, denn er nahm, wie nachher bewiesen wurde, verschiedene Aussagen der drei Vorgeforderten entweder gar nicht, oder was noch schlimmer, sehr unrichtig auf, und überdieß verwirrte sich die Cadière selbst sehr oft aus Schamhaftigkeit in ihren Antworten. Der Anfang des Processes erwies sich also sehr günstig für die Sache Girard's, und eben so auch der nächste Fortgang. Nach dem ersten Verhör durch den Official kam nämlich die Angelegenheit an das oben schon genannte Kriminalgericht, und dieses informirte sich vor allem in Gemeinschaft mit dem Official über die

sogenannten Species facti, das heißt über die Beweisstücke, welche für die Anklage vorgebracht werden konnten; es fand aber keine, als fünf Briefe Girard's, von welchen drei an die Aebtissin zu Ollioules und zwei an die Cadière selbst gerichtet waren, denn die andern Briefe hatte der kluge Pater, wie wir wissen, auf die Seite zu bringen gewußt. Darauf ging's an die Zeugenverhöre, und in diesen ward eben so wenig etwas Schwerbelastendes gegen den Jesuitenpater zu Tage gebracht. Weil nämlich die Richter mit den Jesuiten in der engsten Verbindung standen, nahm man die dem Girard feindlichen Aussagen nur ganz oberflächlich, wenn nicht gar absichtlich verdreht oder gemildert auf; umgekehrt verweilte man aber recht lange und mit Vorliebe auf den Angaben derer, welche von den Jesuiten vorher erkauft waren, um erdichtete Angaben zu Gunsten des Paters vorzubringen, und insbesondere sorgfältig notirte man die Aussagen der früheren Beichttöchter des Rectors, welche natürlich im Ruhme seiner Gottergebenheit und Sittenreinheit übersprudelten. Kurz, das Gericht scheute selbst vor förmlichen Rechtsverletzungen nicht zurück, und um ja keinen Rank und Pfiff zu vergessen oder bei Seite zu lassen, versammelten sich die Richter alle Abende in dem Jesuitenseminar, wo sie mit dem Patribus Girard und Sabathire alles verabredeten, was am folgenden Tage aufgetischt werden sollte. Endlich ging man so weit, daß man die Cadière selbst in das Ursulinerinnenkloster zu Toulon, über welches die Jesuiten das Aufsichtsrecht hatten, brachte, und sie dann, um sie mürbe zu machen, nicht nur mit Qualen aller Art überhäufte, sondern sie auch in eine Kammer sperrte, worin kurz zuvor eine Wahnsinnige gestorben, wo der Gestank und Moder die Atmosphäre verpestete, und wo ein Bund faules Stroh das Lager bildete. Ja, damit das Maß voll werde, traten schließlich die Ursulinerinnen als Zeuginnen gegen sie auf, und beschworen, daß dieselbe von jeher nichts als Lügen und Verläumdungen vorgebracht habe, und daß sie ohne Zweifel von den Feinden Loyola's bestochen sei, um diesen in die Schuhe zu schieben, wessen sie selbst in ihrer Frechheit nur fähig gewesen. Dürfe man sie doch sogar mit Recht der Zauberei beschuldigen, weil sie durch allerlei künstliche Mittel sich den Nimbus des Heiligenscheins zu erwerben gesucht, und zu diesem Behufe ihren Körper mit Wundmalen bedeckt hätte!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Trotz allem dem ging der Prozeß nicht so schnell zu Ende, als die Jesuiten sich eingebildet; im Gegentheil machte er ein solch' ungeheures Aufsehen durch ganz Frankreich, daß der König auf den Vortrag seines Staatsraths die strengste Untersuchung anbefahl und mit derselben den hohen Gerichtshof von Aix betraute. Jetzt trat die Sache in ein neues Stadium und die ganze gebildete Welt wartete mit der außerordentlichsten Spannung des Ausganges derselben; die Jesuiten aber, einsehend, daß eine Lebensfrage daraus für sie erwachsen sei, boten den Einfluß der ganzen Societät auf, um ein für sie günstiges Resultat zu erlangen, und sparten zugleich das Geld so wenig, daß sie nur allein für Bestechungen der Richter und Zeugen über eine Million Franken verwandten. Was nur der Verstand und die List und die Schlechtigkeit ersinnen konnte, wurde ersonnen, und hunderte von falschen Eidschwüren wurden geleistet.*) Der Pater Girard legte dem Gerichtshof angeblich alle die Briefe vor, welche er früher an die Cadière geschrieben; aber es waren nicht die echten, sondern eben jetzt erst fabricirte und zurückdatirte, welche nichts als natürliche Besorgtheit für sein Beichtkind athmeten. Es traten Zeugen auf, welche den Prior der Karmeliter und den Pater Cadière, den Dominikaner, beschuldigten, ein Complott gegen den Pater Girard angestiftet und sich dahin verschworen zu haben, ihn, sowie den Orden Jesu überhaupt, durch die ersonnenen Lügen der Katharina Cadière in den Augen der Welt zu vernichten. Man bearbeitete die Nonnen von Ollioules, daß sie alles das zurücknahmen, womit sie früher den Pater Girard belastet hatten, daß sie dagegen umgekehrt nunmehr die Cadière als eine nichtsnutzige Person bezeichneten, welche darauf ausgegangen wäre, den ehrwürdigen Herrn zu verführen. Man folterte insbesondere die Cadière selbst, sowohl physisch als moralisch, auf eine mehr als barbarische Weise und versagte ihr, der so unendlich Verlassenen und Unglücklichen, jedweden geistlichen Trost, wenn sie nicht zuvor einen Revers unterschreibe, in dem sie ihre gegen Girard erhobene Anklage als eine

*) Wer sich für die Einzelnheiten des Prozesses und namentlich für das entsetzliche Lügengewebe der Jesuiten interessiirt, der lese den ersten Band der Schrift: „Prozeß zwischen dem Pater Girard, S. J., Rectoris des Seminarii de la Marine zu Toulon, und der Jungfer Cadière. Cöln 1732."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lüge und Verläumdung bezeichne. Man exorcirte sie sogar förmlich vor einer Menge von geistlichen und andern Zeugen, und brachte sie durch dieses Schauspiel der Teufelaustreibung, mit welchem der Mißhandlungen eine Menge verbunden waren, so herab, daß sie in eine mehrstündige Ohnmacht fiel. Endlich nahm man sie drei Tage lang hinter einander, den 25., 26. und 27. Februar 1731 von Morgens bis Abends in's Verhör, und hoffte sie durch die aufgestellten Kreuz- und Querfragen, sowie noch mehr durch das bekannte verwerfliche Mittel der Suggestion so zu verwirren, daß man sie entweder zum Widerrufe bringen, oder doch als eine geistig Unfähige bezeichnen könnte. Am ersten Tage blieb sie übrigens standhaft bei ihren früheren Aussagen, und wiederholte mit klaren, unzweideutigen Worten alle die Schändlichkeiten, welche der Pater Girard mit ihr vorgenommen hatte. Eben so that sie am zweiten Tage, ohne sich nur irgend aus der Fassung bringen zu lassen. Am dritten Tage jedoch erhielt sie durch ihre Aufwärterin, als welche man ihr eine Tochter der schon weiter oben mehrfach genannten Wittwe Guiol beigegeben hatte, in ihrem Frühstück ein betäubendes Mittel, welches so stark wirkte, daß sie sogar für einige Zeit ihre eigene Mutter nicht mehr erkannte. Deßwegen kam diese auch sogleich mit einer Supplik an den Gerichtshof ein, die Sache zu untersuchen; allein man achtete auf diese Eingabe nicht im geringsten, sondern fuhr vielmehr mit dem Inquiriren ohne weiters fort, nachdem die Arme ihr Bewußtsein einigermaßen wieder erlangt hatte. Die Folge war, daß sie, deren Geist durch die ewigen Mißhandlungen, Drohungen, Vorwürfe und Einschüchterungen sich ohnehin schon im Zustande der tiefsten Depression befand und durch das bewußte betäubende Mittel noch ärger verwirrt wurde — daß sie, sage ich, nach langem heftigen Einreden nicht nur Alles, was sie bisher zum Nachtheile des Jesuiten Girard ausgesagt hatte, widerrief, sondern daß sie auch auf die Frage, wer sie veranlaßt habe, ein solches Gewebe von Lügen zu erfinden, antwortete: „Der Pater Niclas, der Prior der Karmeliter, sei der Urheber des ganzen Skandals, und er allein habe sie beredet, ihren vorigen Beichtvater wegen Mädchenschändung und Fruchtabtreibung gerichtlich zu belangen.“ Welch' ein Jubel nun unter den Jesuiten, als dieses Geständniß der Cadière über die Lippen kam! Endlich — endlich hatte man

erreicht, was man seit Monaten mit so entsetzlich vieler Mühe und mit einem so außerordentlichen Kostenaufwand anstrebte, und die Unschuld Girard's, die Ehrenrettung des Ordens Jesu, konnte der ganzen Welt siegreich publicirt werden!

Doch so schnell giengs keineswegs. Zwar allerdings verordnete der Gerichtshof die sofortige Abführung der Cadière in das Kloster de la Visitation in Aix, um sie darin in strengster Clausur zu halten, bis der Spruch des Gerichts erfolgt sei. Ueberdem konnte es als eine zum voraus anzunehmende Thatsache angesehen werden, daß dieser Spruch recht hart und streng sowohl gegen die Verläumderin selbst als auch gegen ihren Mitverschwornen, den Karmeliterprior, ausfallen würde. Allein nur schade, daß die Cadière sobald sie ihrer Sinne wieder vollständig mächtig war, ihr letztes Geständniß als ein grundfalsches, durch Gewalt von ihr erzwungenes bezeichnete und daß ihr in dieser Beziehung Jedermann unter den Vernünftigen Glauben schenkte! Obwohl nämlich der Pater Girard, wie man sich wohl denken kann, allen näheren fleischlichen Umgang mit der Cadière, so wie überhaupt alle schwereren Gravamina mit frecher Stirne abläugnete, so konnte er doch nicht umhin, weil einzelne Zeugen standhaft bei ihren Aussagen blieben, wenigstens einiges Wenige von dem, was die Cadière gegen ihn vorbrachte, zuzugeben, und schon dieses einige Wenige warf ein gar sonderbares Licht auf ihn. So gestand er zum Beispiel, daß seine Beichttochter längere Zeit an histerischen Zufällen gelitten habe, durch welche sie oft Stundenweise des Bewußtseins beraubt gewesen sei, und daß er sich während dieser ganzen Zeit ganz alleinig zu ihr eingeschlossen hätte. Er gestand ferner, daß er ihre Wundenmale, besonders die unter den Brüsten, nachdem sie ihren Körper auf sein Geheiß entblößt, betastet, gekitzelt und geküßt, so wie auch daß er ihr die spanische Disciplin gegeben habe. Er gestand endlich zu, daß sie von ihm, zur Zeit da ihre monatliche Reinigung ausblieb, mehrere Male ein röthliches Pulver in einem Glas Wasser erhielt und daß dann später das abgegangene Blut von ihm einer besondern Besichtigung unterworfen worden sei. Dieses alles gestand er zu, weil er es gegenüber der Mutter und dem Dienstmädchen, die ihn an die genauesten Specialia erinnerten, gar nicht läugnen konnte und zugleich weil ihm sein Verstand sagte, daß er sich verdächtig machen müsse,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wenn er sich gar zu obstinat zeige; er gestand es zu, damit er das Recht habe, was man sagt der Ausleger seiner eigenen Worte zu sein, und damit er in Folge dessen im Stande sei, diesem seinem Thun und Treiben eine so unschuldige Auslegung als möglich zu geben. Allein, er mochte sagen, was er wollte, lag nicht in diesem Bekenntnisse das weitere Zugeständniß, daß er mit seiner Beichttochter in einem ganz eigenthümlich vertrauten Verhältniß gestanden haben müsse? Ja — in einem jedenfalls mehr als ehrbar vertraulichem Verhältnisse, denn wie in aller Welt darf sich ein Mann bei einem Mädchen solche Freiheiten nehmen, ohne daß er auch befugt wäre, noch weiter zu gehen? Freiheiten wahrhaftig, die eine gesittete Frau ihrem Gemahle gewiß nie gestatten würde, und vor denen selbst manche Bordellschwester, wenn noch einiges Ehrgefühl in ihr wohnte, mit Abscheu zurückträte! So war es denn kein Wunder, daß in der Laienwelt fast kein Mensch den Pater Girard für unschuldig hielt, und eben darum schenkte man auch der Cadière allgemeinen Glauben, als sie durch einen eidlichen Protest ihren im dritten Verhör abgelegten Widerruf vernichtete und betheuerte, daß nur ihr erstes Bekenntniß die reine Wahrheit enthalte. Ja noch mehr — als die Cadière nunmehr beim Staatsrath auf Anrathen ihres Anwaltes wegen Mißbrauch der geistlichen Gerechtigkeit Klage erhob und auf Restitution, das ist Wiedereinsetzung in den vorigen Stand drang, ward sofort ihrer Eingabe entsprochen und das Parlament von Aix angewiesen, den Proceß in letzter Instanz zu entscheiden. Der Proceß begann also von Neuem und abermalen boten die Jesuiten all' ihren Einfluß auf, um auch die neuen Richter günstig für sich zu stimmen. Abermalen mußten Freunde und Freundinnen die Parlamentsmitglieder bearbeiten, abermalen spielten Drohungen mit den ewigen Höllenstrafen eine bedeutende Rolle, abermalen ward das Gold in solchen Massen verausgabt, daß zu der bereits verschwundenen Million noch eine zweite hinzukam. Auch gelang es den Söhnen Loyolas in der That, nicht wenige der Richter für sich zu gewinnen, und ein weiterer Vortheil für sie war, daß der berühmte Sachwalter Thorame sich dazu herbeiließ, vor Gericht für Girard zu plädiren. Ueberdem durften sie den Generalprocurator — so viel als obersten Staatsanwalt — unbedingt zu den ihrigen rechnen, und im Stillen hatte sich der Präsident des Hofs ihnen

ebenfalls mit Leib und Seele verschrieben. Wie hätten sie also unter gegebenen Umständen nicht mit Zuversicht auf einen günstigen Ausgang des Processes rechnen sollen, besonders auch weil die Cadière weder über viele Freunde noch viel Geld gebieten konnte? Doch Eines hatten die Söhne Loyolas vergessen — den Sinn für Gerechtigkeit, der nie ausstirbt in der Menschheit und dieser Sinn war es, welcher nicht nur der Cadière einen Anwalt gewann, wie den hochberühmten Chaudon, der den Thorame wenn auch nicht an Spitzfindigkeit und Kniffen, so doch jedenfalls an Wissen und Scharfsinn übertraf, sondern welcher auch verhinderte, daß die sämmtlichen Richter oder auch nur die Mehrzahl derselben sich von dem Geld der Girard-Parthei blenden ließen.

Ich will nun übrigens den Leser mit den Einzelheiten dieser in mehr als einer Beziehung so außerordentlichen Skandalgeschichte nicht länger aufhalten und eile also schnellstens dem Ende zu. Am 11. September 1731 stellte der Girardsche Anwalt Thorame den Antrag, „daß die Cadière verurtheilt werden solle, zuerst Ehrenbuße vor der Kirchthüre zu St. Salvador zu thun und dann erhangen und strangulirt zu werden;" dieser Antrag aber ward alsobald durch bei weitem überwiegende Stimmenmehrheit des Gerichtshofs, der aus vierundzwanzig, mit dem Präsidenten aus fünfundzwanzig Mitgliedern bestand, unbedingt verworfen. Ein entgegengesetzter Antrag Chaudons gieng dahin: „den Pater Girard wegen vollkommen erwiesener geistlicher Blutschande und Fruchtabtreibung, so wie wegen Erniedrigung seiner priesterlichen Würde durch oftmals wiederholte Vergehen gegen die Sittlichkeit zum Tode zu verurtheilen," und diesem Antrag stimmten nicht weniger als zwölf Richter zu, so daß nur ein einziges Votum fehlte, um denselben zum Gerichtsbeschluß zu machen. Die andern zwölf Richter einigten sich für einen dritten vermittelnden Antrag, welcher dahin ging: „erstens, daß der Pater Girard in Anbetracht der an ihm sichtbar gewordenen Geistesschwäche, die ihn zum Gegenstande des Spotts seiner Beichtkinder gemacht, von den ihm zur Last gelegten Verbrechen und Vergehen

zwar freigesprochen, dagegen aber an das geistliche Gericht verwiesen werden solle; zweitens daß die Cadière ebenfalls freizulassen und ihrer Mutter zu übergeben sei, unter der einzigen Beschwer, die Unkosten, welche der Prozeß bei dem Criminallieutenant von Toulon verursacht, jedoch ohne alle Interessen und sonstigen Schadenersatz, zu tragen; drittens: daß der Prior der Karmeliter, Niklas de St. Joseph, so wie die Brüder der Cadière, welche des Complotts und der falschen Anklage gegen den Girard beschuldigt waren, ebenfalls freizusprechen und aus dem Gefängnisse zu entlassen seien; viertens endlich, daß die Schriften, die von den Partheien eingereicht wurden, so weit sie der Ehre der Kirche nachtheilig, vernichtet und durch den Obergerichtsdiener zerrissen werden sollen." Zwischen Antrag Numero zwei und drei war also Stimmengleichheit vorhanden und es kam demnach auf den Stichentscheid des Präsidenten an; dieser aber, als ein Freund der Jesuiten, stimmte natürlich für Nummer „drei," und somit wurde der obgenannte vermittelnde Antrag, welcher alle Parthien ohne Strafe losließ, zum Beschluß erhoben. Einige für den Orden Jesu inflammirte Richter meinten nun zwar nachträglich, es wäre doch am Platze, der Cadière wenigstens eine kleine Züchtigung angedeihen zu lassen, damit sie sich nicht rühmen könne, ganz und gar straflos weggekommen zu sein; allein die übrigen Parlamentsmitglieder waren hiezu durchaus nicht zu bewegen. „Was?" rief einer von ihnen voller Entrüstung. „Wir haben so eben einen Mann freigesprochen, welcher vielleicht einer der größten Verbrecher der Welt ist, und wir sollten diesem Mädchen auch nur die geringste Strafe auflegen? Eher sollte dieser Palast in Flammen aufgehen und uns in seinen Trümmern begraben!" Diese energischen Worte zündeten und die Cadière ging frei aus dem Gefängnisse hervor.

Also endigte der Proceß Girard — Cadière, welcher so ungeheures Aufsehen durch ganz Europa machte. Er endigte, wenn man den Wortlaut des Urtheils nimmt, resultatlos, und doch — welch' ungemein klares Resultat lag in demselben! Oder wie?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hatte nicht der Orden Jesu die Cadière als eine gemeine Betrügerin und ihre Brüder nebst dem Karmelitenprior als falsche Ankläger und Complottirer verklagt — warum wurden sie nun nicht gestraft? Oder ist es etwa nur ein kleiner Spaß, Jemanden der Nothzucht und Fruchtabtreibung zu beschuldigen, und insbesondere einen Priester von dem Rang eines jesuitischen Rectors? Gewiß, wenn der Pater Girard unschuldig gewesen wäre, so würde die Cadière dem Tode nicht entgangen sein, und die Jesuiten hatten es also mit all' ihrem sonst so großartigen Einfluß, so wie mit all' ihrem furchtbaren Geldaufwand nicht weiter zu bringen gewußt, als dazu, daß ihr Mitbruder nicht zum Tod verurtheilt wurde. Daß er aber diesen verdient hätte, daran zweifelte kein rechtlich denkender Mensch in der ganzen gebildeten Welt und man mußte daher auch in Aix nach Verkündigung des Urtheils eine größere Militärmacht aufbieten, um denselben vom Gerichtspalast sicher und heil durch die tobende Menge bringen zu können. Ja noch mehr — selbst der Erzbischof von Aix, obwohl sonst keine Krähe der andern die Augen aushackt, trat offen zu denen über, welche ihn als Verbrecher bezeichneten, und verbot ihm nicht blos die Besteigung der Kanzel, auf welcher derselbe seinen Triumph feiern wollte, sondern verwies ihn sogar aus der Stadt Aix, so wie aus seinem ganzen erzbischöflichen Sprengel. Auch nach Toulon durfte Girard nicht zurück, weil man befürchtete, es möchte daselbst einen Aufstand geben, und er nahm somit seinen Aufenthalt in Lyon; doch auch hier nicht auf lange, denn schon nach einem Jahre mußte er der Welt für immer Valet sagen und das Volk hielt dieses schnelle Dahinscheiden des starken kräftigen Mannes für nichts anderes als für ein Gottesgericht. Was half es also die Jesuiten, wenn sie ihn später in allen möglichen Schriften für einen verfolgten Heiligen auszugeben versuchten? Kein Mensch schenkte ihnen Glauben, wohl aber machten Tausende und Abertausende den Schluß, daß eine Gesellschaft, welche einen offenbaren Verbrecher der gräulichsten Art nicht blos nicht als ein räudiges Schaf ausstößt, sondern sogar noch in Schutz nimmt und in den Himmel erhebt — daß, sage ich, eine solche Gesellschaft ebenfalls nicht mehr werth sei, als der genannte Verbrecher selbsten.

Schließlich noch ein paar Worte über das weitere Schicksal der Cadière. Sie wurde, als sie aus dem Gerichtssaale trat, mit dem freudigsten Zuruf begrüßt und alle Welt beeilte sich, ihr seine Theilnahme zu bezeugen. Ja man fetirte sie förmlich wie eine Heldin und es erschienen eine Menge von Gedichten, in welchen ihrer Standhaftigkeit und besonders ihrer Schönheit*) das außerordentlichste Lob gezollt wurde. Umgekehrt aber schwieg auch die Lästerzunge der Verläumdung nicht und insbesondere ließen es sich alte Jungfrauen, welche Jesuiten zu Beichtvätern hatten, angelegen sein, sie unter der Hand auf alle Weise zu verunglimpfen. Somit wurde ihr der Aufenthalt in Aix nur zu bald aufs höchste entleidet und auch in Toulon machte man ihr es unmöglich längere Zeit zu verweilen. Ihre Mutter verkaufte daher schnellstens ihr ganzes Besitzthum und eines Morgens waren Beide, Mutter und Tochter, spurlos verschwunden. Die Söhne Loyolas gaben sich alle nur erdenkliche Mühe, ihren Aufenthalt zu erfahren, und viele Personen, von denen man voraussetzen konnte, daß sie in das Geheimniß eingeweiht seien, wurden sogar unter allerlei Vorwänden ins Gefängniß geworfen, um sie zum Beichten zu bewegen. Ob es ihnen aber gelang — nun darüber schweigt die Geschichte, denn die Welt erhielt nie mehr eine bestimmte Kunde von der armen Unglücklichen. Mehrere behaupteten, sie sei unter einem fremden Namen in ein anderes Land oder gar übers Meer gegangen. Andere wollten wissen, sie habe sich aus Ueberdruß am weltlichen Leben in einem Kloster begraben und ihre Mutter hätte diesem Kloster all ihr Vermögen vermacht. Die große Mehrzahl bestand darauf, die Jesuiten hätten ihren Aufenthalt entdeckt und sie dann heimlich mit Gift aus der Welt geschafft.

---

*) Sie war eine Brünette von äußerst sanften und lieblichen Gesichtszügen, und hatte eine mittlere Statur mit einem ungemein regelmäßigen Körperbau. Insbesondere aber zeichnete sie sich durch eine wahrhaft wunderbare Harmonie, sowie durch eine Fülle und Frische, die ihres Gleichen suchten, aus. Doch am allermeisten priesen die Zeitgenossen ihre dunkelglühenden schwärmerisch-sanften Augen, mit welchen der weiße Teint und die glänzend schwarzen Haare gar prächtig zusammenstimmten, und mit einem Worte — die ganze Männerwelt war darüber einig, daß man nicht leicht in einem weiblichen Wesen mehr Reize vereinigt finden könne, als in Katharina Cadière, dem Opfer der Lüste des Jesuiten Girard.

Im Verlage von **A. Kröner** in **Stuttgart** sind nachstehende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mysterien des Vatican

oder: Die geheimen und offenen Sünden des Pabstthums. Zeit- und Geschichtsbilder von Theodor Griesinger. 4. Auflage.

Seit Strauß's „Leben Jesu" hat in Deutschland kein historisches Werk, das sich auf's Feld der kirchlichen und religiösen Aufklärung wagte, einen solch' außerordentlichen Erfolg gehabt, als Theodor Griesinger's **„Mysterien des Vatikan".**

Die erste Auflage von 4000 Exemplaren, die anno 1861 herauskam, vergriff sich in fast einem Jahr. Es folgte eine zweite und dritte Auflage, jetzt wird eine vierte in abermals 4000 Exemplaren ausgegeben. **Also in einem Zeitraum von noch nicht 4 Jahren vier Auflagen und zwar von einem Umfang, wie sie selten gedruckt werden.**

Solche Erfolge verdankt ein Buch nicht dem Zufall; es kann sie vielmehr nur seinem Inhalt verdanken. Statt aller Anpreisung wiederholen wir daher nur die Titel der einzelnen Bücher, in welche das Werk zerfällt: Erstes Buch: **Der Pabst und die Armuth.** Zweites Buch: **Der Pabst und die Demuth.** Drittes Buch: **Der Pabst und die Keuschheit.** Viertes Buch: **Der Pabst und die Christlichkeit.** Fünftes Buch: **Der Pabst und die Duldsamkeit.** Sechstes Buch: **Der Pabst und die Unfehlbarkeit.** Siebentes Buch: **Der Pabst und die Neuzeit.**

Die Mysterien des Vatican erscheinen abermals in 12 Lieferungen in gr. 8. à 5 Sgr. — 18 kr. rhein. in Zwischenräumen von 14 Tagen.

Auf besonderen Wunsch der Abonnenten liefert die Verlagshandlung mit der letzten Lieferung gegen Nachzahlung von 5 Sgr. 18 kr. rhein. das Bild:

Huß vor dem Scheiterhaufen.

Die Consumvereine,

ihr Wesen und Wirken.

Nebst einer praktischen Anleitung zu deren Gründung und Einrichtung.

Auf Verlangen des ständigen Ausschusses der deutschen Arbeitervereine herausgegeben von

Eduard Pfeiffer.

12 Bogen Classikerformat. Geheftet. Preis 54 kr. — 15 gr.

Bei der immer wachsenden Bedeutung und Ausdehnung der Consumvereine wird diese von einem kompetenten Fachmann herausgegebene Schrift Vielen zur Orientirung erwünscht sein.

Vergleichende Zusammenstellung der europäischen Staats-Ausgaben

von E. Pfeiffer. — Preis 1 fl. — 18 gr.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ferner:

Neue Pariser Mysterien.

Ein Sittengemälde aus dem zweiten Kaiserreich. Herausgegeben von Otfrid Mylius.

3 Bände sammt einer sehr hübschen Prämie in Farbendruck: „Pariser Opernball". Preis 4 fl. 48 kr. — 2 Thlr. 20 Sgr.

Wenige Bücher haben ein so allgemeines Interesse bei der gesammten Lesewelt gefunden, wie z. B. die »Mystères de Paris« von Eugen Sue. Und doch war dieser Roman großentheils nur Fiction, nur die Ausgeburt einer titanenhaften Phantasie. Was wir hier unter ähnlichem Titel geben, sind dagegen auf **Thatsachen und eine reelle Basis** gegründete, nur in der spannenden Form des Romans geschriebene Sittenschilderungen des heutigen Frankreichs, **zum Theil Censurflüchtlinge, der Feder der genialsten Schriftsteller entflossen, welche bei der geknechteten Presse und grausamen Polizeiherrschaft des heutigen Kaiserreichs dort nie an das Licht treten dürften.** Ein kundiger Führer begleitet uns in den „Neuen Pariser Mysterien" durch alle Schichten der Gesellschaft. Wir lernen dabei den raffinirtesten **Luxus des Pariser Genußlebens** kennen, machen die Bekanntschaft der **militärischen Tafelrunde des 2. Dezembers, des Senats, des gesetzgebenden Körpers, der Mysterien der geheimen Polizei und der Börse, der Salons, der modernen Herzöge und der Geldpilze** à la **Mirès, Pereire** u. A. m., der **Heimlichkeiten des Quartier de Breda** und der **Demi-monde.** Wir besuchen die **Werkstätten und Bierhäuser des Faubourg St. Antoine,** die **Salons der Chaussee d'Antin** und des **Faubourg St. Germain,** wir verkehren mit der **Zigeunerwelt des Theaters,** und blicken hinter den Vorhang der **Kabinette, in welchen man die neue Weltgeschichte macht.** Wir werden durch die **Gefängnisse von Mazas** und andere geführt, und besuchen, nachdem wir den Vorbereitungen eines Schubs für die **„trockene Guillotine" in Cayenne** angewohnt, die **schweigsamen, schauerlichen Einzelnkerker oder Oubliettes des Mont St. Michel,** welcher unter dem heutigen Kaiserreich die Stelle der einstigen Bastille vertritt. Wir machen uns vertraut mit dem **Treiben des Studentenviertels,** mit den **Orgien der Bälle der großen Oper, des Mabile und der Closerie des Lilas,** und ruhen dann wieder an **reizenden Idyllen in den waldigen Hügeln der Bretagne,** auf alten, burgartigen Schlössern, wo wir das Treiben der **legitimistischen Schloßherren** belauschen! Das heutige Frankreich tritt hier dem Leser in allen Typen seiner Bevölkerung entgegen, vom Kaiser herab bis zum einfachsten Landmädchen, und alle Scenen, die uns vorgeführt werden, sind von dramatischer Lebendigkeit und drastischer Wirkung.

Don Carlos.

Leben, Verhaftung und Tod dieses Prinzen.

Von L. A. Warnkönig.

Mit einem Stahlstich-Porträt und autographen Brief des Don Carlos.

12 Bogen 8. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. — 1 fl. 45 kr.

Genaue geschichtliche Mittheilungen über das geheimnißvolle Schicksal des durch Schiller's Tragödie in Deutschland berühmt gewordenen Don Carlos werden allen Gebildeten von höchstem Interesse sein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

03M46389

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

P
03

Griesinger.

Die
Jesuiten.

1.

M
46389